



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

Über die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein.
Ein- und Ausschlüsse in der Migrantinnen*beratung
und Möglichkeiten feministischen und
rassismuskritischen Arbeitens

verfasst von / submitted by

Tina Fuchslbauer

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2016 / Vienna 2016

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 066 808

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Gender Studies

Betreut von / Supervisor:

Dr. Sara de Jong, MA

Gefördert von der Österreichischen Hochschüler_innenschaft



„So, every single tiny action we carry out reflects and affects our politics“

(Minh-ha 1999:45)

Danke

Diese Arbeit wäre ohne die Unterstützung vieler Menschen nicht zustande gekommen. An erster Stelle danke ich meinen Eltern, die mich immer in allem unterstütz(t)en, was mir wichtig war und ist.

Es ist unmöglich, alle aufzuzählen, die meine Gedanken zu dieser Arbeit beeinflusst haben. Besonders danken möchte ich

- meinen Freundinnen* Ann Kathrin, Astrid, Babsi, Conny, Daniela, Elke, Judith, Jutta, Katka, Marlene, Zap und Ivanka für ihr Interesse, für Korrekturen und für die emotionale Unterstützung und Ablenkung.
- Ann Kathrin, Conny, Astrid, Elke, Judith und Katka darüber hinaus für's Endlektorat und Käthe für Zitierhilfen.
- den Frauen* von maiz, die mich in feministischer und politischer Hinsicht sehr geprägt haben und Freundinnen* geworden sind.
- Assimina Gouma, weil sie darüber hinaus meiner Arbeit ihren Titel gegeben hat.
- David für gutes Essen und einen ruhigen Arbeitsort.

Meiner Betreuerin* Sara de Jong danke ich für die Unterstützung, die über jene einer Masterarbeitsbetreuung weit hinausging. Ich habe die langen Gespräche und Diskussionen sehr genossen und die englischsprachigen Literaturtipps haben mir neue Einblicke ins Forschungsfeld gewährt.

Schließlich danke ich meinen Interviewpartnerinnen* für ihre Zeit und dafür, mir Einblicke in ihre Arbeit gewährt zu haben. Ich wünsche mir für die Zukunft Arbeitskolleg_innen, mit denen ich ähnliche Gespräche führen kann.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	6
1.1	Persönliche Motivation und Ambivalenzen	9
1.2	Fragestellung, Thesen, Ziele	10
1.3	Begründung von Theorie und Methode	11
1.4	Aufbau und Gliederung der Arbeit.....	13
2	Historische Einbettung und Kontextualisierung Sozialer Arbeit	14
2.1	Historische Einbettung Sozialer Arbeit mit Schwerpunkt auf Fürsorgepolitiken im Nationalsozialismus	15
2.1.1	Fürsorgepolitiken im Nationalsozialismus.....	18
2.1.2	Soziale Arbeit in Österreich nach dem Zweiten Weltkrieg.....	24
2.2	Historische Kontinuitäten und gegenwärtige Diskriminierungen in der Sozialen Arbeit	27
2.2.1	Gegenwärtige Rassismen in der Sozialen Arbeit	29
2.2.2	Dominante Diskurse in der Sozialen Arbeit in der Migrationsgesellschaft	38
2.3	Das <i>Geschlecht</i> Sozialer Arbeit und in der Sozialen Arbeit	48
3	Wer berät wen? Subjektkonstruktionen in der Migrantinnen*beratung	56
3.1	Die <i>Anderen</i> in der Geschichte der Frauen*bewegungen	58
3.1.1	Kämpfe um das Wahlrecht in den USA und Großbritannien.....	59
3.1.2	Rassismen in frauen*bewegten Zusammenhängen des 20. Jahrhunderts	62
3.2	Konstruktionen der vergeschlechtlichten <i>Anderen</i> und deren Auswirkungen in der Gegenwart	66
3.2.1	Bilder der <i>Dritten Welt Frau*</i> und der <i>Subalternen</i>	68
3.2.2	Gegenwärtige Diskriminierungen und Auswirkungen auf die Migrantinnen*beratung	70
3.3	Die <i>Anderen</i> in psychosozialen Teams	74
3.3.1	Die Essentialisierung als „Native informant“	75
3.3.2	Anerkennung von Erfahrungswissen	78
3.3.3	Plädoyer für eine Öffnung der Teams	81
4	Das Berufliche ist politisch. Möglichkeiten des Umgangs mit Differenz in der Migrantinnen*beratung	82
4.1	Von der „Ausländer“sozialarbeit zur Migrationssozialarbeit: Zugänge zum Kulturbegriff in der Sozialen Arbeit	83
4.2	Identitätspolitische und postmoderne Bündnismöglichkeiten.....	85
4.2.1	Identitätspolitische Zugänge	86

4.2.2	Postmoderne Theorien als eine Möglichkeit des Zugangs zu Identität.....	88
4.3	Reflexivität.....	92
4.3.1	Reflexivität im Berufsfeld der Migrantinnen*beratung	92
4.3.2	Reflexionsprozesse in frauen*bewegten Zusammenhängen.....	94
4.3.3	Reflexivität als kollektiver Prozess	95
4.4	Implikationen für antirassistisches und feministisches Arbeiten	96
5	„Eine Institutionenlandschaft [...], die halt von <i>weißen</i> Menschen geprägt ist.“ Interviews mit Migrantinnen*beraterinnen*	98
5.1	Ablaufmodell.....	104
5.2	Vorstellung des Kategoriensystems	105
5.3	Reflexion des Forschungsprozesses	106
5.4	Auswertung der Interviews	107
5.4.1	Beschreibungen von Diskriminierungen und Ungleichbehandlungen (Kategorie A)	107
5.4.2	Identitätskonstruktion/Verortung der Beraterin* (Kategorie B)	121
5.4.3	Die Beziehung zwischen dem Selbst (der Beraterin*) und der/den <i>Anderen</i> (Kategorie C).....	131
5.4.4	Das Sprechen über die <i>Anderen</i> (Kategorie D).....	143
5.4.5	Das Selbst (die Beraterin*) in der Institution (Kategorie E).....	156
5.4.6	Handlungsoptionen im Umgang mit Diskriminierungen (Kategorie F)	178
6	Resümee und Ausblick.....	191
7	Quellen- und Interviewverzeichnis	197
7.1.1	Quellenverzeichnis	197
7.1.2	Interview-Verzeichnis	234
8	Anhang.....	235
8.1	Begriffsverwendungen und Schreibweisen	235
8.2	Interviewleitfaden.....	242
8.3	Abstract	244
8.3.1	Deutsches Abstract.....	244
8.3.2	English Abstract	244
8.4	Lebenslauf	245

1 Einleitung

Die vorliegende Arbeit nimmt Ein- und Ausschlüsse im Berufsfeld der Migrantinnen*beratung¹ in den Blick. Migrantinnen* erfahren im Rahmen einer intersektionellen Betrachtungsweise zumindest in zweierlei Hinsicht Ausschlüsse, Benachteiligungen und Gewalt: Einerseits erleben sie als Migrantinnen* Rassismen, da sie als *anders* und in vielerlei Hinsicht als nicht zugehörig konstruiert werden. Andererseits sind sie aufgrund der Tatsache, als Frauen* sozialisiert zu sein und als solche wahrgenommen zu werden, mit Sexismen konfrontiert. Diese beiden Diskriminierungslinien sind miteinander verwoben. Dadurch ergeben sich auch spezielle Anforderungen an professionelle Berater_innen. Der Intersektion von Rassismen und Sexismen muss, so meine These, in der Sozialen Arbeit mit antirassistischen und feministischen Praxen begegnet werden.

Im Arbeitsfeld der Migrantinnen*beratung werden zusätzlich Differenzen zwischen Frauen* wirkmächtig. Selcuk Yurtsever-Kneer von der feministischen Migrantinnen*gruppe FeMigra Frankfurt schreibt dazu:

Hier in Europa existieren bis dato noch weit verbreitete Bilder in der Mehrheitsgesellschaft und insbesondere in der sozialarbeiterischen Praxis, die uns Migrantinnen als Unterlegene, Unterwürfige und Passive zeigen. [...] Die Frauenbilder stehen, im Gegensatz zu den Selbstbildern [sic!] der weißen Frauen, als modern, gebildet, autonom und befreit. (Yurtsever-Kneer 2004)

Prozesse des *Otherings* (Spivak 2008a: 68) resultieren darin, dass migrantische Frauen* als *anders* als westliche, *weiße* Frauen* konstruiert werden. Dies führt zu Machtverhältnissen, die in Beratungskontexten in der Regel unthematisiert bleiben oder geleugnet werden. In ihrem „Manifesto FeMigra“ (FeMigra 2004: 25) formuliert FeMigra die umstrittene Forderung, das Berufsfeld der Migrantinnen*beratung den Migrantinnen* zu überlassen. Bis heute sind noch längst nicht überall, wo „Beratung und Begleitung für Migrant/innen konzipiert und durchgeführt werden“ (ebd.), Migrantinnen* angestellt. In hegemonialen gesellschaftlichen und sozialarbeiterischen Diskursen werden Migrantinnen* als besonders hilfs- oder schutzbedürftige Gruppe dargestellt, nicht jedoch als Expert_innen für migrationsspezifische Fragestellungen angesehen.² Das Erfahrungswissen von Migrant_innen wird nicht als solches erkannt und anerkannt.

¹ Erläuterungen zu den Schreibweisen und Begriffsverwendungen sind im Anhang der Arbeit zu finden.

² Sind Migrantinnen* als Sozialarbeiterinnen* tätig, kann es wiederum sein, dass sie ausschließlich auf die Rolle als Expertinnen* für die Arbeit mit Migrantinnen* reduziert werden. Darauf wird in Kapitel 3 eingegangen.

Im Arbeitsfeld der Migrantinnen*beratung kreuzt sich, so meine weitere These, die Kritik an Ausschlüssen innerhalb von Frauen*bewegungen mit der Kritik, dass Soziale Arbeit dem rassistischen System dient, gegen das sie zu kämpfen vorgibt. (Vgl. Verein für antirassistische Öffentlichkeitsarbeit 2005: 141 ff.) Der forschende Blick wird in dieser Arbeit deshalb nicht auf die Migrantinnen*, die die Beratungsstellen aufsuchen, sondern auf die Beraterinnen*, denen sie im Beratungssetting gegenüberstehen, gerichtet. Mich interessiert, wie sich die Beraterinnen* zu diesen Ambivalenzen verhalten. Häufig wird den Herausforderungen in der Sozialen Arbeit in der Migrationsgesellschaft mit Ansätzen zu Interkulturalität und Diversität begegnet. Dies spiegelt sich auch in Fortbildungsangeboten wider. Ich vertrete die Ansicht, dass stattdessen antirassistische und feministische Praxen, einhergehend mit einer reflexiven Grundhaltung, notwendig sind, um der erhöhten Vulnerabilität von Migrantinnen* hinsichtlich unterschiedlicher Formen von Gewalt zu begegnen. Meinen Wunsch nach einer verstärkten Politisierung der Sozialarbeit äußere ich in dem Wissen, dass auch in der Sozialen Arbeit Rassismen, Sexismen, Klassismen, Ableismen und andere Diskriminierungsformen (re)produziert werden. In der Migrationsgesellschaft werden soziale Probleme, wie sich zeigen wird, häufig leichthin als kulturspezifische Probleme dargestellt, ohne strukturelle Bedingungen zu berücksichtigen. Ein „essentialistische[s] und deterministische[s] Verständnis von ‚kultureller Identität‘“ (Mecheril 2009), wie es bei interkulturellen Ansätzen vorherrscht, begünstigt dies. Ergebnis ist eine homogenisierte Darstellung *der Migrant_innen*.

Soziale Arbeit ist in gesellschaftliche Machtgefüge eingebettet, weshalb Kritik an ihr auch Gesellschaftskritik im Allgemeinen bedeuten sollte. Weil Sozialarbeit im Kontext staatlicher Aufträge agiert, kann ihr eine systemstabilisierende Wirkung vorgeworfen werden. Da Soziale Arbeit aber von sich behauptet, auf Seite der Unterdrückten zu stehen³, kann diese Systemeingebundenheit nicht einfach als Rechtfertigung herangezogen werden, um sich nicht gegen bestehende Ungerechtigkeiten aufzulehnen. Unkritische Soziale Arbeit ist Verwalterin von Privilegien und verfestigt Machtverhältnisse. (Bratić 2010: 195) Im Kontext einer Migrationsgesellschaft⁴ ist sie auch ein staatliches Instrument zur Behandlung jener sozialen Probleme, die ohne

³ In der „Global Definition of the Social Work Profession“ ist dazu Folgendes zu lesen: „Social work is a practice-based profession and an academic discipline that promotes social change and development, social cohesion, and the empowerment and liberation of people. Principles of social justice, human rights, collective responsibility and respect for diversities are central to social work. Underpinned by theories of social work, social sciences, humanities and indigenous knowledge, social work engages people and structures to address life challenges and enhance wellbeing.“ (IFSW 2014) Auch im Berufsbild des Österreichischen Berufsverbandes diplomierter Sozialarbeiter_innen steht geschrieben, dass Soziale Arbeit Soziale Gerechtigkeit anstrebt (obds 2004: 2) und „individuelle und gesellschaftliche Ursachen, die soziales Unrecht entstehen lassen [bekämpft].“ (Ebd.)

⁴ Mecheril u. a. verwenden den Begriff der Migrationsgesellschaft, „da der Begriff ‚Migration‘ weiter als der der ‚Einwanderung‘ oder ‚Zuwanderung‘ ist“ (Mecheril 2010a: 11).

staatliche Politiken der Benachteiligung von Migrantinnen*, in Form restriktiver Asyl- und Fremdengesetzgebungen, größtenteils gar nicht entstehen würden. Zudem ist das Ziel staatlicher Sozialer Arbeit, egal mit welchen Zielgruppen⁵, „ein ökonomisch und politisch abgestimmtes Verhalten“ (Bratić 2010: 204). Es besteht, ähnlich wie in der Entwicklungszusammenarbeit, die Gefahr, dass die, die in diesem Bereich arbeiten, „in hegemoniale Diskurse verstrickt bleiben, während sie vorgeben, für marginalisierte Gruppen einzutreten“ (Dhawan 2009: 54). Was Rubia Salgado von der Migrantinnen*selbstorganisation maiz bei einer Tagung zum Thema „Deutsch als Zweitsprache“ gesagt hat, trifft auch auf die Migrant_innenberatung zu: „Das Feld genießt einen Schein der Parteilichkeit für Migrant_innen, gibt sich antirassistisch und verpasst dabei die Chance, Rassismus zu reflektieren.“ (Salgado 2014) Es erscheint deshalb unabdinglich, helfenden Berufen kritisch gegenüber zu stehen. Kritik, mit Foucault verstanden als „die Kunst nicht regiert zu werden bzw. die Kunst nicht auf diese Weise und um diesen Preis regiert zu werden“ (Foucault 1992: 12), ist Bestandteil einer reflexiven Grundhaltung. Sara de Jong betont die Fähigkeit, seiner eigenen beruflichen Tätigkeit kritisch gegenüberzu stehen, folgendermaßen: „Hence, as there is no outside of the power structure, one needs to act critically and reflexively from within.“ (De Jong 2009: 391)

Bei aller Kritik an Sozialer Arbeit kann dem Dilemma nicht ausgewichen werden, indem Angebote zur Beratung und Unterstützung nicht weitergeführt werden und Sozialarbeit abgeschafft wird. Dies würde zu einer weiteren Verschlechterung der Situation gesellschaftlich Benachteiligter führen.

Es ist [daher] die Frage, ob die Soziale Arbeit sich als eine mögliche Gegeninstanz gegen Formen von Alltagsrassismus und den neoliberalen Umbau der Gesellschaft versteht oder ob sie nur einen Beitrag zur ‚humanen‘ Abfederung von Ausgrenzungspraxen und deren Nebenwirkungen leisten will. (Melter 2007: 126)

Dieser Frage wird mit Fokus auf die Migrantinnen*beratung nachgegangen. Eine herrschafts- und gesellschaftskritische Soziale Arbeit dient nicht jenen, die sämtliche Privilegien für sich beanspruchen, sondern bietet „Perspektiven von Kritik, Widerstand und antihegemonialen [sic!] Handeln“ (Diebäcker/Hammer 2009: 12). Inwieweit diese Widerständigkeit von den Institutionen gewünscht und von Beraterinnen* umgesetzt wird, ist Teil meines Forschungsinteresses. Es soll damit nicht der Eindruck erweckt werden, dass Veränderungen im Berufsfeld

⁵ Im Zuge des Ausbaus des Sozialstaates haben auch die Zielgruppen Sozialer Arbeit zugenommen, wie Ljubomir Bratić beschreibt: „Bettler, Herumtreiber, Unangepasste Punks, Arme, Kranke, Jugendliche, Flüchtlinge, Behinderte, Traumatisierte, Fussballfans, Ein-Eltern-Familien, die Zweite Generation, MigrantInnen im allgemeinen, SexarbeiterInnen, Langzeitarbeitslose und noch viele andere marginalisierte Gruppen sind die Fälle der SozialarbeiterInnen.“ (Bratić 2010: 204) Als Erklärung für diesen enormen Zuwachs an Zielgruppen gibt er an: „Die Verwaltung will wissen, wie es um das Verhalten der Unangepassten steht und welchen Gebrauch sie von diesen machen kann.“ (Bratić 2010: 204)

der Sozialen Arbeit alleine ausreichen würden, um die Welt „besser“ zu machen. Aber Veränderungen sind in verschiedensten Bereichen notwendig, wie die Aktivistinnen* von FeMigra feststellen: „Unser Kampf muß sich auf unterschiedlichen Ebenen abspielen, die jedoch alle die Aufhebung von Ausbeutung und Diskriminierung zum Ziel haben.“ (FeMigra 1994)

1.1 Persönliche Motivation und Ambivalenzen

Das Interesse für die Thematik dieser Arbeit entspringt meiner eigenen Erfahrungen als Sozialarbeiterin*. Über zehn Jahre habe ich in einem psychiatrischen Krankenhaus gearbeitet, wo ich auch für die Sozialarbeit in einer sogenannten interkulturellen Ambulanz verantwortlich war. Danach habe ich ein Jahr in der Beratungsstelle der Migrantinnen*selbstorganisation maiz in Linz gearbeitet. Die Frage nach dem Umgang mit Rassismen und Sexismen im Berufsfeld der Sozialen Arbeit beschäftigt mich schon lange. Als *weiß* und der sogenannten Mittelschicht zugehörig, repräsentiere ich die österreichische Mehrheitsgesellschaft. Diese Position erschwert ein Erkennen bestimmter Zusammenhänge von Rassismen und Sexismen, geht jedoch einher mit dem Wunsch, dass alle im Besitz derselben Privilegien, die ich genieße, sein sollten. Die schmerzhafteste Erkenntnis, dass auch von mir als Frau*, die sich selbst als antirassistisch bezeichnet, Rassismen (re)produziert werden, hat mich dazu veranlasst, diese Arbeit zu schreiben.

Es stellt ein generelles Problem dar, dass das Aufzeigen von Diskriminierungen entlang bestimmter Kategorien dazu führt, dass diese Differenzlinien wieder verstärkt werden. So geht beispielsweise die Thematisierung von Rassismen mit einer „Reifizierung von ‚race‘“⁶ (Lewis 1996a: 46, Übersetzung T. F.) einher. María do Mar Castro Varela stellt dazu fest: „Beim Versuch [...], *Otherring* sichtbar und begreifbar zu machen, besteht somit die Gefahr, selbst „*Otherring* zu reproduzieren“ (Castro Varela 2010: 257). Andererseits ist das Benennen von Differenzen, solange soziale Ungleichheiten bestehen, unumgänglich um Diskriminierungen sichtbar zu machen.⁷ Werden Kategorien und damit einhergehende Diskriminierungen nicht konkret benannt, besteht laut Eggers „[d]ie Gefahr der Beliebigkeit“ (Eggers 2015: 259) in dem Sinne, dass sich jede Person als in irgendeiner Hinsicht als diskriminiert betrachten kann, während

⁶ Zur Problematik der Begriffe siehe den Anhang zu den Begrifflichkeiten.

⁷ Wie Maureen Maisha Eggers schreibt, ist es auch so, dass „das Bestreben [...] Kategorien festzulegen, um [...] Ungleichheiten genauer zu erfassen aus der Auseinandersetzung mit gesellschaftlicher Ungleichbehandlung und den Forderungen diskriminierter bzw. marginalisierter Gruppen [hervorging]“ (Eggers 2015: 257).

Privilegien tendentiell eher verleugnet werden. (Ebd.: 259 f.) Die Benennung von Kategorien ist somit ein Instrument, das strategisch eingesetzt werden kann. Gleichzeitig ist hier kritisch anzumerken, dass sich Kritik an Diskriminierungen nicht im bloßen Benennen von Kategorien und damit einhergehenden Diskriminierungen erschöpfen kann, sondern auch Politisierungsprozesse in der Sozialen Arbeit (und gesamtgesellschaftlich) damit einhergehen müssen, damit Änderungen stattfinden. (Vgl. Neuhold/Scheibelhofer 2010: 184) Ich hoffe, dem gerecht zu werden, indem ich nicht nur die Problemlagen aufzeige, wie dies in den Kapitel 2 und 3 geschieht, sondern in Kapitel 4 auch konkrete Zugänge zu rassismuskritischem⁸ und feministischem Arbeiten vorstelle.

Es spiegelt sich in diesem Paradox ein generelles Problem der Sozialen Arbeit wieder: Der Fokus auf bestimmte Differenzen durch das Ansprechen spezieller Zielgruppen verstärkt wiederum die Differenzziehungen, wodurch Ungleichheiten reproduziert werden. Mit maiz⁹ stelle ich fest, dass es „unmöglich [ist], Differenzen nicht anzuerkennen. Denn alle [...] gleich zu behandeln, ohne gegebene Unterschiede und ungleiche Bedingungen zu berücksichtigen, würde Benachteiligung bewirken und bestätigen“ (verein maiz 2014: 5).

Ich versuche, der Reproduktion von Zuschreibungen durch einen intersektionellen Ansatz entgegenzuwirken. Dieser bedeutet für mich, immer wieder den Fokus auf die Komplexität von Lebenswelten zu legen, ohne einzelne Kategorien permanent zu reifizieren. (De Jong 2010: 57)

1.2 Fragestellung, Thesen, Ziele

Im Theorieteil meiner Arbeit beschäftige ich mich mit der Frage, wo und wie Rassismen und andere Ausschlussmechanismen im Feld der Sozialen Arbeit und insbesondere in der Migrantinnen*beratung wirksam wurden und werden und wie damit umgegangen werden kann. Die Auswahl der Quellen wird im nächsten Unterkapitel begründet.

⁸ Auf die Begriffe „Antirassismus“ und „Rassismuskritik“ wird in Kapitel 4 eingegangen.

⁹ Die folgende Aussage von maiz bezieht sich auf die Bildungsarbeit, kann aber ebenso auf die Soziale Arbeit umgelegt werden.

Im empirischen Teil erforsche ich, wie Beraterinnen*, die in der Migrantinnen*beratung tätig sind, mit den in der Einleitung angesprochenen Ambivalenzen, die aufgrund der Eingebundenheit Sozialer Arbeit in ein rassistisches, sexistisches System entstehen, umgehen. Meine Hauptforschungsfrage lautet:

Wie verorten sich Migrantinnen*beraterinnen* zu den Diskriminierungen, von denen ihnen Migrantinnen* im Kontext der Beratungstätigkeit erzählen und welche Schwierigkeiten und Ambivalenzen erleben Migrantinnen*beraterinnen* in ihrer Arbeit?

Folgende Unterfragen sind dabei von Interesse:

- Wie gehen die Beraterinnen* mit Intersektionen von Rassismen und Sexismen um?
 - Inwieweit verorten sie sich dazu politisch (feministisch, antirassistisch)?
 - Inwieweit stehen diese Selbstverortungen im Widerspruch oder Einklang zur Verortung der Institution?
- Wie positionieren sich die Beraterinnen* gegenüber den Frauen*, die sie beraten?
 - Wo sehen sie Gemeinsamkeiten zu den Frauen*, die sie beraten? Inwiefern finden Prozesse des *Otherings* statt?
- Wie gehen Beraterinnen* konkret in ihrem Arbeitsalltag mit diesen Diskriminierungsformen um?

Ziel dieser Arbeit ist es, zu einem Verständnis von Sozialer Arbeit als politischer Arbeit, im Rahmen derer antirassistische und feministische Praxen relevant sind, beizutragen. Meine Masterarbeit ist im Bereich der Kritischen Sozialarbeitsforschung und der Kritischen Migrationsforschung zu verorten.

1.3 Begründung von Theorie und Methode

Im Folgenden werde ich meine Literatúrauswahl für den Theorieteil sowie meine Methodenauswahl für den empirischen Teil begründen und Forschungslücken aufzeigen. Auf die genaue

Textauswahl wird in den jeweiligen Kapiteln eingegangen und eine detailliertere Darstellung der empirischen Methode folgt in Kapitel 5.

Die Kritik an der Sozialen Arbeit in der Migrationsgesellschaft weist Parallelen zu Kritiken an Migrationspädagogik und Entwicklungszusammenarbeit auf. Deshalb beziehe ich mich an vielen Stellen auf Autor_innen, die im Bereich der Migrationspädagogik oder der kritischen Entwicklungszusammenarbeit publiziert haben. (Mecheril u. a. 2010; verein maiz 2014; De Jong 2010; Heron 2007) Die Gemeinsamkeit mit der Pädagogik besteht darin, dass auch Soziale Arbeit als eine Form der Erziehung und Normierung betrachtet werden kann. (Vgl. Bratić 2010: 199) Mecheril bezeichnet die Soziale Arbeit neben der Schule¹⁰ als pädagogisches Handlungsfeld. (Mecheril 2010c: 54) Mit der Entwicklungszusammenarbeit verbindet die Soziale Arbeit, dass in beiden Arbeitsfeldern postkoloniale Verhältnisse fortgeschrieben werden, indem vermeintlich westliche Lebensformen weitgehend als Norm gesetzt werden.¹¹ Die Migration in den sogenannten Westen kann zudem als Folge kolonialer Ausbeutungsverhältnisse, die die Lebensbedingungen von Menschen im Globalen Süden bis heute prägen, gedeutet werden. Die Bezugnahme auf feministische und postkoloniale Theorien ergibt sich zudem daraus, dass die Markierung der *Anderen* als emotional und unvernünftig im Gegensatz zu der als männlich, westlich und *weiß* konstruierten Ratio nicht nur typisches Merkmal von Kolonialisierungsprozessen (Spivak 2008a; Said 1995) und Sexismen (Beauvoir 2003), sondern auch von Sozialer Arbeit ist: „Vor allem geht es hier um den Dualismus Vernunft-Unvernunft und um den Sozialarbeiter [sic!] als Botschafter der Vernunft und die Soziale Arbeit, die sich selber als Vernunftreservoir gestaltet.“ (Bratić 2010: 200) Soziale Arbeit impliziert somit *Othering*. Mecheril stellt fest, dass Differenzsetzungen „Voraussetzung des sozialarbeiterischen Handelns“ (Mecheril 2010c: 55) sind. Dennoch werden nur selten Konzepte aus der Postkolonialen Theorie auf die Sozialarbeit angewandt. In der Literatur über Soziale Arbeit mit Migrant_innen dominiert die Wissensvermittlung über die *Anderen* und ihre vermeintlichen Besonderheiten. (Vgl. El Hachimi/Jürgens/Schlippe 2004; Bauer/Irdem/Körner 2013) Es wird in manchen Beiträgen zwar Verständnis für die schwierigen Lebenssituationen von Geflüchteten und traumatisierten Menschen geweckt sowie auf migrationsspezifische Fragestellungen und Problemlagen eingegangen, in der Regel wird aber mit einem Kulturbegriff gearbeitet, der die Reproduktion von

¹⁰ Der große Unterschied liegt laut Mecheril allerdings darin, dass eine Schulpflicht besteht und sich die Schule deshalb nicht um Zulauf bemühen muss, während Soziale Arbeit hingegen darauf „angewiesen [ist], die Gegebenheit relevanter Differenzen immer wieder zu bestätigen und sich selbst als legitimes Unternehmen zu bestätigen.“ (Mecheril 2010: 55)

¹¹ Die Normierungsfunktion Sozialer Arbeit zeigt sich auch daran, dass Soziale Arbeit „in Form von NGO's im Prozess des ‚Nation Buildings‘ [...] mitbeteiligt ist“ (Bratić 2010: 195).

Rassismen begünstigt.¹² Zudem fehlen in der angeführten Fachliteratur zu Sozialer Arbeit in der Migrationsgesellschaft weitgehend feministische Zugänge. Fachliteratur, die sich der Arbeit mit Frauen* beziehungsweise feministischer Sozialarbeit widmet, setzt wiederum in der Regel keinen Fokus auf die Arbeit mit Migrantinnen*. (Frauen beraten Frauen 2010; Neuwöhner 2010; Zehetner 2012) Ich werde im Theorieteil meiner Arbeit deshalb die verschiedenen Zugänge antirassistischen und feministischen Arbeitens miteinander verbinden.

Eine weitere Forschungslücke stellt das Thema der Rassismen im Arbeitsfeld der Sozialen Arbeit dar.¹³ Mit Ausnahme von Claus Melter, der Jugendliche zu ihren Erfahrungen mit Sozialarbeiter_innen beziehungsweise Pädagog_innen befragt hat (Melter 2007: 107 ff.; Melter 2009: 277 ff.), gibt es bisher kaum Forschungsarbeiten dazu. Deshalb habe ich mich dazu entschieden, meine theoretische Arbeit mit einer empirischen Arbeit zu ergänzen und Migrantinnen*beraterinnen* zu interviewen. Der Typus des qualitativen Interviews wird meinen Forschungsfragen gerecht, da er gut geeignet ist, um subjektive Sinn- und Wahrheitsfindungen zu erfragen. (Hefnerich 2014: 562, Mayring 2003: 45) Die Methode der qualitativen Inhaltsanalyse ermöglicht zudem jene Verbindung von Theorie und Praxis, die im Forschungsfeld der Sozialen Arbeit oft fehlt. (Vgl. Rajal 2010: 17)

1.4 Aufbau und Gliederung der Arbeit

Zur Orientierung werde ich im Folgenden auf den Aufbau dieser Arbeit eingehen. Vorausgeschickt werden muss, dass Erläuterungen zu zentralen Begriffen dieser Arbeit sowie den verwendeten Schreibweisen im Anhang nachgelesen werden können.

Nach dieser Einleitung, die das erste Kapitel darstellt, wird in Kapitel 2 durch eine Kontextualisierung und historische Einbettung Sozialer Arbeit meine These, dass Soziale Arbeit immer politisch ist, untermauert, indem historische und gegenwärtige Rassismen und andere Diskriminierungsformen im Berufsfeld aufgezeigt werden. Ein Fokus liegt darauf, dominante Diskurse um Integration, Diversität und Interkulturalität kritisch unter die Lupe zu nehmen.

¹² Eine Ausnahme hierbei stellt das Buch „Suchbegegnungen. Interkulturelle Beratung und Therapie“ (Castro Varela u. a. 1998) dar, welches ein Basiswerk für die kritische Auseinandersetzung mit Rassismus in Beratung und Therapie ist.

¹³ Snežana Kuster-Nikolić hat im Rahmen ihrer Magisterarbeit Migrant_innen zu Rassismuserfahrungen in Beratungssettings interviewt. (Kuster-Nikolić 2012)

Die im 2. Kapitel aufgezeigten *Othering*-Prozesse spielen auch im 3. Kapitel eine Rolle. Ausgehend vom Aufzeigen von Differenzlinien zwischen Frauen* in der Geschichte der Frauen*bewegungen werden Differenzen zwischen Frauen* in psychosozialen Beratungssettings thematisiert. Steht in Kapitel 2 noch das breitere Arbeitsfeld der Sozialen Arbeit im Fokus, sollen nun die dabei aufgezeigten Intersektionen von Sexismen und Rassismen konkret auf das Feld der Migrantinnen*beratung untersucht werden. Abschließend wird detaillierter auf Rassismen, die sich an Teamkonstellationen in Frauen*beratungsstellen zeigen, eingegangen.

Kapitel 4 widmet sich schließlich den in der Einleitung angeführten Potentialen Sozialer Arbeit, kritisch zu sein und sozialen Ungerechtigkeiten durch feministische und antirassistische Praxen zu begegnen. Identitätspolitische Konzepte werden ebenso thematisiert wie postmoderne Ansätze. Ein Augenmerk dabei liegt auf dem von Spivak formulierten Konzept des Strategischen Essentialismus. (Darius/Jonsson/Spivak 1993: 35)

Kapitel 5 stellt den empirischen Teil meiner Arbeit dar. Zuerst beschreibe ich die Methode, mit der ich arbeite und darauf folgend stellt die Analyse der Interviews den Hauptteil dieses Kapitels dar.

Es wird im Laufe der Arbeit deutlich, dass selbst rassismuskritische Migrantinnen*beraterinnen* im Zuge ihrer beruflichen Tätigkeit mit der „Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein“¹⁴ (Kalpaka/ Rähzel 1986), konfrontiert sind. Dieses Dilemma hat der Arbeit auch ihren Titel gegeben. Durch die Verknüpfung von Theorie und Empirie werden abschließend im Resümee Vorschläge gemacht, wie damit in der Beratungsarbeit umgegangen werden kann.

2 Historische Einbettung und Kontextualisierung Sozialer Arbeit

In diesem Kapitel wird aufgezeigt, welche historischen Prozesse, gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und Diskurse die Entwicklung der Sozialen Arbeit geformt und geprägt haben. Im ersten Teil steht eine historische Einordnung Sozialer Arbeit im Zentrum. Besonderes Augenmerk wird hierbei auf die Zeit des Nationalsozialismus gelegt, da in dieser Zeit rassistische¹⁵

¹⁴ Ich danke Assimina Gouma, die den Vorschlag für den Titel meiner Arbeit machte. Der Titel ist entlehnt von dem Buch „Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein.“ von Annita Kalpaka und Nora Rähzel (1986)

¹⁵ Allerdings hatten „Rassismus und Antisemitismus [...] in Deutschland [und Österreich] schon vor dem Nationalsozialismus eine lange Tradition.“ (Engelhardt 1999: 119)

und andere menschenverachtende Ideologien die Soziale Arbeit prägten und gerade die Kontinuitäten zu notwendigen Reflexionen über die Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft heute anregen. Der Nationalsozialismus hat die bereits vorhandenen Rassismen „so ins Monströse gesteigert“ (Rommelspacher 1995: 45), dass die Folgen davon in Österreich und Deutschland bis heute auch in der Sozialen Arbeit spürbar sind und historische Kontinuitäten im Umgang mit sogenannten Minderheiten¹⁶ und marginalisierten Gruppen begünstigen. Nach dem historischen Rückblick werden gegenwärtige Herausforderungen in der Sozialen Arbeit thematisiert und Rassismen in diesem Arbeitsfeld aufgezeigt. Um eine Kontextualisierung des Arbeitsfeldes vorzunehmen, werden aktuelle dominante Diskurse in Bezug auf die Soziale Arbeit mit Migrant_innen erläutert. Im Fokus meiner Forschungsfrage stehen Rassismen und Sexismen. Das heißt, dass auch die Kategorie *Geschlecht* von besonderer Bedeutung ist. Soziale Arbeit ist eingebettet in heteronormative gesellschaftliche Zustände, weshalb ein Teil dieses Kapitels der Relevanz der Kategorie *Geschlecht* in der Sozialen Arbeit gewidmet ist. Damit wird zwar eine künstliche Trennung der Kategorien *Geschlecht* und *race*¹⁷ vollzogen, zu Analysezwecken ist dies jedoch sinnvoll. Im darauffolgenden Kapitel wird diese Dichotomie im Rekurs auf intersektionale Ansätze wieder aufgebrochen. Kapitel 3 widmet sich dann konkret dem Forschungsfeld dieser Masterarbeit, der Migrantinnen*beratung. Ziel der folgenden historischen und gesellschaftlichen Kontextualisierung Sozialer Arbeit ist es, aufzuzeigen, dass Soziale Arbeit immer ein politisches Arbeitsfeld war und bis heute ist und dies den Akteur_innen bewusst sein sollte, um nicht (erneut) zur Ausgrenzung bestimmter Menschengruppen beizutragen.

2.1 Historische Einbettung Sozialer Arbeit mit Schwerpunkt auf Fürsorgepolitiken im Nationalsozialismus

Beim nun folgenden Blick auf die Geschichte Sozialer Arbeit¹⁸ sind zwei Aspekte für mein Forschungsthema besonders interessant, da sie die Ambivalenzen in sogenannten helfenden

¹⁶ Mit Baig (2008: 104) möchte ich darauf hinweisen, dass sich der Begriff der Minderheit nicht auf eine quantitative Messung, sondern auf Herrschaftsverhältnisse bezieht.

¹⁷ Die Erläuterung der Begriffe und Schreibweisen ist im Anhang zu finden. Der Begriff *race* ist als Bezeichnung für die Analysekategorie zu verstehen.

¹⁸ Es ist wenig verwunderlich, dass deutschsprachige Autor_innen einen eurozentrisch und christlich geschulten Blick auf die Geschichte der Sozialen Arbeit werfen. Typischerweise wird zu Beginn auf die biblische Geschichte des barmherzigen Samariters (Lambers 2010: 23; Müller 1999: 9) und auf die Soziale Arbeit in Klöstern (Kuhlmann 2008: 17) eingegangen.

Berufen widerspiegeln: der Aspekt der Wissensproduktion und jener der Normierung und Kontrolle. Soziale Arbeit hat seit ihren Anfängen zur Wissensproduktion über die vermeintlich *Anderen* und somit auch zur Produktion von Stereotypen, Rassismen, Sexismen, Klassismen und Ableismen beigetragen.¹⁹ Sie war und ist ein staatliches Instrument der Normierung. (Diebäcker 2014: 3) Die Selbstdefinition Sozialer Arbeit als helfender Beruf (Kuhlmann 2012: 89) steht dazu nur vermeintlich in einem Widerspruch²⁰, denn das institutionalisierte Helfen stellt eine Art des Regiert-Werdens dar. (Bratić 2010: 204) Helfen ist mit Machtansprüchen verknüpft. (Ebd.: 194) Während soziale Bewegungen wie die Frauen*bewegung und die Arbeiter_innenbewegung sozialpolitische Veränderungen zum Ziel hatten und haben, bewegt sich die institutionalisierte, zumeist staatlich finanzierte Soziale Arbeit in engem Rahmen und ist primär ein Mittel zur Überwachung und Erziehung der Bevölkerung. (Kuhlmann 2012: 89) Helmut Lambers, Autor eines der Basiswerke zur Geschichte Sozialer Arbeit, kommt zu dem Schluss, dass die Professionalisierung des Helfens²¹ in immer komplexer werdenden Gesellschaften zu einer „Uniformiertheit des Helfens“ (Lambers 2010: 28), die von „Norm und Kontrolle“ (ebd.) geprägt ist, geführt hat. Diese Norm konstituiert sich über die Definition der Abweichung der und des *Anderen*. Normierungsfunktion und *Othering*²²-Prozesse sind untrennbar miteinander verbunden und Soziale Arbeit trägt dazu bei, zu definieren, was als *anders*, als „abweichend“ bezeichnet wird. Bratić beschreibt den Zusammenhang zwischen der Kontrollfunktion Sozialer Arbeit und Staat folgendermaßen: „Dem Staat dienen, heißt die Bevölkerung durch die Soziale Arbeit zu formen, zur Norm zu bringen, zu normalisieren.“ (Bratić 2010: 193)

Im Folgenden wird sich zeigen, dass in der Sozialen Arbeit im Zuge ihrer Professionalisierung die Bedeutung der Wissensproduktion über die *Anderen* zum zentralen Moment wurde. Um

¹⁹ Paul Mecheril und Claus Melter sind der Meinung, dass „[d]ie Aufgabe der Selektion bzw. der ‚Auslese‘, des Unterscheidens und des Differenz-Herstellens [...] konstituierendes Merkmal Sozialer Arbeit [ist].“ (Mecheril/Melter 2010: 117)

²⁰ Helfen war und ist an ungleiche Machtverhältnissen geknüpft. Dieser Aspekt wird allerdings häufig ausgeblendet. Die Konstruktion von hilfsbedürftigen Gruppen folgt zudem ökonomischen Bedürfnissen von Sozialeinrichtungen. (Vgl. Bratić 2010: 201) Die Institutionalisierung, wie sie im Zuge Sozialer Arbeit passiert, zieht Kontroll- und Normierungsmaßnahmen mit sich (ebd.: 203), worauf in dieser Arbeit an mehreren Stellen eingegangen wird. Bratić führt dies näher aus: „Entscheidend ist, dass die Hilfe institutionalisiert wird, sie wird zu einer Sache, die von SozialarbeiterInnen verwaltet, von ihnen in einen allgemeinen Nützlichkeitskodex und ein Nützlichkeitsystem eingefügt wird. Damit hat die Hilfe einen Zweck, sie soll dazu beitragen, dass die Klienten optimal und zum größtmöglichen Nutzen, innerhalb des vorgegebenen Systems, funktionieren.“ (Ebd.: 203)

²¹ Auch wenn im Folgenden primär auf Quellen zur Geschichte der Sozialen Arbeit in engerem Sinne, das heißt auf die Geschichte der Sozialarbeit und der Sozialpädagogik, zurückgegriffen wird, treffen die Kritikpunkte auch auf andere Berufe zu. Schließlich ist die Geschichte der Sozialen Arbeit eine Geschichte rund um die „Verberuflichung des Helfens“ (Lambers 2010: 15) und weist Parallelen und Verknüpfungen zur Entwicklung von Berufen wie jener der Ärzt_innen, Psycholog_innen, Jurist_innen, Priester_innen, Therapeut_innen und anderer helfender Berufe auf.

²² Auf Konzepte des *Otherings* wird im Unterkapitel zu Rassismus und in Kapitel 3 eingegangen.

dies darzustellen, lohnt sich ein Blick auf die Entwicklung Sozialer Arbeit um 1900 und auf den englischsprachigen Raum, da das Instrument der Sozialen Diagnose, welches wesentlich für die Wissensproduktion ist, von dort nach Deutschland und Österreich übernommen wurden. Außerdem soll die Entwicklung von Sozialer Arbeit als Frauen*beruf²³ nachgezeichnet werden. Ich beziehe mich in diesem Absatz auf zwei Pionierinnen* der Sozialarbeit, deren Lebensläufe von C. Wolfgang Müller (1999: 144 f.) in seinem Buch über die Methodengeschichte der Sozialarbeit anschaulich gegenübergestellt werden. Die moderne Soziale Arbeit entstand im Zuge der Industrialisierung durch das Anwachsen der Städte und der damit einhergehenden Armut gewisser Bevölkerungsschichten wie jener der Arbeiter_innen. Die Urbanisierung brachte das Zusammenleben in der Kleinfamilie mit sich, was dazu führte, dass psychosoziale Notlagen, die zuvor von der Großfamilie abgedeckt wurden, neuer Formen von Hilfe bedurften.²⁴ (Seithe 2012: 39 f.; Wallner 2008: 30; Zehetner 2012: 114) Die US-Amerikanerin* Mary E. Richmond und die Deutsche Alice Salomon²⁵ maßen der Sozialen Diagnose wesentliche Bedeutung für professionelles Arbeiten bei. (Müller 1999: 145) Sozial Bedürftige mussten darlegen, warum sie Unterstützung benötigten und die Sozialarbeiterinnen*²⁶, damals auch Fürsorgerinnen* genannt, hatten diese Angaben im Rahmen von Hausbesuchen und Gesprächen mit den Betroffenen, ihren Angehörigen und Nachbar_innen zu überprüfen²⁷ und festzustellen, ob Unterstützungsleistungen angemessen wären. (Ebd.) Damit nahm auch die Ökonomisierung Sozialer Arbeit ihren Lauf. Als gelernte Buchhalterin* übte Mary Richmond Kritik an der Ineffizienz der Wohlfahrtspflege Ende des 19. Jahrhunderts. Ihrer Meinung nach würden Armenhäuser und Gefängnisse Menschen nur noch mehr kriminalisieren und ausgrenzen.²⁸ (Ebd.: 102; 112) Zur Professionalisierung Sozialer Arbeit gehörte für sie die Sammlung relevanter Daten über die

²³ Ein „Vorläufer Sozialer Arbeit“ (Wallner 2008: 29), das Ehrenamt im Rahmen der Armenfürsorge, war allerdings lange Zeit Männern* vorbehalten, da es an das Wahlrecht geknüpft war. (Ebd.: 29 f.)

²⁴ Foucault schreibt dazu: „Kurzum, alles das, was man die soziale Fürsorge nennen kann, all diese Sozialarbeit, die von Beginn des 19. Jahrhundert [sic!] an auftaucht und die die Bedeutung annehmen wird, die Ihnen [sic!] heutzutage geläufig ist, hat die Bildung einer Art disziplinarischen Netzes zur Aufgabe, das sich an die Stelle der Familie setzen kann, das die Familie wiederherstellen kann und zugleich erlaubt, darauf zu verzichten.“ (Foucault 2005: 128)

²⁵ Es geht an dieser Stelle nicht darum, die Werke dieser beiden Frauen* einer Bewertung zu unterziehen. Für ein einfaches Resümee ihres Schaffens sind sowohl ihre Biographien als auch die gesellschaftlichen Zustände, im Rahmen derer sie ihre Arbeit entwickelt haben, zu komplex. Ich möchte ihre Arbeiten lediglich kritisch vom Standpunkt der Wissensproduktion aus betrachten, um historische Entwicklungen aufzuzeigen.

²⁶ Ich verwende hier die weibliche* Schreibweise, um die Vergeschlechtlichung des Sozialberufs, der in dieser Zeit primär ein Frauen*beruf war, zu betonen.

²⁷ Auch diese Überprüfung der Unterstützungswürdigkeit halten Mecheril und Melter für ein typisches Merkmal Sozialer Arbeit. (Mecheril/Melter 2010: 117)

²⁸ Dieses Beispiel zeigt bereits die Schwierigkeit einer Bewertung ihrer Arbeit: Die Kritik an Armenhäusern und Gefängnissen ist durchaus überzeugend, allerdings erscheint die aus heutiger Sicht kapitalistisch anmutende Hauptargumentation entlang der Ineffizienz dieser Institutionen problematisch.

Hilfsbedürftigen. Dabei orientierte sie sich an den Professionen der Ärzt_innen und Rechtsanwält_innen und fasste ihre Ideen im Grundlagenwerk „Social Diagnosis“ zusammen. (Ebd.: 117) Mary Richmond gilt als Begründerin* der Einzelfallhilfe (Case Work), was bereits impliziert, dass sie einer individualistischen Deutungsweise von Problemen gegenüber einem gesellschaftskritischeren Ansatz den Vorzug gab. (Ebd.: 116 ff.) Alice Salomon hingegen, die in der Frauen*bewegung aktiv war²⁹, war es wichtig, Hilfebedürftigkeit nicht alleine als individuelles Scheitern zu sehen, sondern strukturelle Faktoren mit zu berücksichtigen. (Ebd.: 145) 1908 gründete sie die erste „Soziale Frauenschule Berlins“ (ebd.: 137; Wallner 2008: 33), im Jahr 1926 publizierte sie, in Anlehnung an Mary Richmonds gleichnamiges Werk aus dem Englischen, ihr Buch „Soziale Diagnose“. (Müller 1999: 143) Durch die Machtübernahme der Nationalsozialist_innen wurde ihr jedoch die Weiterentwicklung ihrer Arbeit verunmöglicht. Alice Salomons Schule wurde geschlossen, sie selbst wurde aufgrund ihrer jüdischen Herkunft 1937 zur Emigration gezwungen und verstarb 1945 in New York. (Ebd.: 147) Ähnliches widerfuhr einer österreichischen Pionierin* der Sozialarbeit, Ilse Arlt. Ihre Ausbildungsstätte in Wien wurde ebenfalls geschlossen und auch ihr wurde aufgrund jüdischer Herkunft die weitere Ausübung des Berufes untersagt.³⁰ (Sternhauser 2009: 41)

2.1.1 Fürsorgepolitiken im Nationalsozialismus

Bereits während des Ersten Weltkriegs und der Weimarer Republik³¹ wurde (sozial) rassistischen und eugenischen Ideologien der Boden geebnet. (Mecheril/Melter 2010: 118 f.) Durch die nationalsozialistische Machtübernahme wurden in der Sozialen Arbeit, wie in allen gesellschaftlichen Bereichen, jene Menschen, die bereits zuvor mit rassistischem und konservativem Gedankengut sympathisiert hatten, gestärkt. Vielerorts übernahmen Führer_innen des Bunds Deutscher Mädel oder der Hitlerjugend Leitungsaufgaben. (Müller 1999: 213) Der Großteil der bisherigen Trägervereine Sozialer Arbeit wurde in Deutschland, mit dem Zeitpunkt der Grün-

²⁹ Alice Salomon bekam allerdings als Jüdin* auch die Ausschlussmechanismen in der Frauen*bewegung zu spüren. (Müller 1999: 143)

³⁰ Im Zuge meiner Recherche konnte ich keine Informationen dazu finden, wie mit jüdischen Kolleg_innen, die offensichtlich nicht mehr in der Sozialarbeit arbeiten durften, umgegangen wurde. Im Gesundheitswesen ist die Vertreibung jüdischer Ärzt_innen zumindest ansatzweise erforscht. (Vgl. Schubert-Lehnhardt 2009: 301)

³¹ Da es nicht Ziel dieser Arbeit ist, einen vollständigen Überblick über die Geschichte Sozialer Arbeit zu geben, wird an dieser Stelle nicht näher auf Entwicklungen während des Ersten Weltkriegs eingegangen. Anzumerken ist jedoch, dass immer mehr Frauen* im Bereich der Sozialen Arbeit tätig waren. Dementsprechend stieg auch die Anzahl an Ausbildungsstätten für Soziale Arbeit stark an. (Wallner 2008: 35) Während der Weimarer Republik stieg aufgrund der hohen Arbeitslosigkeit das Interesse von Männern*, in der Sozialen Arbeit tätig zu werden und sie wurden zu Ausbildungen zugelassen. (Ebd.: 36)

derung der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt, aufgelöst. (Seithe 2012: 44) Zugang zu Sozialarbeitsausbildungen wurde nur vermeintlichen >Arierinnen*< gewährt³² (Lambers 2010: 174) und NSDAP-Mitglied Charlotte Dietrich wurde Leiterin* der neuen „Sozialen Frauenschule“ in Berlin. (Kuhlmann 2012: 92; Alice Salomon Archiv der ASH Berlin 2012: 2) In ihrem Vortrag von 1943 erläuterte Dietrich die Unterschiede zwischen Fürsorge und Volkspflege³³ folgendermaßen:

Fürsorge setzt voraus, daß 1. ein Grund zum Sorgen, also eine **Notlage** vorhanden ist, 2. daß die Hilfsmaßnahmen von einem anderen ausgehen und nicht von den ihrer Bedürftigen selbst. **Volkspflege** betont dagegen, daß auch der gesunde Volkskörper Ausgangspunkt von Maßnahmen sein kann. Maßnahmen der Stärkung und des Aufbaus des gesunden Volkes fallen ebenso darunter wie heilende und helfende Maßnahmen da, wo das Gleichgewicht gestört ist. (Alice Salomon Archiv der ASH Berlin 2012: 4)

Die neue Weichenstellung wird schließlich zusammengefasst in folgender Zielformulierung für die Volkspfleger_innen³⁴: „Die Stärkung des deutschen Menschen in seiner Haltung volksfremden [sic!] Elementen gegenüber.“ (Ebd.: 11) Staatliche Betätigungsfelder der Volkspfleger_innen waren die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt mit den von ihr eingerichteten Gesundheitsämtern (Müller 1999: 215) und die Jugendämter (Fellinger u. a. 2008a: 22). Den „gesunden Volkskörper [als] Ausgangspunkt“ (ebd.) zu nehmen und zur Norm zu erklären, bedeutete in der Praxis, dass sich Unterstützungen der Volkswohlfahrt auf „präventive und familienunterstützende Hilfen für die ‚[e]rbgesunden‘“ (Kuhlmann 2012: 94), politisch zuverlässigen >Arier_innen< (ebd.: 95 f.) beschränkten. Primäre Zielgruppe waren Schwangere und Mütter* (ebd.: 95), was zum nationalsozialistischen Frauen*bild und dem „forcierte[n] Mutterkult um die deutsche, arische Frau“ (Opitz 1992: 54) passte. Wie Claudia Wallner feststellt, wurden „[d]ie Arbeitsplätze im Fürsorgebereich [...] erheblich aufgestockt, was mehr Erwerbsarbeit gerade für Frauen bedeutete.“ (Wallner 2008: 37) Hier wird deutlich, wie als >arisch< markierte

³² Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme wurden in Österreich jüdische Fürsorgerinnen* nicht mehr von der Gemeinde Wien angestellt. (Fellinger u. a. 2008a: 25) Entsprechend ihrer Ideologien der >Rassen<trennung wurde von den Nationalsozialist_innen eine eigene jüdische Fürsorge eingerichtet. Sie war an die Israelitische Kultusgemeinde angegliedert. (Ebd.) Trotz eingeschränkter Handlungsspielräume wurde dort Widerstand gegen die Nazis geleistet. Beispielsweise organisierte die Fürsorgerin* Löw-Danneberg Kindertransporte jüdischer Kinder ins Ausland und fälschte dafür Dokumente, die angaben, dass die Kinder einen nichtjüdischen Elternteil hätten. (Ebd.: 26)

³³ Der Begriff der Volkspflege war schon früher als neue Bezeichnung für Soziale Arbeit aufgekommen. (Ertl 2009: 26) Ilse Arlt gründete 1912 in Wien die „Vereinigten Fachkurse für Volkspflege“. (Ebd.) Der Begriff der Fürsorge wurde damals aber weiterhin verwendet. (Vgl. Ebd.: 30) Die rassistische Politik der Nationalsozialist_innen gab dem Begriff der Volkspflege eine bedrohlichere Konnotation, da alle, die nicht als zum sogenannten deutschen Volk zugehörig definiert wurden, von Vertreibung und Ermordung bedroht waren.

³⁴ Da auch Männer* im Bereich der Volkspflege, beispielsweise als Erzieher* (vgl. List 2008), gearbeitet haben, wird die geschlechtersensible Schreibweise verwendet. Es soll jedoch nicht darüber hinweggetäuscht werden, dass überwiegend Frauen* in diesen Bereichen tätig waren, weshalb an einigen Stellen auch die weibliche* Schreibweise verwendet wird.

Frauen* vom nationalsozialistischen System, das ihre Aufwertung auf Kosten der Abwertung *Anderer* forcierte, profitierten.³⁵

Das Konstrukt >Rasse< wurde zur zentralen Kategorie. Die Vernichtungsfahr bestand, unter dem „Postulat der ‚Erb- und Rassenpflege‘“ (ebd.: 38), für >rassisch< als *anders* konstruierte Menschen wie Jüdinnen*Juden*, Roma und Sinti³⁶ sowie *andere*, als nicht->arisch< Markierte³⁷. Volkspfleger_innen spielten, wie sich zeigen wird, eine wichtige Rolle bei der Umsetzung dieser >Rassen<ideologien. Die Realisierung sozialdarwinistischer Ideologien erforderte, neben dem Rückbezug auf vermeintlich >rassische< Gründe, weitere Legitimationsmodelle für die Ausgrenzung und Tötung von Menschen. Die Verfolgung von sozial von der vorgegebenen Norm abweichenden Menschen wurde dementsprechend damit begründet, dass diese dem konstruierten Volkskörper schaden würden. Birgit Rommelspacher stellt dazu fest, dass der

Rassismus nach ‚außen‘, der das ‚eigene Volk‘ [...] abschotten will, [...] immer auch verknüpft ist mit einem Rassismus nach ‚innen‘, der in der ‚eigenen‘ ethnischen Gruppe nur diejenigen gelten lässt, die den herrschenden Normen, zum Beispiel denen von Stärke und Leistungsfähigkeit, entsprechen. (Rommelspacher 1995: 50)

Opfer dieses „sozialen Rassismus“ (Kuhlmann 2012: 92) waren als >asozial< stigmatisierte Menschen wie Suchtkranke, Sexarbeiter_innen³⁸, sogenannte Schwererziehbare und Kriminelle sowie Obdachlose. (Ebd., Wallner 2008: 38) Diese Einteilungen erfolgten völlig willkürlich und nach antisemitischen, rassistischen, sexistischen und ableistischen Logiken. (Limbächer/Merten 2005: 24) Eine wesentliche Aufgabe der Volkspfleger_innen war es, Informationen über Familien im Rahmen von Hausbesuchen zu sammeln und festzustellen, ob eine der oben genannten Abweichungen von nationalsozialistischen Normen zutraf. (Fellinger u. a. 2008a: 23) Auch auf schon in den Jahren vor der nationalsozialistischen Machtübernahme im Zuge von „mit Akribie betriebene[r] ‚soziale[r] Diagnose‘“ (Lambers 2010: 172) gesammelte Daten wurde zurückgegriffen, um „Verfolgungsmaßnahmen in Gang [zu] setzen“ (Ebd.). Diese Form (sozial)rassistischer Wissensproduktion steht somit in unmittelbarem Zusammenhang mit

³⁵ Allerdings wurden sie, so Wallner weiter, aus Führungspositionen wieder herausgedrängt und die als weiblich* konnotierte Qualität der Mütterlichkeit sollte lediglich im privaten Raum der eigenen Familie Einsatz finden. (Wallner 2008: 38)

³⁶ Prominentes Beispiel für die Täterinnen*schaft einer Volkspflegerin* ist die Geschichte des Roma-Mädchens* Sidonie Adlersburg, die aus ihrer Pflegefamilie gerissen und ins Konzentrationslager deportiert wurde. Bekanntheit erlangte diese Geschichte durch Erich Hackls Erzählung „Abschied von Sidonie“. (Hackl 1989)

³⁷ Zur Verfolgung Schwarzer Menschen während des Nationalsozialismus siehe Opitz (1992: 45 ff.).

³⁸ Der Begriff der Sexarbeit ist jenem der Prostitution vorzuziehen, da der Begriff auf den Arbeitscharakter und die damit verbundenen Kämpfe um Rechte und Anerkennung von Sexarbeiter_innen hinweist und als Selbstbezeichnung von in dieser Arbeit Tätigen gewählt wurde. (International Committee on the Rights of Sex Workers in Europe 2005; Mineva 2012) Während des Nationalsozialismus war Sexarbeit nicht verboten, aber Zwängen und Repressionen unterworfen, was die Doppelmoral des Systems zeigt. (Amesberger/Auer/Halbmayer 2004: 96 ff.)

der Tätigkeit der Volkspfleger_innen, die folgenreiche Kategorisierungen wie jene der >Asozialität< an Menschen vornahmen. (Kuhlmann 2012: 89 f.) Stefan Micheler schreibt über die Verfolgung „Männer begehrende[r] Männer“ (Micheler 2005), dass auch bei der Einschätzung darüber, wer von der Heteronorm abweichen würde, die Gerichte auf Berichte von Volkspfleger_innen³⁹ zurückgriffen und sich „SozialarbeiterInnen nicht mit Einschätzungen, die die strafrechtliche Bewertung betrafen, zurück[hielten]“ (Ebd.: 334).

Die Konsequenzen der Einschätzungen der Volkspfleger_innen reichten je nach Form der „Abweichung“, von Einstellungen von Leistungsbezügen über Entmündigung, Zwangssterilisationen und Eheverbot bis zu Einweisungen in Fürsorgeerziehungsanstalten, Arbeitshäuser, Strafanstalten, Psychiatrische Anstalten und schließlich zu Deportationen in Konzentrationslager⁴⁰. (Lehnert 2005: 57; Limbächer/Merten 2005: 17; Lienhart 2008: 19 f.) Das daraus resultierte Verschwinden von als >asozial< stigmatisierten Menschengruppen aus dem öffentlichen Raum ist erschreckenderweise ein zentraler Moment, der vielen Zeitzeug_innen bis heute „positiv [sic!]“ in Erinnerung ist. (Kuhlmann 2012: 95) Als behindert und/oder psychisch krank eingestufte Menschen wurden zuerst im Rahmen der „Aktion T4“⁴¹ (Loose o. J.), später im Rahmen der sogenannten „wilden Euthanasie“ ermordet (Kuhlmann 2012: 96). Wie Eveline List schreibt, ging es „darum, bestimmte Bevölkerungsgruppen als ‚erbbiologisch minderwertig‘ bzw. ‚förderungsunwürdig‘ zunächst von Leistungen der Sozial- und Gesundheitsfürsorge auszuschließen und dann eventuell unfruchtbar zu machen oder zu töten“ (List 2008: 30). Dass die Volkspflege darin eine relevante Rolle gespielt hat, zeigt sich auch am Beispiel der Zusammenarbeit mit Eva Justin⁴². Die sogenannte >Rassen<hygienikerin* dankt in ihrer pseudowissenschaftlichen Dissertation den Volkspflegerinnen* für ihre Mitarbeit.⁴³ (Justin 1943: 3) Justins Arbeit lieferte den Anlass dafür, Kinder von Roma und Sinti, wie zuvor deren Eltern, nach Auschwitz zu deportieren (Klee 2005: 294; Danckwortt 1998: 84), da sie zu dem Schluss kam, dass diese trotz sogenannter deutscher Erziehung doch >asozial< bleiben würden und deshalb

³⁹ Zur Rolle der Volkspfleger_innen bei der Ermordung von Lesben und Schwulen ist bislang wenig bekannt. Stefan Micheler (2005) trägt mit seinem Buch zur Verkleinerung dieser Forschungslücke bei.

⁴⁰ Jugendliche wurden in die Konzentrationslager Moringen (für Jungen*), Uckermark (für Mädchen* und junge Frauen*) und Lodz (für polnische Kinder und Jugendliche) deportiert. (Limbächer/Merten 2005: 19) Die meisten Jugendlichen, die eingewiesen wurden, unterstanden schon vorher der Kontrolle der Fürsorge. (Ebd.: 24)

⁴¹ Die organisierten Tötungen von Menschen mit Behinderung und psychisch Kranken im Rahmen der sogenannten Eugenik gingen unter dieser Abkürzung in die Geschichte ein, da sich die Zentrale, in der die Tötungen von Menschen mit Behinderung und/oder Krankheit geplant wurden, in der Tiergartenstraße 4 in Berlin befand. (Loose o. J.)

⁴² Eva Justin war Mitarbeiterin* des Psychiaters Robert Ritter, dem Leiter* der >Rassen<hygienischen Forschungsstelle. Beide sind für die Deportationen von Menschen in Konzentrationslager und deren Ermordung verantwortlich und konnten nach 1945 ungehindert weiter Karriere machen. Justin war vor ihrem Tod 1966 an der Universitätsnervenklinik der Stadt Frankfurt als Psychologin* tätig. (Klee 2005: 294, 499 f.)

⁴³ Dies kann als Indiz dafür gelesen werden, dass die Rolle der Volkspflegerinnen* zentral war.

sämtliche Erziehungsmaßnahmen zu beenden seien (Justin 1943: 119). In dieser Aussage spiegelt sich die generell skeptische Haltung der Nationalsozialist_innen gegenüber Sozialer Arbeit wider. Ihr Rassismus implizierte, dass sozial „abweichendes Verhalten“ (Kuhlmann 2012: 91) biologisiert, naturalisiert und als vererbbar gedeutet wurde. Dementsprechend wurden Methoden der Erziehung und Behandlung als zum Scheitern verurteilt angesehen, hätten sie doch der sozialdarwinistischen Logik vom „Überleben der Stärkeren“ entgegengewirkt.⁴⁴ (Ebd.: 102 f.)

Von den Volkspfleger_innen erstellte Diagnosen blieben auch nach der nationalsozialistischen Herrschaft wirkmächtig und führten zu einer weiter andauernden Stigmatisierung von Menschen als >Asoziale< und >Arbeitsscheue<. Dies hatte auch zur Folge, dass vielen Opfern Entschädigungszahlungen verwehrt wurden. (Lienhart 2008: 21) Unter den Betroffenen waren wiederum viele Roma und Sinti, denen eine Verfolgung aus >rassischen< Gründen lange Zeit abgesprochen wurde. (Danckwortt 1998: 84 f.) Die Rolle der Sozialarbeiter_innen und Sozialpädagog_innen während des Nationalsozialismus ist noch wenig erforscht. (Müller 1999: 220; Mecheril/Melter 2010: 121) Da überwiegend Frauen* als Volkspflegerinnen* tätig waren, liegt ein Grund für die unzureichende Auseinandersetzung mit deren Täterinnen*schaft auch an gesellschaftsimmanenten Sexismen, die dazu führen, dass Frauen* häufig nicht als Täterinnen* wahrgenommen werden. (Lehnert 2005: 44; Rommelspacher 1995: 111 f.) Fest steht mittlerweile, dass Volkspflegerinnen* keineswegs „nur“ ausführende Organe waren, sondern dass sie machtvollen Positionen innehatten. Ärztliche Gutachten, anhand derer in nationalsozialistischer Logik über den sogenannten „Wert“ eines Lebens entschieden wurde, „wiederholten in vielen Fällen wortgetreu die Verhaltensbeobachtungen und Wertungen aus den Gutachten der Fürsorgerinnen“ (Kuhlmann 2012: 91). Sozialarbeiter_innen und Sozialpädagog_innen haben nicht nur dem Nationalsozialismus gedient, sondern, wie der Psychiater Ernst Berger feststellt, „die Sozialarbeit, in deren Köpfen die Selektion schon lang vorher, in den 20er Jahren entstanden ist, hat die Nationalsozialisten gebraucht, um diese Selektion zum politischen Programm einer ganzen Gesellschaft zu machen“ (Fellinger u. a. 2008b: 29). Es sind nur wenige Fälle von Fürsorger_innen, die Widerstand leisteten, bekannt. (Lienhart 2008: 20) Ein weiterer Grund für die Nicht-Auseinandersetzung mit Täter_innenschaften ist die fälschliche Annahme, dass Soziale Arbeit unpolitisch wäre. (Lehnert 2005: 44) Der Blick auf die Geschichte belegt aber, dass helfende Tätigkeiten im Nationalsozialismus nicht unschuldig waren:

⁴⁴ An dieser ablehnenden Haltung eines menschenverachtenden Systems gegenüber Sozialer Arbeit wird deutlich, dass Soziale Arbeit durchaus auch das Potential hat, kritisch und subversiv zu sein. Darauf wird in Kapitel 4 eingegangen.

[I]m Prinzip wirkte jede Volkspflegerin, die einen Obdachlosen registrierte, jeder Erzieher, der die Akte eines verwahrlosten Heimzöglings führte, jede Säuglingsfürsorgerin, die ein Baby wog und seinen körperlichen Zustand begutachtete und jede Familienfürsorgerin, die während eines Hausbesuches einen Blick in den Bücherschrank der besuchten Familie warf oder mithörte, welchen Sender die Familie gerade eingeschaltet hatte, als sie an der Tür klingelte, an dem Aufbau einer umfassenden Datensammlung mit, die immer dazu benutzt werden konnte, menschliches Leben zu liquidieren. (Müller 1999: 221)

Carola Kuhlmann, die sich in ihren Arbeiten mit der Sozialen Arbeit im Nationalsozialismus auseinandersetzt, schreibt, dass Interviews mit ehemaligen Volkspfleger_innen⁴⁵ ergaben, dass den Interviewten auch Jahrzehnte später nicht „die Diskrepanz klar geworden [war], die zwischen ihrem ‚unpolitischen‘ [sic!], altruistischen‘ [sic!] Beruf und den gravierenden Folgen bestand, die das ‚volkspflegerische‘ Handeln für die Klienten⁴⁶ [sic!] haben konnte“ (Kuhlmann 2012: 93). Ob es sich hierbei um schlichte Unreflektiertheit handelt oder um ein strategisches Verdrängen und Schweigen, um juristischen Folgen des eigenen Handelns auszuweichen, bleibt offen. Schon die Annahme, Naivität wäre der Hauptgrund für die Verdrängung der eigenen Taten, folgt sexistischen Deutungsmustern⁴⁷ im Sinne der vermeintlichen Gutmütigkeit von Frauen* in helfenden Berufen oder eines „grundsätzlich friedvollen und humanen weiblichen Wesen[s]“ (Wallner 2008: 38). Tatsache ist, dass Sozialarbeiter_innen, ebenso wie medizinisches Personal, nach 1945 weitgehend unbehelligt die Berufslaufbahnen fortsetzen konnten.⁴⁸ Der Sieg der Alliierten und Partisan_innen über den Nationalsozialismus führte zwar zu einer „deutliche[n] Abkehr von der Praxis der NS-Ideologie mit ihren rassebiologischen Grundlagen“ (Hering/Münchmeier 2012: 119), allerdings begünstigte die Tatsache, dass nach dem Krieg vielerorts dieselben Menschen in lediglich umbenannten und umstrukturierten Institutionen arbeiteten, „personelle und konzeptionelle Kontinuitäten“ (Kuhlmann 2008: 104). Eine Entnazifizierung der Fürsorge blieb aus. (Mecheril/Melter 2010: 121 ff.; Limbächer 2005: 114 ff.) Paul Mecheril und Claus Melter fassen ihren Blick auf die historische Entwicklung Sozialer Arbeit folgendermaßen zusammen:

⁴⁵ Da Kuhlmann den geschlechtsneutralen Begriff der „sozial Berufstätigen“ (Kuhlmann 2012: 93) verwendet, bleibt unklar, wie viele Männer* und wie viele Frauen* befragt wurden.

⁴⁶ Ich versuche weitgehend, den Begriff „Klient_in“ zu vermeiden, da er meiner Meinung nach Ausdruck einer Ökonomisierung der Sozialen Arbeit und einer Verschleierung der Machtverhältnisse zwischen Sozialarbeiter_innen und jenen, die Soziale Arbeit in Anspruch nehmen (müssen) ist. In Originalzitate[n] bleibt er aber erhalten und ich verwende den Begriff auch im empirischen Teil meiner Arbeit.

⁴⁷ Zur Stereotypisierung von nationalsozialistischen Täterinnen* schreibt Erpel über die Strategien der Verteidigung im letzten britischen Ravensbrück-Prozess, bei dem ehemalige KZ-Aufseherinnen* vor Gericht standen: „Die ‚Bösen‘ waren die jungen, brutalen, unverheirateten, ‚sexuell abnormen‘ Frauen, die bereits für ihre Taten zur Rechenschaft gezogen worden waren. Die ‚Guten‘ waren mütterliche, verheiratete, verantwortungsvolle und ‚sexuell domestizierte‘ Frauen. Je dunkler das Bild der ‚Bösen‘ war, umso besser ließen sich die ‚Guten‘ von ihnen abheben.“ (Erpel 2009: 346)

⁴⁸ Dies hatte zur Folge, dass Täterinnen* wie Antonie Leutner, die Aufseherin im Jugendkonzentrationslager Uckermark war, nach 1945 in der Sozialen Arbeit Karriere machen konnten. (Limbächer 2005: 114 ff.)

Soziale Arbeit hat(te) keinesfalls allein die Funktion der ‚Hilfe für die Betroffenen‘. Sie wirkte und wirkt aktiv an Auslese- und Diskriminierungsprozessen mit. Diesen Teil der Geschichte der Profession und des beruflichen Selbstverständnisses gilt es – jenseits einer bloß moralischen Empörung und komplementär: Abwehr – stärker aufzuarbeiten und als strukturelle Dimension Sozialer Arbeit zu reflektieren. (Mecheril/Melter 2010: 124)

2.1.2 Soziale Arbeit in Österreich nach dem Zweiten Weltkrieg

Im Zuge der sozialen Bewegungen der 1960er und 1970er Jahre wurde zunehmend Kritik an autoritären und paternalistischen Erziehungsstilen geübt. Es wurden nicht Biologie und Gene, sondern Sozialisation und soziale Ungleichheiten für Unterschiede zwischen Menschen verantwortlich gemacht.⁴⁹ (Kuhlmann 2008: 115) Der Fokus verschob sich vom individuellen Scheitern hin zu gesellschaftlicher Verantwortung und struktureller Gewalt. Diese Politisierung führte in weiterer Folge zu einer größeren Solidarisierung mit gesellschaftlich Marginalisierten und leitete Reformen wie jene in sozialpädagogischen Heimen (Mecheril/Melter 2010: 122 f.) und, ausgehen von Franco Basaglia in Italien, in den Psychiatrien in die Wege (Kuhlmann 2008: 120, 123). Die Frauen*bewegung der 1960er bis 1980er Jahre thematisierte Ungleichbehandlungen von Frauen* gegenüber Männern* und lokalisierte sie im Kontext des Patriarchats.⁵⁰ Selbstorganisierte Frauen*gruppen organisierten im Zuge ihres Kampfes gegen Gewalt an Frauen* und der Solidarisierung mit den Betroffenen ab Mitte der 1970er Jahre die ersten Frauenhäuser.⁵¹ (Ebd.: 123 f.) Viele Aktivistinnen* verstanden sich als Teil der autonomen Frauen*bewegung und hatten den klaren politischen Anspruch, gesellschaftsverändern zu wirken. (Geiger/Hacker 1989: 168 f.) Die Institutionalisierung und Professionalisierung frauen*spezifischer Sozialeinrichtungen hatte zwar einerseits den Vorteil, dass Gewaltverhältnisse auf breiterer Ebene thematisiert wurden und mehr Gelder für die geschlechtsspezifische Sozialarbeit zur Verfügung standen (Zehetner 2012: 211 f.), setzten allerdings andererseits auch in gewissen Bereichen eine Entpolitisierung der Sozialen Arbeit in Gang (Horak-Böck 2013: 8 f.). Während vor allem in jenen Einrichtungen, die aus der autonomen Frauen*bewegung hervorgegangen sind, Feministinnen* tätig waren, ist es heute, wie ich aus eigener Erfahrung weiß,

⁴⁹ Es soll hier allerdings nicht der Eindruck erweckt werden, die 1968 Generation wäre frei von Rassismen und Sexismen gewesen. Ohne das Aufbegehren der Frauen*bewegung wäre beispielsweise auch während der in dieser Zeit stattfindenden Reformen wenig Bezug auf die Kategorie Geschlecht genommen worden. (Vgl. Wallner 2008: 40) Auf Rassismen, von denen wiederum auch die Frauen*bewegung nicht frei war und ist, wird in Kapitel 3 eingegangen.

⁵⁰ Dass dieser ausschließliche Fokus auf das Patriarchat nicht genug war und zur Ausklammerung von Differenzen zwischen Frauen* geführt hat (Hügel u. a. 1999: 12) wird in Kapitel 3 thematisiert.

⁵¹ Da es sich hier um die Selbstbezeichnung der Frauenhäuser handelt, entfällt der Asterisk (*).

nicht mehr selbstverständlich, dass Mitarbeiterinnen* von Frauen*einrichtungen Feministinnen* sind.

Über die Zeit nach den Reformen der 1970er und 1980er Jahre ist in den Büchern zur Geschichte Sozialer Arbeit wenig zu lesen. (Kuhlmann 2008; Hering/Münchmeier 2012) Der Ausbau des Sozialsystems eröffnete weitere Arbeitsfelder, beispielsweise in der offenen Jugendarbeit. (Seithe 2012: 46) „[D]ie Zahl der verschiedenen ‚hilfsbedürftigen‘ Gruppen, denen die Soziale Arbeit zu Hilfe eilt, [hat sich] vervielfacht.“ (Bratić 2010: 201) Generell kann festgestellt werden, dass vielen Forderungen nach neuen Hilfsangeboten im Rahmen des österreichischen Sozialstaats nachgekommen wurde und infolge dessen viele neue Institutionen entstanden sind. Die Professionalisierung von Hilfe hat allerdings nicht nur Vorteile, wie bereits am Beispiel der Frauen*einrichtungen erläutert wurde. Ljubomir Bratić stellt fest, dass es „das Paradox unserer Gesellschaft [ist], dass sie einerseits nach langwierigen Kämpfen Rechte erteilt, andererseits aber dieser Prozess zur Depolitisierung führt“⁵² (ebd.: 55). Im Kontext eines Sozialstaates bietet Soziale Arbeit neue Techniken des Regierens von Individuen. (Ebd.: 196) Gegenwärtig geht die Tendenz im Kontext neoliberaler Politiken⁵³ in Richtung „Ökonomisierung in der Sozialen Arbeit“. (Bakic/Diebäcker/Hammer 2007) Dieser sei laut Kuhlmann besonders kritisch zu begegnen, da auch während des Nationalsozialismus Weichen in Bezug auf „Effizienz und Funktionalität“ (Kuhlmann 2012: 87) für die Soziale Arbeit gestellt wurden, die weiter wirkmächtig sind. Lautete damals der Imperativ, nur für das Wohl der sogenannten Volksgemeinschaft zu sorgen, so haben auch heute zu vielen Sozialleistungen nur Angehörige der Mehrheitsbevölkerung Zugang. Für Geflüchtete und Migrant_innen werden Zugangshürden geschaffen.⁵⁴ Mit neoliberaler Argumentation wird seit den 1990er Jahren auch im deutschsprachigen Raum zunehmend Kritik am Sozialstaat laut. (Diebäcker u. a. 2009a) Konkret bedeutet dies, dass sowohl die Verantwortung für als auch die Lösung von sozialen Notlagen primär auf die betroffenen Individuen zurückgespielt wird und die Vergabe von Sozialleistungen einer stärkeren Kontrolle unterliegt. Diebäcker u. a. sprechen unter Bezugnahme auf Foucault vom Einzug des „homo oeconomicus“ ins Sozialsystem. (Ebd.; Diebäcker 2014: 42) Eine neoliberale Grundhaltung im Sinne eines „jede/r ist seines/ihrer Glückes Schmied“ führt

⁵² Soziale Arbeit ist mit dem Vorwurf konfrontiert, nicht ausreichend an gesellschaftspolitischen Veränderungen mitzuwirken, sondern im Gegenteil zu einer Stabilisierung ungerechter Machtverhältnisse beizutragen und so auch das eigene Arbeitsfeld abzusichern.

⁵³ Zum Begriff des Neoliberalismus und seiner Bedeutung für die Soziale Arbeit siehe Marc Diebäcker (2015: 4 ff.).

⁵⁴ Derzeit werden beispielsweise die Debatten um die Möglichkeiten einer Einschränkung der bedarfsorientierten Mindestsicherung für anerkannte Flüchtlinge sehr rassistisch geführt. (derStandard.at 2016)

zu einem Ausklammern struktureller Diskriminierungen. Parallel dazu stattfindende Sicherheitsdiskurse sowie Sparmaßnahmen führen zu einer Verschärfung sozialer Ungleichheiten. (Bakic/Diebäcker/Hammer 2008a: 7) Die Sichtweise von Sozialer Arbeit als „institutionelle Form, die allgemein als eine gesellschaftliche Reaktion auf soziale Problemlagen im Kapitalismus verstanden werden kann“ (Bakic/Diebäcker/Hammer 2008b: 1), impliziert deren Einbettung in nationalstaatliche Konzepte. Die zunehmende Kontrolle seitens des Staates gegenüber den Erbringer_innen Sozialer Arbeit zeigt sich neben Einsparungen auch in erhöhter Dokumentationspflicht und strengen Vorgaben, wer in welche Sozialeinrichtungen aufgenommen werden darf. Dies führt zu steigendem Leistungsdruck und einer Abnahme der Qualität der Arbeit, insbesondere der Beziehungsarbeit. (Diebäcker u. a. 2009b) Sozialarbeit wird zu Sozialverwaltung degradiert.⁵⁵ An den Hochschulen, die nun die Ausbildungsstätten für Soziale Arbeit sind, liegt der gegenwärtige Schwerpunkt auf „Verwissenschaftlichung und Professionalisierungsstrategien“ (Hering/Münchmeier 2012: 128) und der Entwicklung neuer Methoden (Kuhlmann 2008: 125 f.). Auch auf die Soziale Diagnose wird wieder ein Schwerpunkt gesetzt, womit die Wissensproduktion über die *Anderen* abermals in den Fokus gerät und sich zeigt, dass Soziale Arbeit nach wie vor ein Mittel der Kontrolle der Bevölkerung ist. Viele Sozialarbeiter_innen können ihren eigenen ethischen Ansprüchen aufgrund der in den Vordergrund rückenden Kontrollfunktion ihrer Tätigkeit nicht mehr gerecht werden. (Seithe 2012: 127 f.) Andererseits zeigen sich durch die Einsparungen durchaus wieder Tendenzen der Repolitisierung. Angesichts der Migrationsregimekrise und einem neuerlichen Höhepunkt rassistischer Übergriffe auf Geflüchtete positionieren sich derzeit mehr Sozialeinrichtungen klar und deutlich auf Seite der Geflüchteten. Die Demonstration mit dem Motto „Mensch sein in Österreich“, die am 31. August 2015 in Wien stattfand, war zum Beispiel seit Längerem die erste antirassistische Demonstration, die dezidiert von Sozialvereinen⁵⁶ unterstützt wurde. (Care 2015) Dennoch bleiben Ambivalenzen bezüglich der Funktion Sozialer Arbeit bestehen, wie im nächsten Kapitel aufgezeigt wird.

Der erfolgte Blick auf die Geschichte Sozialer Arbeit zeigt, dass Soziale Arbeit immer auch eine politische Dimension aufweist. Sie kann, vereinfacht gesagt, entweder den Interessen der

⁵⁵ Ljubomir Bratić stellt dazu treffend fest: „Die Soziale Arbeit ist ein Schauplatz von Politikverständnis im Sinne der Verwaltung.“ (Bratić 2010: 195)

⁵⁶ Ob beziehungsweise inwieweit Sozialarbeiter_innen über ihre Erwerbsarbeit hinaus in antirassistischen Kontexten aktiv sind, ist nicht Untersuchungsgegenstand dieser Arbeit.

Machthabenden dienen oder diesen im Sinne eines Eintretens für gleiche Privilegien für alle⁵⁷ entgegenwirken. Im Folgenden wird aufgezeigt, dass diese Positionierung auch heute nicht immer eindeutig ist. Der folgende Blick auf historische Kontinuitäten stellt die Überleitung zu gegenwärtigen Bedingungen Sozialer Arbeit dar.

2.2 Historische Kontinuitäten und gegenwärtige Diskriminierungen in der Sozialen Arbeit

Der Blick auf die Geschichte Sozialer Arbeit zeigt „(un-) heimliche Kontinuitäten“ (Kuhlmann 2012: 89) im Umgang mit Minderheiten. Häufig sind jene, die während des Nationalsozialismus unterdrückt und ermordet wurden, heute wieder von Diskriminierung betroffen. Repressionen gegen Bettler_innen und Wohnungslose in Form von Bettelverbot und Vertreibung aus dem öffentlichen Raum sowie die Abschiebungen von Drittstaatsangehörigen sind Beispiele dafür. (Paulischin 2008: 4; Stark 2008: 36) Staatsbürger_innenschaften spielen eine übergeordnete Rolle bei der Verteilung von Privilegien. Damit wird „das biologistische Abstammungsnarrativ erneut reifiziert“ (Castro Varela 2013: 15). Der Sozialbereich stellt dabei keine Ausnahme dar, denn auch in viele Sozialeinrichtungen ist Menschen mit nicht-österreichischer Staatsbürger_innenschaft der Zutritt verwehrt.⁵⁸ Exemplarisch können historische Kontinuitäten am Umgang mit Roma und Sinti sowie mit Jüdinnen*Juden* deutlich gemacht werden: Roma und Sinti wurden, wie bereits im Kapitel zur Geschichte Sozialer Arbeit dargestellt wurde, bereits im Nationalsozialismus verfolgt und sind noch heute Opfer vieler Repressionen. Antiziganistische Vorurteile⁵⁹ spielen beispielsweise bei Diskussionen um Bettelverbote eine tragende Rolle. (Teidelbaum 2014: 11 f.) Wie Barbara Danckwortt aufzeigt, wurden Roma und Sinti in den 1960er Jahren als soziale Randgruppe und somit Zielgruppe von Sozialer Arbeit und Wohnungspolitik „entdeckt“. (Danckwortt 1998: 89) Dies war im Interesse von Stadtverwaltungen, die ihren Wohnraum als Baugrund nutzen wollten. (Ebd.) Hier zeigt sich, dass es meist weniger mit den Bedürfnissen der Unterdrückten als mit jenen der Herrschenden, die ihre Privilegien schützen wollen, zu tun hat, wer als Zielgruppe Sozialer Arbeit definiert wird. Auch

⁵⁷ Eine der Forderungen der Migrantinnen*selbstorganisation maiz lautet: „Gleiche Privilegien für alle & das Recht, nicht gleich sein zu müssen“ (maiz o. J.) Sie erscheint mir radikaler als jene nach gleichen Rechten für alle, weshalb ich sie bevorzuge.

⁵⁸ Entsprechend der Sozialhilfegesetze der Bundesländer werden nicht-anspruchsberechtigte EU-Bürger_innen aus den neuen EU-Staaten und Drittstaatsangehörige ohne Asyltitel oder Daueraufenthaltsbewilligung in vielen Sozialeinrichtungen nicht aufgenommen. (Vgl. Chwistek 2013) Hier zeigt sich besonders deutlich, welche zentrale Rolle Soziale Arbeit bei Ausschlussprozessen spielt. (Mecheril/Melter 2010: 126)

⁵⁹ Zum gegenwärtigen Antiziganismus in Österreich siehe den aktuellen Bericht von Romano Centro (2015).

für Jüdinnen*Juden* endete die Diskriminierung nicht mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Antisemitismus und Gewalt wird noch immer geleugnet und/oder verharmlost. Betroffene finden in deutschen Beratungs- und Therapiesettings oft keinen „geschützten Raum“ (Rommelspacher 1998: 7), zu sehr erinnern Sprache und Habitus der mehrheitsangehörigen Berater_innen an Täter_innen und auch Schuldabwehrhaltungen seitens der Berater_innen und ein Nicht-Thematisieren von gegenwärtigen antisemitischen Tendenzen in der Gesellschaft sind keine Seltenheit. (Ebd.) Positionieren sich die Berater_innen im Umgang mit Jüdinnen*Juden* politisch nicht eindeutig, so verhindert die im Raum stehende Frage nach etwaigem Antisemitismus oder die mögliche Herkunft der professionellen Helfer_innen aus Täter_innenfamilien oft den Aufbau einer Vertrauensbasis.⁶⁰ (Czollek 1998: 40 f.)

Davon ausgehend, dass „bewusste wie unbewusste Verstrickungen mit dem Nationalsozialismus“ (Rajal 2010: 27) nach wie vor aufrecht sind, ist die gegenwärtige österreichische Gesellschaft als postnazistisch zu bezeichnen (ebd.). Dasselbe⁶¹ gilt für den Begriff des Postkolonialismus⁶². Die Folgen der Kolonialisierung wirken bis in die Gegenwart, sind nicht abgeschlossen (Ha 2015: 177 ff.) und folglich wäre es ein Trugschluss, zu glauben, dass Kolonialismus nur in jenen Ländern gewirkt hätte, die Kolonialmächte waren. Der Kolonialismus des Deutschen Reiches wird zudem bis heute verdrängt, der Genozid an den Herero und Nama⁶³ fand keinen Einzug in die hegemoniale deutsche Geschichtsschreibung oder in Gedenkpolitiken. (Rommelspacher 2015: 48; Ha 2012: 272) Koloniale Zustände prägen globale Machtverhältnisse bis heute und ermöglichten die gewaltsame Durchsetzung eines eurozentrischen Blickes auf die Welt. Wie Kien Nghi Ha feststellt, sind gesellschaftliche Praxen bis heute kolonial aufgeladen. (Ha 2012: 273)

⁶⁰ Auch wenn meine Arbeit primär Beratungstätigkeiten in den Fokus nimmt, soll an dieser Stelle eine Aussage von Ruth Klüger über ihre Psychoanalyse wiedergegeben werden, weil sie so treffend die Individualisierung von struktureller Gewalt beschreibt: „Die Wienerwald- und –wiesen-Psychoanalyse, die damals in New York grassierte, vermied die Gesellschaftskritik und die Zusammenhänge zwischen psychischem und historischem Übel, denn man war voller Flucht vor dem Übermaß an Geschichte, das man eben erfolgreich hinter sich gebracht hatte. Alle seelischen Leiden hatten ihren Ursprung in sich selbst. Draußen wehte kein kalter Wind.“ (Klüger 1994: 240)

⁶¹ Es soll hier nicht der Eindruck entstehen, Nazismus und Kolonialismus beziehungsweise Antisemitismus und Rassismus wären „dasselbe“. Antisemitismus kann als „partikulärer Rassismus“ (Weidinger 2008: 234) bezeichnet werden, dessen besondere Eigenheiten ihn allerdings von anderen Rassismen unterscheiden. Der in der Shoa mündende, aber nicht damit endende Antisemitismus weist historische Singularitäten auf, die es zu berücksichtigen gilt. (Ebd.: 236) Gemeinsamkeiten liegen in der Konstruktion der *Anderen* und der Projektionen auf sie. (Ebd.: 237)

⁶² Aufgrund dessen, dass der Kolonialismus eben nicht mit der Kolonialzeit geendet hat, bevorzugen einige Theoretiker_innen den Begriff „Neokolonialismus“. Da das Präfix „post“ aber nicht ausschließlich im Sinne von „nach“, sondern auch von „darüber hinaus“ (Bhaba 2007: 1, 6) verwendet wird, habe ich mich für die Verwendung des Begriffes „Postkolonialismus“ entschieden.

⁶³ Der Befehl dazu wurde am 2. 10. 1904 erlassen. (Engelhardt 1999: 119)

Castro Varela stellt fest: „Die Geschichte hat Spuren hinterlassen, die uns im täglichen Mit- und Gegeneinander beeinflussen, belasten und zuweilen fesseln.“ (Castro Varela 2005: 10) Diese Tatsache kann gleichzeitig als Aufruf verstanden werden, dieses Erbe zu reflektieren. Mit dem Blick auf die Geschichte wurde zweifelsfrei aufgezeigt, dass Soziale Arbeit trotz oder gerade wegen ihrer Eigenschaft der helfenden Tätigkeit auch gegenwärtig keineswegs frei von Gewalt und Diskriminierungen ist. Im Folgenden wird gegenwärtigen Diskriminierungen in der Sozialen Arbeit mehr Aufmerksamkeit gewidmet, um zu verhindern, dass durch ein rein historisches Aufzeigen von Täter_innenschaften im Berufsfeld der Bezug zur gegenwärtigen Bedingungen verloren geht.

2.2.1 Gegenwärtige Rassismen in der Sozialen Arbeit

Der nun folgende kritische Blick auf die Soziale Arbeit will (Re)Produktionen von Rassismen und Ausschlüssen im Kontext der österreichischen postnazistischen und postkolonialen Migrationsgesellschaft sowie die Eingebundenheit Sozialer Arbeit in rassistische, nationalstaatliche Systeme aufzeigen. Dazu werden verschiedene Rassismusbegriffe⁶⁴ diskutiert und auf ihre Relevanz für die Soziale Arbeit hin untersucht. Anhand von Beispielen aus der Praxis wird konkret auf Rassismen in der Sozialen Arbeit eingegangen. Um deutlich zu machen, in welche Diskurse das Berufsfeld eingebettet ist, werden dann die Konzepte der Integration, Diversität und Interkulturalität kritisch beleuchtet. So soll auch die Schleife zurück zur Problematisierung der Wissensproduktion über die *Anderen* gezogen werden.

2.2.1.1 Rassismus- und Kulturbegriff

Um die (Re)Produktion von Rassismen in der Sozialen Arbeit zu thematisieren, müssen zuerst die dieser Arbeit zugrundeliegenden Rassismusbegriffe näher erläutert werden. In der Sozialen Arbeit überschneiden sich verschiedene Formen von Rassismus. Eingebettet in ein nationalstaatliches System, spielt „staatlicher Rassismus“ (Zinflou 2007: 60), der sich beispielsweise in Form restriktiver Fremden- und Asylgesetze äußert, eine tragende Rolle. Konsequenz dieses staatlichen Rassismus ist auch, dass Migrant_innen und Geflüchtete auf gewisse staatliche Leistungen wie Arbeitslosengeld und Mindestsicherung keinen beziehungsweise keinen sofortigen

⁶⁴ Es ist jedoch nicht Ziel und Aufgabe dieser Arbeit, Rassismusbegriffe erschöpfend zu behandeln. Der Fokus liegt auf der Bedeutung einiger wichtiger Rassismusbegriffe für die sozialarbeiterische Praxis.

Anspruch haben. Ohne diese Formen von Rassismus wären spezielle Beratungsstellen für Migrant_innen nicht notwendig, da nationalstaatliche Konzepte die Basis für die Ungleichbehandlung von Menschen sind. Damit verknüpft ist der „institutionelle Rassismus“ (ebd.), der sich beispielsweise daran zeigt, dass gewissen Menschengruppen wie Asylwerber_innen, unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen oder sogenannten nicht-anspruchsberechtigten Bürger_innen neuer EU-Staaten und Drittstaatsangehörigen die Zugänge zu manchen Sozialeinrichtungen verschlossen bleiben. (Chwistek 2013) Er wird aber auch in der *Weißheit* von Institutionen sichtbar. (Ahmed 2012: 35 ff.) Noah Sow macht deutlich, dass Rassismus der „Verknüpfung von Vorurteil mit institutioneller Macht“ (Sow 2015a: 37) entspringt. Durch rassistische Strukturen wird individuellen Rassismen, die von einzelnen Akteur_innen ausgehen, Raum gegeben. (Raburu 1998: 217) „Individuelle Handlungen [wiederum] verstärken die rassistische Struktur.“ (Ebd.) Die verschiedenen Formen von Rassismen sind allerdings miteinander verflochten, da in den Institutionen Individuen arbeiten und sich auch der Staat aus diesen zusammensetzt. Strukturelle und individuelle Rassismen ersetzen sich nicht, sondern ergänzen sich. Die Bezugnahme auf strukturelle Rassismen soll nicht die blinden Flecken gegenüber dem eigenen, individuellen Rassismus legitimieren. (Ahmed 2012: 45 f.)

Rassismus bezieht sich auf die Kategorie >Rasse<. Dabei handelt es sich um „ein Konstrukt, welches erst durch Rassismus geschaffen wird. „Es gibt keine ‚Rassen‘ jenseits rassistischer Zuschreibungen und Herstellungen.“ (Hornscheidt/Nduka-Agwu 2013: 13) Mit Rommelspacher ist festzuhalten, dass Rassismus „soziale und kulturelle Differenzen naturalisiert und somit soziale Beziehungen zwischen Menschen als unveränderlich[...] und vererbbar[...] verstanden [werden]“ (Rommelspacher 2009: 29). Diese „Naturalisierung sozialer Macht- und Ungleichheitsverhältnisse“ (Ha/Lauré al-Samarai/Mysorekar 2007: 10) stellt eine Gemeinsamkeit zum Sexismus und zu anderen Diskriminierungsformen dar. Generell werden bei diskriminierenden Diskursen und Praxen durch die Konstruktion vermeintlicher Unterschiede Hierarchien zwischen Menschengruppen hergestellt, um ungleiche Machtverhältnisse zu rechtfertigen und aufrechtzuerhalten. (Rommelspacher 2009: 29) Dieser Zusammenhang zwischen Differenzsetzung und Bewertung wird von Elaine Pinderhughes folgendermaßen beschrieben:

Macht ist in unserem Denken grundsätzlich eng mit Differenz verknüpft. Wenn davon die Rede ist, daß zwei Dinge verschieden sind, meinen wir in der Regel, das eine sei ‚besser‘ oder ‚weniger gut‘ als das andere. Wir sind nicht in der Lage, Differenz schlicht als ‚nicht gleich‘ zu betrachten, sondern fügen dem stets eine Wertung hinzu. (Pinderhughes 1998: 130)

Die Betonung von Unterschieden ist somit niemals wertfrei. Wesentlich erscheinen mir in Bezug auf Rassismen im Feld der Sozialen Arbeit zwei Fakten, und zwar, dass es weder zwingend notwendig ist, sich auf das Konstrukt >Rasse< zu beziehen, um rassistisch zu handeln, noch,

dass das rassistische Handeln intentional sein muss. Ich beziehe mich bei der ersten Argumentation auf Étienne Balibar, der zum Rassebegriff festgestellt hat, dass dieser zumindest teilweise vom Kulturbegriff abgelöst wurde:

Ideologisch gehört der gegenwärtige Rassismus, der sich bei uns um den Komplex der Immigration herum ausgebildet hat, in den Zusammenhang eines ‚Rassismus ohne Rassen‘ [...]: eines Rassismus, dessen vorherrschendes Thema nicht mehr die biologische Vererbung, sondern die Unaufhebbarkeit der kulturellen Differenzen ist; eines Rassismus, der – jedenfalls auf den ersten Blick – nicht mehr die Überlegenheit bestimmter Gruppen oder Völker über die anderen postuliert, sondern sich darauf ‚beschränkt‘, die Schädlichkeit jeder Grenzverwischung und die Unvereinbarkeit der Lebensweisen und Traditionen zu behaupten. (Balibar 1998: 28)

Wie das Zitat zeigt, werden im „Neo-Rassismus“ (ebd.: 23) statt >Rasse< Kultur⁶⁵ und Identität verhandelt. (Zinflou 2007: 56) Nach Balibars Definition ist Rassismus mehr als die positive Bezugnahme auf kolonialistische und nationalsozialistische >Rassen<modelle. Wird Kultur nicht als veränderlich, sondern als statisch betrachtet, „liegt der Rede und dem Gebrauch von ‚Kultur‘ ein Verständnis zugrunde, das äquivalent zu Rassekonstruktionen ist“ (Kalpaka/Mecheril 2010: 87). Dass dieser „neue Rassismus“ (Balibar 1998: 23) nicht minder gefährlich ist als der Rassismus des Kolonialismus und des Nationalsozialismus, zeigt sich beispielsweise daran, dass auch rechtsextreme Gruppen wie Pegida und die Identitäre Bewegung mit dem Kultur- und dem Identitätsbegriff arbeiten (Strobl 2015; Identitäre Bewegung 2016). Damit versuchen sie, dem Vorwurf, rechtsextrem⁶⁶ und revisionistisch zu sein, zu entgehen. Umso dringlicher ist eine kritische Reflexion des Kulturbegriffs im Kontext der Sozialen Arbeit. Ein „essentialistische[s] und deterministische[s] Verständnis von ‚kultureller‘ Identität“ (Mecheril 2009) kann dazu führen, dass problematische, kulturalisierende Zuschreibungen, Rassismen und Stereotypen in Beratungssettings reproduziert werden. Auch vermeintlich positive Zuschreibungen und Exotisierungen verfestigen Bilder von den *Anderen* und sind deshalb nicht mit dem Euphemismus des „positive[n] Rassismus“⁶⁷ zu entschuldigen. Gotlinde Magiriba Lwanga stellt dazu fest:

Handelt es sich um eine Negativzuschreibung an Schwarze, wird sie unschwer als Rassismus erkannt. Ist es aber eine Positivzuschreibung, wird häufig übersehen, daß die Exotisierung oder Idealisierung auf derselben Matrix beruht, wie die offensichtlich rassistische – sie ist ihr Spiegelbild. (Lwanga 1998: 190)

⁶⁵ Ebenso wie mit dem Kulturbegriff verhält es sich mit der Kategorie „Ethnizität“. Auch sie stellt ein Konstrukt dar, wird aber als naturgegeben präsentiert. (Gutiérrez Rodríguez 2006)

⁶⁶ Rommelspacher führt aus, dass Rassismus nicht mit Rechtsextremismus gleichzusetzen ist, da Rassismus zwar ohne Rechtsextremismus, Rechtsextremismus aber nicht ohne Rassismus bestehen kann. (Rommelspacher 1995: 40)

⁶⁷ Zum verharmlosenden Begriff des „positiven Rassismus“ sei festgestellt, dass auch durch vermeintlich positiv bewertete, exotisierende und kulturalisierende Zuschreibungen rassistische Klischees reproduziert werden und es „gar keinen positiven Rassismus [gibt]“ (Sow 2015b: 658).

2.2.1.2 Othering-Prozesse

Die diskursive Herstellung der *Anderen* wird in der Postkolonialen Kritik in Anlehnung an Edward Said als *Othering*⁶⁸ bezeichnet. Said verwendete den Begriff in seinem Buch „Orientalism“ zur Beschreibung der westlichen Projektionen auf den Orient, der, so Said, „fast eine Erfindung Europas“ (Said 1995⁶⁹: 1; Übersetzung T. F.) sei.⁷⁰ Er beschreibt, dass die Produktion des *Anderen* notwendig für die eigene Identitätsherstellung ist, folgendermaßen:

The Orient is not only adjacent to Europe; it is also the place of Europe's greatest and richest and oldest colonies, the source of its civilizations and languages, its cultural contestant, and one of its deepest and most recurring images of the Other. (Ebd.)

Es handelt sich beim *Othering* somit um die Konstruktion des „irrationalen *Anderen* für die Konstituierung des rationalen Selbst“ (Castro Varela 2010: 256) durch „Essenzialisierung und Homogenisierung“ (ebd.) von Menschengruppen. Hier sind wieder Parallelen zu anderen verschiedenen Formen von Diskriminierungen wie Rassismus und Sexismus zu ziehen. Immer stellt die Darstellung des *Anderen*⁷¹ als Gegenkonstrukt zur unmarkierten Norm ein zentrales Moment dar. (Heron 2007: 2) In der postkolonialen Kritik⁷² wird Kolonialisierung verstanden „als umfassende[r] Konstruktions- und Formationsprozess, der letztlich eine Vorstellung von Europa und den *Anderen* hervorgebracht hat“ (Schirilla 2014: 158). Die Konstituierung eines westlichen *Wir* braucht die Konstruktion der *Anderen*, sogenannten *Fremden*. (Castro Varela/Mecheril 2010: 42) Stuart Hall hat dazu, bezugnehmend auf die Kolonialzeit, festgestellt: „Die Engländer sind nicht deshalb rassistisch, weil sie die Schwarzen hassen, sondern weil sie ohne die Schwarzen nicht wissen, wer sie sind.“ (Hall 1999: 93) Das moderne Subjekt kann ohne Rassismus, Sexismus und Heteronormativität nicht existieren. (Tißberger 2013: 28) Im Zuge von Kolonialisierung und Nationalsozialismus haben sich rassistische Überlegenheitsgefühle in *weiße* Körper eingeschrieben, so dass keine Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft behaupten können, frei von Rassismus zu sein. (Rommelspacher 1995: 40)

⁶⁸ Die deutsche Übersetzung kann „Fremd-machen“ (Castro Varela 2010: 256), „Differentmachen“ (Castro Varela/Dhawan 2015: 164) oder „Anders-machen“ lauten, ich verwende aber den englischen Begriff, da ich ihn am ausdrucksstärksten empfinde.

⁶⁹ Die Erstausgabe erschien 1978.

⁷⁰ Said führt dies folgendermaßen aus: „The Orient was almost a European invention, and has been since antiquity a place of romance, exotic beings, haunted memories and landscapes, remarkable experiences.“ (Said 1995: 1)

⁷¹ In Bezug auf Sexismus wurde derselbe Terminus von Simone de Beauvoir in ihrem Buch: „Das andere Geschlecht“ (Beauvoir 2003) verwendet.

⁷² Es gibt nicht *die* postkoloniale Kritik, sondern postkoloniale Theoretiker_innen greifen auf eine Vielzahl von Disziplinen zurück und arbeiten zu einer Fülle unterschiedlicher Themen. (Ha 2015: 178) „Meist bewegen sich postkoloniale Ansätze undogmatisch in einem Theorierahmen, der in verschiedenen Akzentuierungen auf anti-imperialistische, feministische, neo- und post-marxistische, post-strukturalistische und psychoanalytische Positionen sowie literatur- und kulturwissenschaftliche Methoden zurückgreift.“ (Ebd.: 182) Ha merkt noch ironisch an, dass trotz einer Kritik am Eurozentrismus insbesondere auf französische Theoretiker wie Michel Foucault, Jacques Lacan und Jacques Derrida zurückgegriffen wird. (Ebd.)

Soziale Arbeit würde ohne die Konstruktion und dauernde Anrufung der *Anderen* nicht existieren. (Mecheril/Melter 2010: 124; 128) Die *Anderen* sind jene, deren Verhalten oder deren Lebensumstände von der vermeintlichen gesellschaftlichen Mehrheitsnorm abweichen und die angeblich oder real Hilfe brauchen. Soziale Arbeit impliziert den Zwang, stigmatisierende Differenzziehungen vorzunehmen und Abweichungen zu kreieren, denn nur sie erscheinen ihrer inneren Logik zufolge unterstützenswert. (Ebd.: 128, vgl. Bratić 2010: 201 f.)

Soziale Arbeit steht unter dem strukturellen Zwang, fortwährend die binäre Unterscheidung zwischen Abweichung/Auffälligkeit/Hilfe- und Unterstützungsbedürftigkeit und Normalität/Unauffälligkeit/Selbständigkeit herzustellen – und zwar selbst dann, wenn die mit ihr einhergehenden defizitären und essentialisierenden Perspektiven und stigmatisierenden Effekte kritisch betrachtet werden. (Mecheril/Melter 2010: 126)

In der Sozialen Arbeit mit Migrant_innen vermischt sich jene diskursive Herstellung der *Anderen* im Sinne einer unterstellten Hilfsbedürftigkeit mit jener des *Otherring* im postkolonialen Sinne. Um beispielsweise Projektgelder zu lukrieren, eignen sich, so Mecheril und Melter, Bezugnahmen auf „Menschen mit Migrationshintergrund“, „Migrantinnen“, „junge Musliminnen“ besonders“ (ebd. 127). Die Verlockung kulturspezifischer Zuschreibungen stellt somit in der sozialarbeiterischen Praxis eine Herausforderung dar. Viele Probleme, mit denen Sozialarbeiter_innen in ihrer Arbeit mit Migrant_innen konfrontiert sind, werden leichthin als kulturspezifische Probleme gerahmt.⁷³ Das Dilemma besteht darin, Kulturalisierungen abzulehnen, ohne bestimmte Formen von Gewalt unsichtbar zu machen. Denn beides ist richtig: Kultur, Identität und Herkunft sind einerseits konstruiert, andererseits existieren diese Konstrukte aber insofern, als dass sie die Lebensrealitäten von Menschen prägen können. (Zinflou 2007: 64) Wichtig ist Sascha Zinflous Feststellung, dass es sich bei allen drei Kategorien um „komplexe, veränderbare, in vieler Hinsicht wählbare und von vielen Faktoren bestimmte Parameter – und damit individuelle Größen“ (ebd.: 64) und nicht, wie von (Neo)Rassist_innen behauptet, um unveränderbare Eigenschaften handelt. In Kapitel 4 wird weiter diskutiert, wie ein „reflexives Verständnis von ‚Kultur‘“ (Mecheril 1998: 288) aussehen und in der Sozialen Arbeit angewandt werden könnte.

⁷³ Beispiele dafür sind sogenannte „Ehrenmorde“ und Female Genitale Mutilation. Wie Jinhana Haritaworn feststellt, wird durch den Diskurs „des ‚Ehrenmordes‘ häusliche Gewalt [ethnisiert]“ (Haritaworn 2009: 158). Auf weitere Überschneidungen von Rassismus und Sexismus wird in Kapitel 3 weiter eingegangen. Kulturalisierungen zeigen sich auch daran, dass Migrant_innen häufig unterstellt wird, sich nur in den ihnen zugeschriebenen „Communities“ zu bewegen. Petra Neuhold und Paul Scheibelhofer stellen fest, dass diese sogenannten „Communities“ eine Möglichkeit sind, etwas Macht zu erlangen und deshalb von hegemonialen, rassistischen Verhältnissen nicht losgelöst betrachtet werden können. (Neuhold/Scheibelhofer 2010: 181) Zudem wird in der Regel nicht wahrgenommen, was nicht in das klischeehafte Bild von Migrant_innen passt. Exemplarisch führen Neuhold und Scheibelhofer „marxistische Feministinnen“ (Ebd.: 182) an.

2.2.1.3 *Rassismus trotz und wider guten Willens*

Zur nicht zwingend notwendigen Intentionalität rassistischen Handelns und Denkens stelle ich die Annahme auf, dass die überwiegende Mehrheit der Berater_innen* im Migrationsbereich sich selbst als antirassistisch bezeichnet und nicht gewollt rassistisch agiert.⁷⁴ Birgit Rommelspacher, die auch dezidiert zu Rassismen in der Sozialen Arbeit gearbeitet hat (Rommelspacher 2012; Rommelspacher 2010), spricht von einem „*nicht intendierte[n] Rassismus*“ (Rommelspacher 2009: 31) und führt aus, dass auch „wohlmeinendes Verhalten diskriminieren [kann]“ (ebd.: 32). Sozialarbeiter_innen sind, ob sie wollen oder nicht, „in rassistische Diskurse verstrickt“ (ebd.: 33). Da sowohl soziale Institutionen als auch die darin tätigen Berater_innen in gesellschaftliche Machtverhältnisse eingebettet sind, muss davon ausgegangen werden, dass in Beratungsgesprächen Rassismen von den Berater_innen reproduziert werden. Denn, wie Martina Tißberger schreibt, reproduziert auch das „ganz unverdächtige Subjekt Rassismus ‚wider Willen‘ und ‚gegen besseres Wissen‘“ (Tißberger 2013: 9). Es ist zwar nicht „unrelevant, ob ich vorsätzlich, wohl wissend also, einen Menschen verletze, demütige, beleidige oder ob ich dies tue ohne so zu intendieren“ (Castro Varela 2005: 7), doch beides führt zu Verletzungen (ebd.) und ist als Rassismus zu benennen. Beratungen sind keine „in sich geschlossene[n], individualistische[n] Vorgänge“ (Bratić 2010: 184), sondern in gesellschaftliche Zustände, innerhalb derer gewisse Menschengruppen diskriminiert werden, eingebettet. Und auch in der Sozialarbeit Tätige tragen Rassismen in sich. Die Auseinandersetzung mit eigenen Rassismen findet allerdings, auch in diesem Berufsfeld, nur unzureichend statt. Stefan Gaitanides meint dazu, dass „[g]erade sozial Berufstätige, deren Berufsethik Gleichbehandlung und Respekt gegenüber sozial ausgegrenzten Gruppen verlangt, [...] besonders empfindlich gegenüber Diskriminierungsvermutungen [sind]“ (Gaitanides 2004: 36). Wie Susan Arndt feststellt, führt „*Verleugnung des Rassismus*“ dazu, dass Rassismus unbenannt bleibt und dadurch strukturell und diskursiv unangetastet fortwirken kann“ (Arndt 2015: 38). Mehrheitsangehörige – und dazu zählen die meisten Sozialarbeiter_innen – sichern sich so „das Privileg, in der Norm zu leben und ihre Normalität als verbindlich für die Anderen zu definieren“ (Rommelspacher 2009: 32). Sind sich Sozialarbeiter_innen ihrer Normierungsfunktion nicht bewusst, so wird die Normierung dadurch nicht ausgeschaltet, sondern im Gegenteil verstärkt. 1986 initiierte die Hamburger Ini-

⁷⁴ Selbst diese Annahme ist, wie die Geschichte Sozialer Arbeit während des Nationalsozialismus gezeigt hat, eine sehr gutgläubige Annahme, die unter Umständen nicht die Realität abbildet. Rommelspacher scheint diesbezüglich weniger optimistisch, wenn sie schreibt: „Wenn man davon ausgeht, dass SozialarbeiterInnen sich in ihren Einstellungen nicht grundsätzlich von der übrigen Bevölkerung unterscheiden, dann muss man davon ausgehen, dass die meisten der Einwanderung gegenüber ambivalent eingestellt sind.“ (Rommelspacher 2012: 6)

tiative „WIR-Internationales Zentrum“ eine Tagung, in der auch die Frage nach Rassismen innerhalb der Linken und seitens helfender Berufe gestellt wurde. (Kalpaka 1986: 7) Das in Folge erschienene Buch lieferte auch den Titel für diese Arbeit. Kalpaka schreibt dazu:

Unsere Ahnung, daß Rassismus ‚von unten‘ stabilisiert und reproduziert wird, bestätigt sich leider tagtäglich in der praktischen Arbeit, im Umgang mit Mitmenschen, auch mit Linken. Daß Rassismus keine böse Absicht ist, sondern eine Lebensform, ein Bestandteil unser aller kulturellen Identität und unserer ideologischen Vergesellschaftung ist, so sehen wir es, eine nüchtern zu treffende wenn auch schmerzliche Erkenntnis. (Ebd.: 8)

Diese Erkenntnis besitzt auch heute, dreißig Jahre später, noch Gültigkeit. Migrant_innen berichten immer wieder, sich nicht ernst genommen zu fühlen, wenn sie Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft von Rassismuserfahrungen erzählen. (Hügel-Marshall 1998: 111) Nur vereinzelt reflektieren Sozialarbeiter_innen Rassismen im Berufsfeld. Der Sozialarbeiter* Moussa Dieng schreibt über antiziganistische Vorurteile und diskriminierendes Verhalten, das ihm bei Behörden ebenso begegnet ist wie in Sozialarbeitsteams der Jugendhilfe und im Migrationsbereich. (Dieng 2013) In dem von ihm beschriebenen Fällen überqueren die Sozialarbeiter_innen die Grenze zwischen nicht intendiertem und intendiertem Rassismus, wenn sie in Teambesprechungen rassistische und antiziganistische Aussagen von sich geben. (Ebd.) Claus Melter hat empirisch zu Rassismen in der Sozialen Arbeit geforscht und seine Forschungsergebnisse in zwei Artikeln präsentiert. (Melter 2007: 107 ff.; Melter 2009: 277 ff.) Er berichtet von Jugendlichen, die den Pädagog_innen, mit denen sie im Rahmen der ambulanten Jugendhilfe zu tun hatten, nicht von ihren Ängsten vor einer drohenden Abschiebung Familie erzählt haben. (Melter 2007: 115) Wie sich herausstellt, haben die Betreuer_innen des Jugendlichen im Rahmen der ambulanten Jugendhilfe nie nach dem Aufenthaltsstatus der Familie gefragt und die Situationen fachlich schlichtweg falsch eingeschätzt. (Ebd.: 115 f., 122) In den Interviews, die Melter mit den Betreuer_innen führte, zeigte sich, dass diese abwehrend auf die Frage reagierten und sich nicht bereit zeigten, bei sich selbst die Gründe für das Schweigen über drohende Ausweisungen zu suchen. (Ebd.: 116) Aus den Interviews, die Melter mit den Jugendlichen selbst führte, ging hervor, dass Rassismuserfahrungen gegenüber mehrheitsangehörigen Sozialarbeiter_innen oft nicht thematisiert werden beziehungsweise von den Betreuer_innen bagatellisiert werden. (Ebd.: 119 f.) Melter beschreibt beispielsweise eine Situation, in der ein Jugendlicher* neben seinem Betreuer in mehrere Lokale nicht eingelassen wurde, sein Betreuer* aber nur gelacht habe. Der Betreuer* bestätigt das im Interview und meint, dies wäre am Kleidungsstil des Jugendlichen* gelegen.⁷⁵ (Ebd.) Melter beschreibt, wie die Bemühungen eines von ihm

⁷⁵ Melter führt für diese und ähnliche Verhaltensweisen den Begriff des „sekundären Rassismus“ (Melter 2009: 285) ein und beschreibt diesen folgendermaßen: „Beim sekundären Rassismus werden – ebenso wie beim sekun-

befragten Pädagogen*, den von ihm betreuten Jugendlichen als „*nicht rassialisiertes Subjekt*“ (Melter 2009: 284) anzusehen, dazu führt, dass Rassismuserfahrungen des Jungen* ausgeblendet werden. (Ebd.) Melter stellt fest, dass „[d]ie fehlende Thematisierung der Rolle Sozialer Arbeit in Bezug auf institutionellen Rassismus (staatlich finanzierte Soziale Arbeit im Einsatz gegen staatliche Diskriminierung) [...] in entpolitisierten Betreuungspraxen ihren Ausdruck [findet]“ (Ebd.: 287). Aus meiner eigenen Berufspraxis erinnere ich mich an Abweisungen von Migrant_innen in Sozialeinrichtungen mit der Begründung, diese würden nicht gut genug Deutsch sprechen. Elisabeth Maria Ebner hat Diskurse über Migrant_innen, die im Sozialbereich dominant sind, untersucht, indem sie achtundzwanzig Artikel der Zeitschrift „Sozialarbeit in Österreich“ analysiert und Interviews mit fünf Sozialarbeiter_innen gemacht hat. (Ebner 2009: 4; 21) Sie stellt fest, dass in der Zeitschrift primär defizitäre und passive Bilder von Migrant_innen gezeichnet werden. (Ebd.: 15 ff.) Zuschreibungen, die die Fähigkeiten und Stärken von Migrant_innen betonen, wären hingegen „sehr selten und schlecht ausdifferenziert“ (Ebd.: 18). In den Interviews würden positive Äußerungen über Migrant_innen stärker in den Fokus gerückt. (Ebd.: 22) Es werden aber auch klar kulturalisierende bis rassistische Zuschreibungen reproduziert, wenn beispielsweise die „Veränderung der kulinarischen Landschaft Österreichs oder das genetisch [sic!] unterschiedliche Erbmaterial der Migranten/innen“ (ebd.: 23) als positiv hervorgehoben wird. *Othering*-Prozesse und Stereotypen werden in den Interviews deutlich, wenn über den Nichtwillen männlicher* Migranten*, im Haushalt mitzuhelfen und über mangelnde Erziehungsfähigkeiten von Nicht-Österreicher_innen gesprochen wird. (Ebd.: 26 f.) Dennoch resümiert Ebner, dass mehrere Befragte angaben, „dass der Unterschied zwischen Migrant/innen und Österreichern/innen als Klienten/innen nicht so groß wie oft angenommen wird, da die Probleme (gerade von Migranten/innen, die schon länger in Österreich leben) oft gleich oder ähnlich seien wie die Probleme von Österreichern/innen. Dabei wird auf die Gefahr aufmerksam gemacht, diese Probleme häufig der Eigenschaft, Migrant_in zu sein, zugeschrieben werden. (Ebd.: 25)

Rassismen in der Sozialen Arbeit spiegeln sich aber nicht nur am Umgang mit migrantischen Inanspruchnehmer_innen von Hilfeleistungen, sondern auch in Teamzusammensetzungen in

dären Antisemitismus – offene Abwertungen vermieden und es wird keine Verantwortung für strukturelle, institutionelle, durch Individuen oder Gruppen ausgeübte sowie diskursive Diskriminierung übernommen. Das Ausmaß von Alltagsrassismus und die Bedeutung von Rassismuserfahrungen werden geleugnet oder infrage gestellt. Die Sprecher/-innen fühlen sich durch das Thema Rassismus indirekt oder direkt belastigt, setzen sich nicht aktiv mit ihm auseinander oder fühlen sich selbst angegriffen. Es erfolgt eine Täterinnen- bzw. Täter-Opfer-Umkehrung: Nicht die Personen, die Zielscheibe von Rassismus sind, werden als Opfer gesehen, sondern die Mehrheitsangehörigen, denen angeblich übertriebene Rassismusvorwürfe gemacht werden.“ (Ebd.)

sozialen Einrichtungen wieder. (Raburu 1998) Auf die Problematiken, die entstehen, wenn primär *weiße* Teams mit Migrant_innen arbeiten, wird im Kapitel 3 „Wer berät wen“ detaillierter eingegangen. Als weiteres Indiz für die Mitwirkung Sozialer Arbeit an strukturellen Rassismen kann die Vermittlung in staatlich vorgeschriebene Deutschkurse und in den rassistisch und sexistisch segmentierten Arbeitsmarkt gelesen werden. Die Idee, dass bestimmte Menschengruppen, vornehmlich aus Osteuropa, für anstrengende Arbeiten zur Verfügung stehen, ansonsten aber rechtlos bleiben sollen, setzte sich nach Ende des Nationalsozialismus bei der Anwerbung von Gastarbeiter_innen fort. (Rommelspacher 1995: 46) Auch bezüglich der gegenwärtigen Debatten, beispielsweise um 24-h-Pflegekräfte und Bauarbeiter_innen, zeigt sich, dass durchaus weiterhin die rassistische Annahme besteht, gewisse Menschen könnten für Arbeiten genutzt und „ver-nutzt“ (ebd.) werden. Sozialarbeiter_innen bedienen, ob gewollt oder nicht, diese Kontinuitäten, wenn sie Menschen in den österreichischen Arbeitsmarkt voller Diskriminierungslinien vermitteln.

Soziale Arbeit wurde in den letzten Jahren häufig damit konfrontiert, im Kontext der Migrationsgesellschaft nicht radikal genug für die Rechte von Geflüchteten und Migrant_innen einzutreten. Besonders laut wurde diese Kritik in Österreich im Rahmen der Refugee Bewegung um die Wiener Votivkirche geäußert. Insbesondere der Caritas wurde vorgeworfen, dass sie zwar für materielle Unterstützung, nicht aber ausreichend für die Menschenrechte der Geflüchteten eingetreten wäre. (Refugee Protest Camp Vienna 2013) Dieser Vorwurf wurde aber nicht nur in diesem Kontext und diesem Verein gegenüber geäußert, sondern stellt einen zentralen Kritikpunkt gegenüber Sozialer Arbeit dar. Prekarisierungen der Arbeitsbedingungen von Sozialarbeiter_innen beschleunigen Prozesse der Entpolitisierung Sozialer Arbeit. Projektfinanzierungen machen längerfristige Planungen unmöglich, Mitarbeiter_innen, deren Arbeitsplatz nicht gesichert ist, wagen nicht, Kritik zu üben und für Diskussionen und Reflexivitätsprozesse (siehe Kapitel 4) bleibt meist wenig Zeit. Aber gerade in schwierigen Zeiten ist es wichtig, Kritik am herrschenden System zu üben. Während der aktuellen Grenzregimekrise seit dem Sommer 2015, im Kontext derer die Europäische Union nicht in der Lage ist, eine wenn auch große, so doch zu erwartende Anzahl an Geflüchteten adäquat und den Menschenrechten entsprechend aufzunehmen, war und ist auch seitens der Sozialvereine eine klarere Positionierung zu beobachten. Auf der Homepage des Österreichischen Berufsverbandes der Sozialen Arbeit (OBDS) finden sich vermehrt Beiträge und Stellungnahmen zur Situation der Flüchtlinge. (OBDS 2015) Die Aussagen in diesen Stellungnahmen sind divers, aber doch klar pro Geflüchtete. Es wird zwar von der International Federation of Social Work (IFSW) das Narrativ von

Sozialarbeit als Integrationshilfe bedient (IFSW 2015), andererseits werden aber Menschenrechtsverletzungen deutlich angesprochen, Quotenregelungen abgelehnt und das Recht auf freie Wahl des Wohnsitzes befürwortet (OBDS 2015). Diese klaren Positionierungen auf Seiten der gesellschaftlich Marginalisiertesten sind wichtig.

Da es wesentlich ist, die Einbettung von Sozialer Arbeit in ein rassistisches System zu reflektieren, um infolge dagegenzuwirken, dass Soziale Arbeit diese Ungleichheiten stabilisiert, werden im Folgenden Diskurse, die die Praxis Sozialer Arbeit prägen, einer Analyse⁷⁶ unterzogen. Dies ist wichtig, denn

[d]ominante Diskurse bringen jene zum Schweigen, die auf der anderen Seite der Wahrheit, Rationalität, Normalität, Normativität, Universalität und Wissenschaftlichkeit stehen. Eine kritische Praxis muss dagegen in der Lage sein, das Nichtgedachte der dominanten Diskurse zu denken, und denen zuzuhören, die zur Zielscheibe der epistemischen Gewalt werden. (Castro Varela/Dhawan 2003: 279)

2.2.2 Dominante Diskurse in der Sozialen Arbeit in der Migrationsgesellschaft

Wie bereits aufgezeigt, spielte die Soziale Arbeit bei der Wissensproduktion über die vermeintlich *Anderen* eine wesentliche Rolle. Die „postkoloniale Intellektuelle“ (Castro Varela/Dhawan 2015: 154) Gayatri Chakravorty Spivak hat für jene Art der Wissensproduktion, die die Folge kolonialer Machtverhältnisse ist, den Begriff „epistemische Gewalt“ (Spivak 2008a: 42) geprägt. Postkoloniale Kritik regt dazu an, „die Wirkmächtigkeit kolonialen ‚Wissens‘, welches eurozentristisch und essenzialistisch aufgeladen ist“ (Castro Varela 2010: 249), zu reflektieren. Denn wird vermeintlich objektives Wissen um die *Anderen* nicht als epistemische Gewalt enttarnt, werden Prozesse der Dekolonisierung behindert. (Ebd.: 253; Castro Varela/Dhawan 2015: 183) Dass Wissen als solches anerkannt wird, ist nur durch ein „Ensemble von Wissen und Macht“ (Castro Varela 2010: 256) möglich.⁷⁷ Dieses Ensemble ist auch in der Sozialen Arbeit wirkmächtig und folgenreich. Es gilt deshalb, der eigenen Wissensproduktion als Sozialarbeiter_in kritisch gegenüberzustehen. Das Begehren nach mehr Professionalität und einem Ernstgenommen-werden der Sozialen Arbeit verstellt oft den Blick auf kritische Perspektiven und politische Positionierungen. Gerade jetzt, wo an den Fachhochschulen ein stärkerer Fokus auf die Wissenschaftlichkeit Sozialer Arbeit gelegt wird, erscheint es wesentlich, dass diese Entwicklung mit einer Wissenschaftskritik einhergeht und hinterfragt wird, wem dieses Wissen,

⁷⁶ Es handelt sich im Folgenden jedoch nicht um eine Diskursanalyse, vielmehr sollen die Begrifflichkeiten erklärt und Diskussionen dazu abgebildet werden.

⁷⁷ Rommelspacher schreibt dazu: „In der Überzeugung, man selbst besitze die Wahrheit im Gegensatz zu den anderen, ist die Gewalt angelegt.“ (Rommelspacher 1995: 19)

das im Zuge von Forschungsprozessen hergestellt wird, wie dient. Wissenschaftlich begründete Methoden und Theorien der Sozialen Arbeit werden oft nicht als die politischen Machtinstrumente wahrgenommen, die sein können.⁷⁸ Disziplinen wie die Medizin und die Psychologie haben aufgrund ihrer Diagnoseinstrumente die Deutungshoheit darüber, was als „normal“ und was als „abweichend“ eingestuft wird. Auch im Bereich der Sozialen Arbeit wird, einhergehend mit der Hoffnung auf eine Aufwertung des Berufes, viel Energie in die Entwicklung neuer Diagnoseinstrumente gesteckt. (Müller 1999: 18) Wissensproduktion ist aber niemals wertfrei, da das vermeintlich wissenschaftliche Wissen dazu dient, Machtverhältnisse zu legitimieren und zu zementieren.

Im Folgenden sollen verschiedene dominante Diskurse aufgezeigt und auf ihre Bedeutung für die (Re)Produktion von Rassismen hin untersucht werden. Im Sinne von Michel Foucault soll gezeigt werden, welche Diskurse im gegenwärtigen historischen Kontext als wahr gelten und wie sie im Zusammenhang mit Machtmechanismen und Institutionen stehen. (Foucault 1977: 8 ff.) Sprache wird hier nicht als Instrument verstanden, das die Realität lediglich beschreibt oder abbildet, sondern als etwas, das die Realität und wie wir sie sehen, herstellt.⁷⁹ Diskurse haben somit ein „Eigenleben“ (Jäger 2008: 379). Die im Folgenden diskutierten Begrifflichkeiten stehen nicht abseits der sozialarbeiterischen Praxis, sondern sind unmittelbar mit ihr verknüpft, sie fließen in den Arbeitsalltag von Sozialarbeiter_innen, deren Deutungsgebungen und wiederum in weitere Theorieproduktionen ein. Die oft behauptete Dichotomie von Theorie und Praxis wird so aufgebrochen. Ich arbeite im Folgenden exemplarisch mit den Begrifflichkeiten der Integration, Interkulturalität und Diversität, da sie häufig im Kontext Sozialer Arbeit verwendet werden und, wie sich zeigen wird, auch in den Ausbildungsstätten dominant sind. Die in den letzten Jahren stattfindende Verschiebung des Diskurses um Integration hin zu jenem um sogenannte interkulturelle Kompetenzen täuscht vor, den Blick von den Migrant_innen und deren „Integrationswillen“ hin zur Verantwortung der Dominanzgesellschaft⁸⁰ verschoben zu haben. Die Machtverhältnisse haben sich jedoch nicht verändert: Die Dominanzgesellschaft

⁷⁸ Am Beispiel der Sozialen Arbeit während des Nationalsozialismus wurde bereits dargestellt, wie Sozialdiagnosen zur folgenreichen Kategorisierung von Menschen beitrugen.

⁷⁹ Diese Erkenntnis, die neben Foucault auch andere Philosoph_innen und Psychoanalytiker_innen wie Jacques Derrida, Gilles Deleuze, Jacques Lacan und Monique Wittig hatten, führte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu dem, was als „Linguistische Wende“, auf Englisch „linguistic turn“, bezeichnet wird. (Klapeer 2007: 37) Sprache rückte sowohl in der Philosophie als auch in anderen Disziplinen in den Mittelpunkt des Interesses.

⁸⁰ Der Begriff der Dominanzgesellschaft wurde von Birgit Rommelspacher (1995) geprägt. Ich hege für diesen Begriff größere Sympathien als für den Begriff „Mehrheitsgesellschaft“, da – wie bereits festgestellt wurde, – nicht alle, die in der Mehrheit sind, unbedingt machtvolle gesellschaftliche Positionen innehaben. Der Begriff der Dominanzgesellschaft impliziert auch ein Verständnis von Klasse.

gibt vor, was als integrierbar gilt, sie zieht Grenzen, sie bestimmt, wie weit sich die Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft auf Migrant_innen zubewegen und wo Anpassung gefordert wird und die Toleranz endet. Ähnlich ist es mit Diskursen um Diversität: Die sogenannte Aufnahmegesellschaft, nicht die Migrierten, geben vor, was als Kompetenz angerechnet wird, was als sogenannte „nützliches Humankapital“ (Ha 2012: 276) gesehen wird und was nicht. Nicht „die hegemonialen Zentren“ (Eggers 2015: 260) werden als divers bezeichnet oder sollen integriert werden, sondern die *Anderen*. Die Diskurse um Integration und Diversität sind miteinander verwandt, einer führt zum anderen. Inspirierend für die Auseinandersetzung damit sind sowohl María do Mar Castro Varelas Streitschrift „Ist Integration nötig“ (Castro Varela 2013) als auch Maureen Maisha Eggers Kritik an hegemonialen Vorstellungen von Diversität (Eggers 2010) und Texte von Kien Nghi Ha (2012; 2007c). Weiters wird noch auf den Begriff der Interkulturalität eingegangen, da seine Verwendung im Sozialbereich auf die nicht ausreichende Auseinandersetzung mit Etienne Balibars Rassismusbegriff, der den Kulturbegriff miteinschließt (Balibar 1998), hinweist.

2.2.2.1 Integration

Der Begriff der Integration ist seit Jahren umstritten.⁸¹ (Castro Varela 2013) Dennoch erlebt er, im Zuge aktueller Flucht- und Migrationsbewegungen, wieder eine neue, fragwürdige Blütezeit. Er schwingt auch in vielen Diskussionen rund um die Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft mit und wird auf politischer Ebene⁸² verhandelt. Die „verpflichtenden und sanktionsbewährten Integrationskurse“ (Ha 2012: 275), wie sie in Österreich und Deutschland angeboten werden, legen den Fokus auf die Vermittlung der deutschen Sprache. (Österreichischer Integrationsfond 2014, Bundesamt für Migration und Flüchtlinge 2015) Hier zeigen sich abermals historische Kontinuitäten: Wenn der Staat Österreich von Migrant_innen, teils noch vor „Zuzug“ (Bundeskanzleramt 2015) erwartet, Deutsch zu lernen, definiert er sich als monolinguales Land. Diskriminierung, Vertreibung und Ermordung nicht deutschsprachiger Bevölkerungsgruppen wie jener der Kärntner Slowen_innen während des Nationalsozialismus (Goetz 2012) werden verschwiegen und nicht in Beziehung zu aktuellen Diskussionen um einen Deutschsprachzwang gesetzt. Integration wird eine „Disziplinierungstechnik“ (Bratić 2010:

⁸¹ Als Beispiel für einen problematischen Umgang mit dem Begriff sei die 2006 vom Innenministerium unter Liese Prokop (ÖVP) in Auftrag gegebene Studie über die Integration von Muslim_innen. Das Ergebnis der unseriös durchgeführten Studie war die vermeintliche Integrationsunwilligkeit von beinahe der Hälfte der Befragten. (Neuhold/Scheibelhofer 2010: 197 f.)

⁸² Bestes Beispiel dafür ist die im Jahr 2014 erfolgte Umbenennung des österreichischen Außenministeriums in „Bundesministerium für Europa, Integration und Äußeres“. (BMEIA o. J.)

191) zur Stärkung der „Dominanzkultur“ (Rommelspacher 1995). In den Kursen sollen nicht nur Sprachkenntnisse, sondern vermeintlich europäische Werte vermittelt werden. Hier gibt es eine besonders deutliche Parallele zwischen Sozialer Arbeit und dem Arbeitsbereich „Deutsch als Zweitsprache (DAZ)/Deutsch als Fremdsprache (DAF). Über beiden Berufsfeldern schwebt der Imperativ der Integration. Die Idee der Integration ist so untrennbar mit europäischem, aufklärerischem Fortschrittsdenken kolonialen Beigeschmacks verbunden. (Ha 2012: 275) Adressatinnen der Integrationskurse und Werteschulungen sind primär Drittstaatsangehörige, die Kien Nghi Ha als „postkoloniale MigrantInnen“ (ebd.: 275) bezeichnet. Ihnen wird in rassistischer Denkweise unterstellt, dass sie *anders* wären und mit den vermeintlichen Werten der Aufnahmegesellschaft vertraut gemacht werden müssten. Die Werte und Normen des sogenannten Aufnahmelandes dürfen nicht infrage gestellt werden. Integrationspolitiken sind deshalb auch Normalisierungspolitiken (Castro Varela 2013: 33) und Integration wird zum „Synonym für Assimilation“ (Danckwortt 1998: 92). Wer nicht mitmacht, muss mit Sanktionen bis hin zu Abschiebungen rechnen.

Soziale Arbeit ist Teil einer „Defizitperspektive“ (Castro Varela 2013: 10) seitens des Nationalstaates, der meint, Migrant_innen würden „integrationspolitisch gerahmter Versorgung [bedürfen]“ (ebd.).⁸³ Soziale Arbeit wird als Instrument für Integration⁸⁴ eingesetzt und Sozialarbeiter_innen repräsentierten in ihrer Funktion in gewissem Sinne österreichische Norm und Normalität, wobei der pädagogische Charakter Sozialer Arbeit in den Vordergrund tritt. (Vgl. Seithe 2012: 72) Sozialarbeiter_innen klären über Normen in Form von Gesetzeslagen und, mit Foucault gesprochen, über Dispositive der österreichischen Gesellschaft auf und sollen bei der „Bewältigung angeblicher Kulturkonflikte und Sozialisationsdefizite“ (Ha 2012: 276) helfen. In diese Begegnungen zwischen Mehrheitsangehörigen und Migrant_innen haben sich Herrschaftsverhältnisse eingeschrieben, die zur Folge haben, dass Migrant_innen oft keine andere Wahl haben, als den Bedingungen der Mehrheitsgesellschaft zuzustimmen. (Bratić 2010: 22) Kien Nghi Ha bezeichnet Integration treffend als „ideologisches Projekt der Nationalisierung und kulturellen Homogenisierung.“ (Ha 2007c: 118) „Integration in ihrer imperativen Form“

⁸³ Encarnación Gutiérrez Rodríguez findet dafür folgende Worte: „Der neoliberale Staat [...] [macht] im Sinne der Biopolitik einen Teil der Bevölkerung entlang von Diskursen und Praktiken zu einer zu erklärenden, zu versorgenden, zu verwaltenden oder ‚zu integrierenden‘ Bevölkerungsgruppe.“ (Gutiérrez Rodríguez 2006)

⁸⁴ In Theorien der Sozialen Arbeit wird mittlerweile häufig der Begriff der „Inklusion“ anstatt jenem der „Integration“ verwendet. Damit werden allerdings häufig dieselben Inhalte, welche die Integrationsdebatte prägen, auf einen neuen Begriff verlagert. Eine Frage des „flüchtlingsspezifische[n] Inklusionschart[s]“ (Baron u. a. 2015), der von in der Sozialen Arbeit Tätigen entwickelt wurde, stellt genau jene Frage nach dem ehrenamtlichen Engagement von Flüchtlingen (ebd.), die bei der Frage um gelungene Integration ebenfalls häufig in den Vordergrund gerückt wird.

(ebd.: 113) ist Ausdruck der Privilegien und Macht der Dominanzkultur und weist auf „kulturelle und politische Vormachtstellung[en]“ (ebd.) hin. Sie verspricht zwar die Aufnahme als gleichwertiges Mitglied in die österreichische Gesellschaft, hält dieses Versprechen aber nicht. Die staatliche Integrationspolitik gibt vor, rassismuskritisch zu sein, da Menschen nicht nach Herkunft, Hautfarbe oder Religion beurteilt werden sollen⁸⁵ (Kurz o. J.), tatsächlich werden Migrant_innen aber ausschließlich danach beurteilt, was sie für die österreichische Nation leisten können. Integrationsimperative klammern strukturelle Gewalt aus und erwarten von Migrant_innen „individuell zu leistende Anpassungsleistungen“ (Bojadžijev/Karakayalı 2007: 211). Zentral ist bei Integrationsdebatten neben der Beherrschung der deutschen Sprache auch die Eingliederung in den österreichischen Arbeitsmarkt. So erfolgt eine Einteilung in „gute“ Migrant_innen, die sich selbst erhalten können und „schlechte“ Migrant_innen, die auf staatliche Sozialleistungen angewiesen sind. (Castro Varela 2013: 24) Es ist wesentlich, als Sozialarbeiter_in die Einbettung der eigenen Arbeit in diese Integrationsdiskurse zu reflektieren und sich nicht instrumentalisieren zu lassen. María do Mar Castro Varelas Modell stellt ihr Gegenmodell zu dominierenden Integrationspolitiken folgendermaßen dar:

Soziale Arbeit als zivilgesellschaftlicher Akteur muss den Staat in die Pflicht nehmen. Anstatt die migrantischen Subjekte für die Integration zu aktivieren, wäre es wichtiger, die partizipative Demokratie zu stärken und Migrantinnen und Migranten Rechtssicherheit zu gewähren und Zukünfte zu eröffnen. (Ebd.: 50)

Wie Sozialarbeiter_innen agieren können, um nicht zu Handlanger_innen eines rassistischen Systems zu werden, wird in den Kapiteln 4 und 5 diskutiert.

2.2.2.2 Diversity

Diversity oder auf Deutsch Diversität ist zu einem populären Konzept (Eggers 2011: 56) geworden, auf das sich auch in der Sozialen Arbeit häufig bezogen wird.⁸⁶ Das Versprechen, soziale Ungerechtigkeiten sichtbar zu machen, halten Diversitätsansätze allerdings in der Regel nicht. (Ebd.) Dabei ist nicht der Diversitätsbegriff an sich, sondern vielmehr seine Auslegung

⁸⁵ Die Aussage auf der Homepage des zuständigen österreichischen Ministers Sebastian Kurz lautet: „Nicht Herkunft, Hautfarbe oder Glaube zählen, sondern was jemand in Österreich leistet“. (Kurz o. J.)

⁸⁶ Ich beziehe mich auf kritische Zugänge zu Diversität. Da das Konzept aber nicht per se schlecht ist, gibt es auch affirmative Zugänge. (Eggers 2015: 261 f.; Eggers 2011: 66 ff.) Bezogen auf die Soziale Arbeit kann ein rassismuskritischer Zugang zu Diversity beispielsweise bedeuten, „die Diversität der Problem- und Bedürfnislagen der AdressatInnen anzuerkennen“ (Heite 2008: 77) und ihnen adäquat mit dem Ziel der „Herstellung sozialer Gerechtigkeit“ (ebd.) zu begegnen.

problematisch. „Diversity steht für gesellschaftliche Pluralität, für die Heterogenität und Unterschiedlichkeit von Lebenslagen und Lebensentwürfen [...] Charakteristisch für Diversität ist eine Sichtweise, die Vielfalt als Ressource interpretiert“. (Eggers 2015: 256)

An diesem Zugang wäre nichts auszusetzen, würde die gepriesene „Vielfalt als Ressource“ (ebd.) nicht kapitalistisch verwertet werden und würde nicht die Definitionsmacht darüber, was als Ressource gilt und was nicht, bei der Dominanzgesellschaft liegen. Die anzustrebende Diversität bezieht sich auf Kategorien wie Herkunft, *Geschlecht*, Religion und sexuelles Begehren und soll innerhalb einer Gesellschaft, meist aber innerhalb eines wirtschaftlichen Unternehmens, das Zusammenleben beziehungsweise die Zusammenarbeit unterschiedlicher Mitarbeiter_innen fördern und so die Produktivität erhöhen. (Baig 2008: 91 ff.) Dementsprechend ist „das bislang größte Feld von Diversity Mainstreaming der Wirtschaftssektor“ (Eggers 2015: 258), dem die „Optimierungsversprechen“ (Eggers 2011: 56) des Konzepts entgegenkommen. Im Sinne eines „difference sells“ (Mecheril 2007) wird Diversität zum Imperativ. Maureen Maisha Eggers führt aus, dass der Fokus nicht auf einer Umverteilung, die mit tatsächlicher Diversität einhergehen müsste, sondern auf Gewinnmaximierung liegt. (Eggers 2015: 258) Das Unternehmen wird aufgewertet, weil es sich als diversitätsfreundlich nach außen präsentieren kann und von der Vielfalt, beispielsweise in Form verschiedener Sprachkenntnissen der Mitarbeiter_innen, profitiert. Somit fügt sich das Konzept in kapitalistische Logiken der Leistungssteigerung ein und macht, so Baig, „Angehörige von Minderheiten [...] interessant für Unternehmen“ (Baig 2008: 96).

Dieses Vorgehen zieht aber per se keine diversifizierte Unternehmenskultur nach sich – ganz im Gegenteil, es fördert Monokultur trotz ausländischer MitarbeiterInnen. Menschen mit interkulturellem Hintergrund werden rekrutiert, unter dem Aspekt der Nützlichkeit für die soziale Institution. Es werden ‚die Besten‘ ausgesucht. (Ebd.: 100)

Dieses Ausnützen des *Anderen* zur Aufwertung des Eigenen impliziert eine „Instrumentalisierung des ‚Anderen‘“ (Schirilla 2014: 163). Es wird Offenheit propagiert, während bestehende Hierarchien nicht angegriffen werden. So bedeutet Diversity in der Regel eine „raffinierte Fortsetzung von Machtverhältnissen“ (Mecheril 2007) und von „institutional whiteness“ (Ahmed 2012: 33). Selbstdarstellungen von Betrieben als diversitätsfreundlich dienen der eigenen Aufwertung, haben aber kein kritisches Veränderungspotential. Ein platter Egalitarismus gibt eine Chancengleichheit vor, die real nicht existiert. Soziale Ungleichheiten und Rassismen werden entweder verschleiert oder zwar als Bekenntnis ausgesprochen, aber nicht bearbeitet. (Ebd.: 23,

42 f.) Verschwiegen wird, wer zu *anders* ist, um dazuzugehören und deshalb weiter und verstärkt ausgegrenzt wird.⁸⁷ Sara Ahmed schlussfolgert: „Diversity can be a method of protecting whiteness.“ (Ahmed 2012: 147) Essentialistische Konstruktionen und rassistische Exotisierungen der *Anderen*⁸⁸ und ihrer Eigenschaften und Fähigkeiten finden weiter statt.⁸⁹ (Castro Varela 2013: 17; Ha 2007c: 116; Neuhold/Scheibelhofer 2010: 175 f.) Mit Maureen Maisha Eggers ist festzustellen, dass „ein oberflächliches Verständnis von Diversität“ (Eggers 2010: 69) zu einer Entpolitisierung⁹⁰ führt, da soziale Ungleichheiten und gesellschaftliche Missstände durch „bunte Vielfalt für alle“ (ebd.) maskiert und somit vertuscht werden. Strukturelle und institutionelle Diskriminierungen und Rassismen bleiben aufrecht. (Ha 2007c: 117)

Auch Sozial-, Gesundheits- und Bildungseinrichtungen⁹¹ sind auf den Diversity-Zug aufgesprungen. In Sozialeinrichtungen sind Migrant_innen primär als Sprach- und Kulturvermittler_innen gefragt. Ausbildungsstätten für Sozialberufe bemühen sich, einerseits vermeintlich interkulturell geschulte Absolvent_innen zu produzieren und andererseits Migrant_innen als Studierende anzuwerben. Wie der Begriff der Interkulturalität ist auch jener der Diversity/Diversität in die meisten Curricula⁹² und Lehrgangsbeschreibungen eingeflossen. (FH Burgenland 2015; FH Campus Wien 2015; FH Kärnten 2015b; FH Oberösterreich 2016b; FH Salzburg 2015; FH Vorarlberg 2015: 6) Die Fachhochschule Joanneum wirbt folgendermaßen für „Bewerber_innen mit Migrationshintergrund“ (FH Joanneum 2015):

In einer globalisierten Welt, in der in den letzten Jahren die Flüchtlingsströme immer breiter wurden und auch in der Steiermark zunehmend viele Menschen nach Vertreibung und Flucht angekommen sind, gibt es auch immer mehr Menschen, die Hilfen von Sozialarbeiter_innen brauchen, um ihre schwierige Lebenssituationen bewältigen zu können. Erfahrungsgemäß sind dabei Sozialarbeiter_innen mit Migrationshintergrund besonders erfolgreich. (Ebd.)

Die Festlegung von Migrant_innen auf die Rolle als Spezialist_innen für migrations- und fluchtspezifische Fragestellungen wird in Kapitel 3.3 zu Rassismen in Teams problematisiert.

⁸⁷ Ein Kopftuch bei Frauen* stellt in der Regel ein für diversitätsorientierte Unternehmen wenig attraktives Attribut dar. (Vgl. Kellermann 2008: 10 f.)

⁸⁸ Diese Exotisierung betrifft nicht nur Migrant_innen und als nicht *weiß* konstruierte Personen, sondern alle Menschen, die von der hegemonial bestimmten Norm abweichen, wie beispielsweise Menschen, die queer leben.

⁸⁹ Dasselbe gilt für den Multikulturalismus, worauf im folgenden Abschnitt noch eingegangen wird. (Vgl. Neuhold/Scheibelhofer 176 ff.)

⁹⁰ Diese Entpolitisierung sozialer Kämpfe lässt sich gut am Beispiel des kanadischen Multikulturalismuskurses festmachen. Dort wurde Multikulturalismus zwar zum nationalstaatlichen Imperativ, allerdings wurden damit Differenzen lediglich institutionalisiert. (Neuhold/Scheibelhofer 2010: 177 f.) und Multikulturalismus wurde zum „Instrument der Befriedung anti-rassistischer und sozialer Kämpfe und [erfüllte] damit seine ideologische und politische Funktion“ (Neuhold/Scheibelhofer 2010: 177). Ähnlich verhält es sich mit Diversitätskonzepten.

⁹¹ Zu Diversity an Universitäten siehe Sara Ahmed (2012).

⁹² Über die Fachhochschule St. Pölten kann hier keine Aussage getroffen werden, da auf der Homepage die Curricula nicht abrufbar sind (FH St. Pölten 2015).

Diversität geht, wie sich an dem Ausschnitt der FH Joanneum zeigt, nicht automatisch mit Rassismuskritik einher. Wirklich rassismuskritisch zu agieren, könnte in diesem Kontext bedeuten, sich darum zu bemühen, dass auch Studierende ohne europäischen Schulabschluss Zugang zu Bildungsinstitutionen bekommen. Dies geschieht bislang aber nicht. Diversitätskonzepte ohne Herrschaftskritik führen nicht zu sozialer Gerechtigkeit. (Eggers 2011: 65) „Buntheit“ kann nicht das Ziel sein, sondern ist eher das Problem.“ (Castro Varela 2010: 254)

2.2.2.3 Interkulturalität

Anders als im Arbeitsfeld der Pädagogik, in dem Autor_innen wie Annita Kalpaka, María do Mar Castro Varela, Paul Mecheril und viele andere dazu beigetragen haben, den Begriff der Migrationspädagogik zu etablieren, um sich von interkulturellen Diskursen abzugrenzen, wird in der Sozialen Arbeit weiterhin mit dem Begriff der „Interkulturellen Sozialarbeit“ operiert. (FH Oberösterreich 2016b) Der Masterstudiengang für Soziale Arbeit in Linz hat die Vermittlung „Interkultureller Kompetenz“ (ebd.) als Schwerpunkt der Ausbildung definiert. Wie bereits unter Bezugnahme auf Étienne Balibars Definition des „Rassismus ohne Rassen“ (Balibar 1998: 28) problematisiert wurde, impliziert die Vorstellung von voneinander abgegrenzten und im Kern unterschiedlichen Kulturen Rassismen. Denn, wie Nausikaa Schirilla unter Bezugnahme auf Homi Bhaba feststellt, Kulturen sind „vielfältig und heterogen, und potentiell hybride“ (Schirilla 2014: 163) und „[u]rsprüngliche, reine Kultur stellt eine Fiktion dar“ (ebd.).

Das Positive an der Einführung des Begriffs der Interkulturellen Kompetenzen Anfang der 1990er Jahre war, dass der kritische Blick auf die Professionellen und deren Mangel an bestimmten Kompetenzen gerichtet wurde. (Kalpaka/Mecheril 2010: 77) Diese Nicht-Kompetenz nur mit fehlendem Wissen über vermeintlich *andere* Kulturen zu erklären, ist jedoch essentialistisch (ebd.: 85) und führt dazu, dass soziale Konflikte oft vorschnell mit kulturellen Unterschieden erklärt werden und von Sozialarbeiter_innen erwartet wird, diese Konflikte zu lösen oder zu neutralisieren (vgl. Ha 2007b: 51). Anstatt den Blick auf die Intersektion verschiedener Diskriminierungslinien zu richten (siehe Kapitel 3), werden sämtliche Probleme als „kulturell“ gerahmt und so wird die Wissensproduktion über die vermeintliche Andersartigkeit von Migrant_innen verstärkt. Leider führte die Einführung interkultureller Kompetenzen in der Sozialen Arbeit auch nicht zu einem Hinterfragen *weißer* Teamstrukturen und zu einer Veränderung derselben. Stattdessen scheint interkulturelle Kompetenz nur etwas zu sein, das *Weiß*e im Umgang mit Migrant_innen brauchen. Umgekehrt gibt es keine Angebote für Migrant_innen, die mit Mehrheitsangehörigen arbeiten. (Kalpaka/Mecheril 2010: 80) Auch scheinen keine besonderen

Fähigkeiten für den Umgang mit *Weiß*en notwendig zu sein. *Weiß*sein bleibt unmarkiert und scheinbar frei von kulturellen Eigenheiten. Ebenso wie oberflächliche Diskurse über Antirassismus und Diversität dienen auch Diskurse um interkulturelle Kompetenzen vorwiegend privilegierten Mehrheitsangehörigen, die sich damit schmücken können, kritisch zu sein. (Ahmed 2012: 169 f.)

Kein Wunder also, dass Aus- und Weiterbildungen diesen andauernden Trend zur Interkulturalität aufgegriffen haben und mit ihren Angeboten auf den Erwerb sogenannter interkultureller Kompetenzen (vgl. pro mente akademie o. J.; Vgl. FH Oberösterreich 2016a) hinsichtlich des „Leben[s] in der Migrationsgesellschaft“ (Volkshochschule Rudolfsheim-Fünfhaus 2015) fokussieren. Die konkreten Inhalte interkultureller Kompetenzen bleiben „unklar und diffus“ (Castro Varela/Vogelmann 1998: 240). Zum Nachweis der Dominanz des Interkulturalitätsdiskurses folgt exemplarisch eine Analyse der Homepages der Ausbildungsinstitute für Soziale Arbeit. Der Terminus der Interkulturellen Kompetenzen hat dort Karriere gemacht. Beim Masterstudium für Soziale Arbeit in Linz wird der Erwerb interkultureller Kompetenz als „Schwerpunkt“ (FH Oberösterreich 2016a) gesetzt. Auch die Fachhochschule für Soziale Arbeit in Vorarlberg bietet im Masterstudium die „Vertiefung Interkulturelle Sozialarbeit“ (FH Vorarlberg 2015) an. Offen bleibt, ob sich die Aussage: „MigrantInnen bzw. Menschen mit Migrationshintergrund sind heute in allen Bereichen der Sozialen Arbeit anzutreffen“ (ebd.) nur auf Klient_innen Sozialer Arbeit oder auch auf Mitarbeiter_innen bezieht. Auf der Homepage der Fachhochschule Kärnten wird für das Wahlfach „Interkulturalität und Internationalität“, welches im Bachelorstudium Soziale Arbeit angeboten wird, folgendermaßen geworben:

Wollen Sie wissen, wie Kulturen und kulturelle Besonderheiten entstehen und welchen Einfluss sie auf individuelle und gesellschaftliche Entwicklungsprozesse haben? Interessieren Sie sich für Integrationsformen von Minderheiten, AusländerInnen, MigrantInnen, Flüchtlingen und spezifischen Volksgruppen? (FH Kärnten 2015a)

Bei dieser Beschreibung kann angenommen werden, dass inhaltlich die Betonung der angenommenen Andersartigkeit von Migrant_innen im Vordergrund steht, während strukturelle Rassismen und Privilegien der „Dominanzkultur“ (Rommelspacher 1995) unhinterfragt bleiben. Häufig werden in interkulturellen Trainings die Vorannahmen und Vorurteile der Teilnehmer_innen nur bestätigt (Schirilla 2014: 165) und Prozesse des Verlernens⁹³ ebendieser (Castro Varela 2007; Castro Varela/Dhawan 2015: 155) kommen nicht in Gang. Die Inhalte erschöpfen sich vielerorts in Ratschlägen, welche Themen im Umgang mit Migrant_innen bestimmter Herkunft „heikel“ wären und welche besser vermieden werden sollten. (Bauer/Irdem/Körner

⁹³ Auf den Begriff des Verlernens wird in Kapitel 4 eingegangen.

2013b: 29 ff.) Dies unterstützt eine homogenisierte Darstellung und eine ebensolche Beratung von Migrant_innen. Antirassismus beziehungsweise Rassismuskritik⁹⁴ hingegen bilden keine Ausbildungsschwerpunkte. Bei der Annahme, dass der Erwerb interkultureller Kompetenzen dazu führen könnte, dass Ungleichbehandlungen aufgehoben werden, wird strukturelle Diskriminierung völlig ausgeklammert. In einer individualistischen Sichtweise wird davon ausgegangen, dass ein_e Sozialarbeiter_in, die ein Wissen über die vermeintliche Kultur der Menschen, mit denen sie arbeitet, erworben hat, nicht rassistisch agiere. María do Mar Castro Varela stellt in Bezug auf die Diskurse um interkulturelle Kompetenzen treffend fest, dass nicht alles, was gut gemeint ist, auch gut sei. (Castro Varela 2005: 7) „Chancengleichheit hat weniger mit kultureller Sensibilität als mit Fragen der Umverteilung zu tun.“ (Ebd.) Interkulturelle Praxen können dazu führen, dass Gewalt gegen die *Anderen* nicht angesprochen wird und somit zu einer „Stabilisierung des Status Quo“ (ebd.: 10) beitragen. Es sollte deshalb

vielmehr um eine Praxis des Verlernens als um Lernen gehen [...]; mehr um das Transparentmachen von Machtverhältnissen und das Aufdecken von Herrschaftsverhältnissen [...] und weniger um das Verstehen der Anderen, das Aufdecken der kulturellen Differenzen, die nur allzu oft absolut gesetzt werden und als unüberwindbar charakterisiert werden. (Ebd.: 9)

Nausikaa Schirilla macht sich ähnliche Gedanken dazu, wie interkulturelle Kommunikation ernsthaft vermittelt werden könnte:

In Interkultureller Kommunikation – so wäre zu folgern – geht es also nicht, oder zumindest nicht nur, um die Frage des Verstehens oder Nicht-Verstehens des Anderen, sondern um die Frage, warum es überhaupt zu dieser Frage des Verstehens des ‚Anderen‘ bzw. zu der Andersheit des Anderen kommt, warum die Anstrengung des Verstehens überhaupt notwendig ist. (Schirilla 2014: 163)

Stattdessen herrscht ein „so tun als ob“ (Gaitanides 2004: 36). Das heißt, dass interkulturelle Kompetenzen, ebenso wie Diversitätsaffinität, in Konzepten, Selbstdarstellungen und Profilen betont werden, um mehr Gelder für bestimmte Projekte zu lukrieren. (Ebd.) Gaitanides spricht auch von einem „Etikettenschwindel“ (ebd.), denn eine tatsächlich rassismuskritische Grundhaltung und ein Hinterfragen der Verteilung von Privilegien ist meistens weder Inhalt noch kann dies im Rahmen von wenigen Stunden vermittelt werden. Dazu bedarf es einer reflexiven Grundhaltung, auf die in Kapitel 4 noch eingegangen wird.

Mit dem Blick auf dominante Diskurse in der Sozialen Arbeit wurde die Wissensproduktion über die *Anderen* problematisiert und in den Kontext neoliberaler, kapitalistischer Politiken

⁹⁴ Zur Diskussion rund um diese Begrifflichkeiten siehe Kapitel 4.

gesetzt. Da im Arbeitsfeld der Migrantinnen*beratung nicht nur Rassismen, sondern auch Sexismen eine wichtige Rolle spielen, wird im Folgenden auf die Relevanz der Strukturkategorie *Geschlecht* in der Sozialen Arbeit eingegangen.

2.3 Das *Geschlecht* Sozialer Arbeit und in der Sozialen Arbeit

Wie im Kapitel 3 noch ausführlich erläutert wird, liegt der Fokus meiner Arbeit auf Diskriminierungen aufgrund der Kategorien *Geschlecht* und *race*. Da bisher primär Rassismen in der Geschichte der Sozialen Arbeit aufgezeigt wurden, ist dieser Abschnitt der Kategorie *Geschlecht* gewidmet. Wie bereits in der Einleitung festgestellt wurde, kann der Fokus auf die Kategorie *Geschlecht*, ebenso wie jener auf andere Kategorien, kritisiert werden. Margrit Brückner erläutert, dass „die Geschlechterforschung vor allem in Praxiskontexten, nicht selten ungewollt dazu bei[trägt], das Denken in bi-polaren Mustern von Weiblichkeit und Männlichkeit zu verfestigen“ (Brückner 2008b: 3). Da *Geschlecht* jedoch, auch im Kontext Sozialer Arbeit, eine wichtige Strukturkategorie sozialer Ungleichheit ist, stellt ihr Verschweigen auch für Brückner keine Alternative dar. (Brückner 2008a: 2 f.)

Die Kategorie *Geschlecht* ist in der Sozialen Arbeit in mehrerer Hinsicht relevant: Sie spielt nicht nur auf der Seite jener, die Beratung und Hilfe in Anspruch nehmen, eine zentrale Rolle, sondern auch auf Seite jener, die Soziale Arbeit leisten.⁹⁵ Seitens der Sozialarbeiterinnen* ist die Kategorie *Geschlecht* von Bedeutung, weil Soziale Arbeit, historisch betrachtet, ein Frauen*beruf war und ist. Dies hängt mit biologistischen Zuschreibungen gegenüber Frauen* wie jene der Mütterlichkeit, des Einfühlungsvermögens sowie ihrer vermeintlich größeren sozialen Kompetenz zusammen. (Rommelspacher 1995: 14) Claudia Wallner schreibt dazu:

Durch die Verknüpfung traditionell weiblich-mütterlicher Ideale mit der sozialpädagogischen Berufsrolle wurde die geistige Mütterlichkeit für die Berufsethik der Sozialen Arbeit bestimmend und die Geschlechterdualität für den sozialen Beruf konstituierend. Spezifisch ‚weibliche Fähigkeiten‘ wurden zu Qualifikationsmerkmalen. (Wallner 2008: 33)

Tatsächlich werden soziale Kompetenzen im Zuge geschlechtsspezifischer Sozialisation erlernt und sagen mehr über Erwartungshaltungen gegenüber Frauen* und strukturelle Gewalt gegen

⁹⁵ Es wird hier Bezug genommen auf jene, die Soziale Arbeit als Erwerbsarbeit leisten. „Politisch fast völlig unbeachtet bleibt die Tatsache, dass familiäre und informelle, zumeist von Frauen geleistete Sorgetätigkeiten einen signifikanten Teil wohlfahrtsstaatlicher Leistungen ausmachen.“ (Brückner 2008b: 7) Unbeachtet bleibt weiters, dass auch bei politischen Aktivist_innen, beispielsweise im Kontext von Solidaritätsaktionen für Geflüchtete, häufig mehr Frauen* als Männer* mitarbeiten beziehungsweise Frauen* wieder den Großteil der Beziehungs- und Carearbeit leisten.

diese als über ihre irrtümlich angenommenen „angeborenen“ Eigenschaften aus. Die sexistische Lesart, dass es sich bei diesen Zuschreibungen um „natürlich“ weibliche* Attribute handeln würde, legitimierte und legitimiert die Verdrängung von Frauen* aus dem öffentlichen Leben und weiten Teilen der Erwerbsarbeit, ermöglichte und ermöglicht aber paradoxerweise einigen, in Hinsicht auf Klasse und Bildung privilegierten Frauen*, ein Ausbrechen aus dem familiären, privaten Raum heraus in die Erwerbsarbeit. (Brückner 2012: 549 f.; Seithe 2012: 43) Die Professionalisierung Sozialer Arbeit ist eng mit der Geschichte der Frauen*bewegungen⁹⁶ verknüpft. Die Entwicklung der Sozialen Arbeit als Frauen*beruf Anfang des 20. Jahrhunderts wurde so für *weiße*, bürgerliche Frauen* „zum sinnstiftenden Ausweg aus der Not bürgerlicher Isolation“ (Lambers 2010: 156). Für jene Frauen*, die nicht heiraten wollten, bot die Soziale Arbeit einen Weg aus der eigenen Armut oder des Zwangs, sich von der Familie erhalten zu lassen. (Wallner 2008: 31) Das Berufsfeld der Sozialen Arbeit war somit seit Anbeginn von Widersprüchlichkeiten und Differenzen zwischen Frauen* geprägt. Im Zuge der Frauen*bewegung den 1970er Jahren wurde zwar kritisiert, dass Frauen* nicht nur privat, sondern auch beruflich auf ihre Rolle als Helferinnen* festgeschrieben wurden (Kuhlmann 2008: 118), allerdings blieb unreflektiert, dass auch dies nur für einige Frauen* eine Option war, während andere auf ihre Rollen als Arbeiterinnen* und Migrantinnen* reduziert wurden. Auf diese Widersprüche in der bürgerlichen, *weißen* Frauen*bewegung wird im 3. Kapitel noch eingegangen. Die Vergeschlechtlichung des Berufes⁹⁷ ist ein Hauptgrund dafür, dass Soziale Arbeit immer wieder in ihrer Geschichte mit der Anerkennung als Profession und wissenschaftliche Disziplin zu kämpfen hatte und hat. (Seithe 2012: 31) Ein anderer Grund ist, dass im deutschsprachigen Raum die Ausbildung nicht an Universitäten stattfindet. Ein Blick auf Ausschlüsse von Frauen* aus dem Universitäts- und Wissenschaftsbereich⁹⁸ zeigt allerdings, dass diese beiden Faktoren

⁹⁶ Ich verzichte weitgehend auf eine Nummerierung der Frauen*bewegungen, da diese Einteilungen eurozentrisch und westlich geprägt sind und außerdem eine Homogenität vortäuschen, die es nie gegeben hat. Beispielsweise unterschieden sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Kämpfe von sozialistischen Arbeiterinnen* wesentlich von jenen bürgerlicher Frauen*, auch wenn beide Gruppen für eine Aufwertung der Erwerbsarbeit von Frauen* eintraten. „Während die Sozialistinnen gleiche Löhne, bessere Arbeitsbedingungen sowie die Umwälzung der gesellschaftlichen Eigentums- und Produktionsverhältnisse anstrebten, fokussierten die bürgerlichen Frauen auf die Vereinbarkeit von Mutterschaft und Beruf.“ (Wallner 2008: 31)

⁹⁷ Da Soziale Arbeit nach wie vor ein vergeschlechtlichter Beruf ist, gehe ich in diesem Kapitel nicht näher auf den Status von Männern* in diesem Berufsfeld ein. Darüber hinaus liegen bislang wenige Forschungen zur Thematik vor. (Wallner 2008: 43) Es ist jedoch festzuhalten, dass Männern* im Laufe der Geschichte Sozialer Arbeit, beispielsweise im Zuge ihrer ehrenamtlichen Tätigkeiten in der Armenfürsorge (ebd.: 29 f.) und während der Weimarer Republik (ebd.: 36 f.) in der Regel hierarchisch höhere Rollen zugeschrieben wurden und häufig noch immer werden. (Ebd.: 40, 43)

⁹⁸ Auch bei der Entwicklung der Fachhochschulen für Soziale Arbeit zeigt(e) sich, dass die Kategorie Geschlecht unter Lehrenden eine große Rolle spielt(e). Für Deutschland stellt Wallner fest, dass – zumindest zu Beginn – „die Studierenden zu zwei Dritteln weiblich waren, [...] die Lehrenden nur zu einem Drittel weiblich.“ (Wallner 2008: 40)

untrennbar miteinander verbunden sind. Care-Tätigkeiten sind nach wie vor weiblich* konnotiert⁹⁹, was darin wurzelt und gleichzeitig wieder dazu führt, dass emotionale Arbeit nicht als fachlich kompetentes Berufshandeln wahrgenommen wird. Männlich* konnotierte Kompetenzen wie betriebswirtschaftliches Denken fließen in Ausbildungscurricula ein und sollen die Sozialberufe aufwerten. (Brückner 2008a: 190) Durch diese Ökonomisierungstendenzen tritt allerdings der Aspekt der emotionalen Beziehungsarbeit noch mehr in den Hintergrund. (Ebd.) Da aber „[d]as Medium für Veränderung [...] die zwischenmenschliche Beziehung [ist]“ (Zehetner 2012: 213) geht damit eine Abnahme der Qualität Sozialer Arbeit einher, die bisher hauptsächlich im Kontext einer stärkeren Ökonomisierung, nicht aber einer Vergeschlechtlichung Sozialer Arbeit thematisiert wird. Anstatt eine generelle Aufwertung von Care-Tätigkeiten anzustreben, findet eine weitere Abwendung von emotionaler Arbeit statt. Soziale Arbeit schreibt sich so in sexistische und rassistische, globale Arbeitsteilungen ein¹⁰⁰ und dominante Geschlechterverhältnisse spiegeln sich in ihr wider. Im Zuge der Frauen*bewegung wurde dies seit den 1970er Jahren verstärkt thematisiert. Feministische Sozialarbeiterinnen* stellten die Frage, „ob die Sozialarbeiterin die weiblichste Frau sei, da sie privat wie beruflich in ihren ‚weiblichen Fähigkeiten‘ gefragt sei.“ (Wallner 2008: 41) Bis heute gibt es, wie aufgezeigt wurde, „deutlich geschlechtsspezifische, patriarchale Geschlechtermuster auch in der Sozialen Arbeit“ (Ebd.).

Auf Seite der Adressat_innen Sozialer Arbeit ist die Kategorie *Geschlecht* relevant, weil Frauen* vulnerablere gesellschaftliche Positionen zugewiesen werden als Männern*¹⁰¹. Gewalt gegen Frauen* beispielsweise passiert auf vielen Ebenen und an vielen Orten: durch körperliche Gewalt, psychische Gewalt, ökonomische Gewalt, in der Familie, am Arbeitsplatz und gesamtgesellschaftlich. (Netzwerk österreichischer Frauen- & Mädchenberatungsstellen o. J.) Strukturelle Gewalt¹⁰² gegen Frauen*, ausgeübt von Institutionen und vom Staat, und individuelle Gewalt, ausgeübt von Individuen, bedingen sich – genauso wie bei Rassismen – gegenseitig.

⁹⁹ Darauf beziehend schreibt Brückner: „Entsprechend gilt es, das vorherrschende Männerbild so zu erweitern, dass Fürsorgetätigkeiten integrierbar sind, und es müsste Männern ausreichend Gelegenheit zu einer entsprechenden sozialen Praxis gewährt werden.“ (Brückner 2008b: 6)

¹⁰⁰ Aufgrund der Nähe zwischen Sozial- und Pflegeberufen sei an dieser Stelle erwähnt, dass es insbesondere im Pflegebereich zu einem Abschieben emotional besetzter Care-Arbeit an unterbezahlte Migrantinnen* kommt. (Brückner 2008a: 191)

¹⁰¹ Es wird hier primär auf gegenwärtige Einflüsse der Kategorie *Geschlecht* eingegangen. Soziale Arbeit war aber seit ihren Anfängen und später sowohl in der Weimarer Republik als auch im Nationalsozialismus von sexistischen Zuschreibungen geprägt. (Mecheril/Melter 2010: 118)

¹⁰² Der Begriff der strukturellen Gewalt wurde vom norwegischen Friedensforscher Johan Galtung geprägt. (Seithe 2012: 73) Seiner Definition entsprechend „ist alles, was Individuen daran hindert, ihre Anlagen und Möglichkeiten voll zu entfalten, eine Form von Gewalt. Hierunter fallen nicht nur alle Formen der Diskriminierung, sondern auch die ungleiche Verteilung von Einkommen, Bildungschancen und Lebenserwartungen, sowie das Wohlstandsgelände zwischen der ersten und der Dritten [sic!] Welt.“ (Ebd.)

Weiblich* konnotierte Arbeiten, insbesondere Care-Arbeiten, werden bis heute schlechter bezahlt als jene Arbeiten, die als männlich* angesehen werden. Aufgrund der schlechteren Bezahlung und der schlechteren beruflichen Aufstiegschancen sind Frauen* in Österreich häufiger von Armut betroffen und deshalb in vielen Fällen von ihren Partner_innen finanziell abhängig. (Moser u. a. 2010; Brückner 2008a: 193) Auch der Zugang zum österreichischen Sozialsystem erfolgt in der Regel über Erwerbsarbeit oder über die Ehe, womit abermals Abhängigkeiten in Paarbeziehungen¹⁰³ gefördert werden. (Institut für Gesellschafts- und Sozialpolitik 2013: 18) Da nach wie vor primär Frauen* in den Familien die unbezahlte Sorgearbeit leisten, bleibt ihnen weniger Zeit für Ausbildungen und Erwerbsarbeit, weshalb sie auch nach Scheidungen/Trennungen finanziell benachteiligt sind. (Zehetner 2012: 264) Diese strukturellen Bedingungen erzeugen ungleiche Machtverhältnisse in zwischenmenschlichen Beziehungen und begünstigen intrafamiliäre Gewalt. Migrant_innen, denen aufgrund der österreichischen Fremden-gesetzgebung im Falle einer Scheidung von österreichischen Ehepartner_innen aufenthaltsrechtliche Konsequenzen bis hin zu Abschiebungen drohen, sind noch mehr von ihren Partner_innen abhängig. Diese Abhängigkeitsverhältnisse erhöhen das Risiko für Gewalt in Paarbeziehungen. Darüber hinaus sind betroffene Frauen* oft mit Vorwürfen in ihrem sozialen Umfeld und auch seitens professioneller Helfer_innen konfrontiert, wenn sie es nicht schaffen, sich aus gewaltvollen Paarbeziehungen zu lösen.¹⁰⁴ Dies bestätigt auch Bettina Zehetner, die langjährige Erfahrung als Beraterin* in einer Frauen*einrichtung hat: „Es ist eine neoliberale Individualisierung kollektiver Problematiken zu beobachten, der zufolge eine Frau, die sich nicht von einem gewalttätigen Mann trennt, selber schuld sei, denn es gäbe ja schon genügend Optionen wie etwa Gewaltschutzgesetze und Frauenhäuser.“ (Ebd.: 148)

Auch im Sozial- und Gesundheitsbereich begegnen Frauen* sexistischen Zuschreibungen. Dabei zeigen sich Parallelen zu kulturalisierenden Zuschreibungen: *Geschlecht* wird, ebenso wie Kultur, häufig herangezogen, um Problemlagen zu begründen.¹⁰⁵ Aus eigener Berufserfahrung

¹⁰³ Da ich mit dem Begriff auch gleichgeschlechtliche Beziehungen meine, ist Folgendes anzumerken: Auch wenn es seit 2010 für lesbische und schwule Paare die Möglichkeit der eingetragenen Partner_innenschaft gibt, ist deshalb erstens keine Gleichstellung mit der Ehe erreicht (Kroisleitner 2015) und zweitens werden auch mit dieser Rechtsform konservative, monogame Lebensformen unterstützt, während jene, die sich nicht an eine Person binden wollen und/oder diese Lebensform für sich ablehnen, finanziell abgesichert bleiben. Somit werden, trotz oder gerade wegen rechtlicher Zugeständnisse, queere Lebensweisen Normalisierungsprozessen unterworfen. (Vgl. Mesquita 2011)

¹⁰⁴ Diese Erfahrung habe ich in meiner über zehnjährigen Tätigkeit als Sozialarbeiterin* häufig gemacht.

¹⁰⁵ Christiane Hutson (Hutson 2009; Hutson 2015: 403 ff.) schildert in ihren Texten eindrücklich, welche Konsequenzen Diskriminierungen entlang der Linien Ability, race und Geschlecht haben können. Ihre Texte haben auch für in der Sozialen Arbeit Tätige hohe Relevanz.

als Sozialarbeiterin* in einem psychiatrischen Krankenhaus weiß ich, dass Frauen* beispielsweise viel häufiger als Männern* unterstellt wird, ihre Leiden seien psychischer Art und, dass Begrifflichkeiten wie jene der „Hysterie“, wenn auch nicht mehr als Diagnosen verschriftlicht, weiterhin im Klinikalltag verwendet werden. (Ebd.: 118) Da sexistische Zuschreibungen im Kontext des österreichischen Patriarchats gesellschaftsfähig sind und selten infrage gestellt werden, kann davon ausgegangen werden, dass sie auch in sozialarbeiterischen Kontexten, beispielsweise in Beratungsgesprächen, reproduziert werden. Obwohl sich Mitarbeiterinnen* von Frauen*einrichtungen gegen geschlechtsspezifische Rollenzuschreibungen wehren, stehen sie oft relativ hilflos gesellschaftlichen Gegebenheiten gegenüber. Ein Beispiel dafür ist die Berufsberatung. Mittlerweile gibt es zwar viele „Frauen in die Technik“-Programme, aber der reale Arbeitsmarkt zwingt Frauen* immer wieder in vergeschlechtlichte Berufe.

Heteronormative Zustände wirken auch in das Feld der Sozialen Arbeit. In der Regel wird in den Sozialeinrichtungen von einer binären Geschlechterordnung, das heißt dem Vorhandensein von zwei *Geschlechtern*, ausgegangen. In den Ausbildungscurricula Sozialer Arbeit finden Queere Theorien bisher wenig Beachtung.¹⁰⁶ Ein Blick auf die Homepages von Frauen*- und Mädchen*beratungsstellen zeigt, dass der Großteil der Einrichtungen Frauen und Mädchen¹⁰⁷ als Adressatinnen ihrer Arbeit haben. (Netzwerk österreichischer Frauen- & Mädchenberatungsstellen¹⁰⁸ o. J.; Frauenhäuser Wien o. J.) Durch diese Bezugnahme auf ein angenommenes biologisch gegebenes *Geschlecht* werden heteronormative Politiken der Zweigeschlechtlichkeit¹⁰⁹ verstärkt und Frauen* als vergeschlechtlichte Subjekte angerufen. Queer-feministische Zugänge fehlen in den meisten Frauen*- und Mädchen*projekten. Heterosexismus äußert sich beispielsweise daran, dass in Frauen*einrichtungen in der Regel von heterosexuellen Paarbeziehungen ausgegangen wird, Gewalt aber auch in homosexuellen Beziehungen vorkommt. (Enzenhofer 2015: 16) Trans*Personen, Lesben und Menschen, die sich nicht im binären Geschlechtermodell von männlich* und weiblich* verorten, werden zwar meist als Klient_innen akzeptiert, aber nicht direkt angesprochen und damit unsichtbar gemacht. (Fellinger 2011: 36 ff.) So wird zu einem Ausschluss von Transgender-Identitäten beigetragen. (Walker 2012: 67

¹⁰⁶ Meiner Beobachtung nach stellt die Alice Salomon Hochschule Berlin (ASH) hier im deutschsprachigen Raum eine Ausnahme dar. Das von der ASH herausgegebene Gendermagazin (Frauenbüro der Alice Salomon Hochschule Berlin 2014) ist nur ein Ausdruck dessen, dass Geschlechterforschung dort intensiver als an anderen Ausbildungsstätten Sozialer Arbeit behandelt wird.

¹⁰⁷ Da die aufgezählten Institutionen nicht die geschlechtersensible Schreibweise verwenden, entfallen hier die Asteriske (*).

¹⁰⁸ Wenn es sich um eine Selbstbezeichnung handelt entfällt der Asterisk (*).

¹⁰⁹ Zur Normsetzung der Zweigeschlechtlichkeit im Zuge der Kolonialisierungen siehe Lugones (2010).

ff.) Aufgrund erhöhter, gesellschaftlich hergestellter Vulnerabilitäten hinsichtlich unterschiedlichster Formen von Gewalt sind spezielle Einrichtungen¹¹⁰ für Frauen*/Mädchen* sowie für Migrantinnen*, Lesben, Frauen* mit Behinderung, Queers, Intersexuelle und Trans*Personen¹¹¹ (Fellinger 2011: 37) und andere, von speziellen Formen von Diskriminierungen Betroffene, unerlässlich. Besondere Problem- und Rechtslagen machen es notwendig, dass Betroffene, Aktivist_innen und speziell ausgebildete Personen zusammen spezifische Unterstützungen anbieten. Dass in der Praxis der Sozialen Arbeit Menschen häufig als vergeschlechtlichte Subjekte angerufen werden, liegt nicht nur an einer mangelnden Auseinandersetzung mit queer-feministischen Konzepten, sondern primär daran, dass die patriarchal strukturierte österreichische Gesellschaft Frauen* nach wie vor andere Rollen zuschreibt als Männern*. Die Kritik an der Heteronormativität Sozialer Arbeit muss deshalb im Kontext einer Gesellschaft gesehen werden, die zulässt und begünstigt, dass Frauen* Opfer geschlechtsspezifischer Gewalt und Benachteiligung werden. Die Kategorie *Geschlecht* infrage zu stellen bedeutet nicht, Ungleichbehandlungen zwischen Menschen, die als Frauen* sozialisiert wurden und jenen, die als Männer* sozialisiert wurden, auszuklammern und Gewalt unsichtbar zu machen. (Voß 2011: 14) Der Ort, an dem Frauen* und Mädchen* am häufigsten Gewalt angetan wird, ist nach wie vor der eigene soziale Nahraum, die Partner_innenschaft, die Kleinfamilie. (Zehetner 2012: 146) Dies führt dazu, dass Gewalt oft als privates Problem verhandelt wird, in welches sich der Staat nicht einmischen sollte. (Ebd.) Institutionen wie die Frauenhäuser und die Frauen*beratungsstellen sind aus einer Notwendigkeit heraus entstanden¹¹² und nicht, um dichotome Geschlechterkonzepte zu verstärken. Es wird deshalb nicht die Existenz geschlechtsspezifischer Einrichtungen infrage gestellt, sondern argumentiert, dass es dringend an der Zeit ist, das binäre Geschlechtermodell in der Sozialen Arbeit aufzubrechen, um Zugangshürden abzubauen und die Fesseln der Kategorie *Geschlecht* zu lockern. So können Handlungsspielräume für Frauen*, Mädchen*, Trans*Personen, Intersexuelle, Männer*, Jungen* und alle, die sich keiner dieser

¹¹⁰ An dieser Stelle sei auf die Wiener Beratungsstellen Courage (www.courage-beratung.at/), Lambda (www.rklambda.at), TransX (www.transx.at), die Oriental Queer Organisation Austria (<http://orqoa.at/>), die Türkis Rosa Lila Villa (<http://dievilla.at/>), die Wiener Antidiskriminierungsstelle für gleichgeschlechtliche und transgender Lebensweisen (<https://www.wien.gv.at/kontakte/wast/verwiesen>) sowie auf Ninlil (www.ninlil.at) für Frauen* mit Behinderung hingewiesen. Der Verein intergeschlechtlicher Menschen Österreich hat seinen Sitz in Linz (www.vimö.at).

¹¹¹ Welche schrecklichen Folgen die Intersektion rassistischer, sexistischer und transphober Gewalt haben kann, zeigt exemplarisch die Ermordung von Hande Güncü in Wien und die inadäquate Berichterstattung darüber. (die Türkis Rosa Lila Villa 2015)

¹¹² „Die Idee einer frauenspezifischen Beratung entstand im Kontext der Frauenbewegung, die auch die Gefahren von Psychotherapie als ‚patriarchalem Unterdrückungsinstrument‘ thematisierte, als Sedativum oder ‚Beschäftigungstherapie‘, um Frauen von realpolitischen Veränderungen abzulenken. Basierend auf dieser Kritik wurden Ansätze für eine speziell frauenorientierte Beratung und Psychotherapie entwickelt, die sich auf eine feministische Theorie bezieht und sich in einer feministischen Praxis äußert.“ (Zehetner 2012: 230)

Kategorien zugehörig fühlen, erweitert werden. Denn queer-feministische Zugänge haben emanzipatorisches Potential, wie Bettina Zehetner feststellt:

[D]ie Perspektive, dass unsere beständige (Re-)Produktion von Weiblichkeit und Männlichkeit in sich instabil ist, dass die Realisierung des Ideals niemals vollständig sein kann, sondern durch Ambivalenzen, Brüche und Lücken gekennzeichnet ist, kann befreiend wirken. (Ebd.: 7 f.)

Gegenwärtig ist es allerdings eher die Regel als die Ausnahme, dass in der Sozialen Arbeit sowohl Geschlechterdifferenz als auch Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit reproduziert werden. Es gilt deshalb, „die geschlechtliche Bindung Sozialer Arbeit aufzulösen“ (Brückner 2008a: 193), indem Konstruktionsbedingungen der Kategorie *Geschlecht* aufgezeigt werden. Teilweise passiert dies schon. Insbesondere in der offenen Kinder- und Jugendarbeit findet eine Auseinandersetzung mit dem Thema statt und Handlungsspielräume sind in diesem Bereich oft breiter als in anderen, stärker strukturierten Arbeitsfeldern Sozialer Arbeit. Allerdings ist geschlechtersensibles Arbeiten „noch kein Garant dafür, dass tatsächlich emanzipatorische Arbeit umgesetzt wird“ (Costa 2015: 42) und dichotome Geschlechternormen aufgebrochen werden. (Ebd.) Die Verfasser_innen des im Jahr 2006 entwickelten „Gender-Manifests“ (Frey u. a. 2006) präzisieren, welche Bedeutung diese Ansätze für die Praxis bedeuten können und streben eine „Aufhebung vergeschlechtlichter Normen und Zuweisungen in der genderorientierten Bildungs- und Beratungsarbeit“ (ebd.: 1) an. Sie kritisieren, dass die Kategorie *gender* zwar „in vieler Munde“ (ebd.: 2) sei und im Kontext von Gender Mainstreaming und Gender Trainings verwendet werde (ebd.: 1), der Begriff allerdings in der Regel von Trainer_innen und Berater_innen unreflektiert und unspezifisch verwendet werde. Im Rahmen der, als Fortbildung üblichen, ein bis dreitägigen Gendertrainings können Inhalte zudem nur völlig verkürzt weitergegeben werden. (Böllert/Karsunky 2008: 9) Die Auseinandersetzung mit der Kategorie *Geschlecht* bedarf ebenfalls einer reflexiven Grundhaltung.¹¹³ Nur so können Normierungs- und Konstruktionsprozesse hinsichtlich der Kategorie *Geschlecht* infrage gestellt und im Kontext der Beratungstätigkeit auch benannt werden. Die Idee von Frey u. a. ist es, „Gender als Analysekategorie zu gebrauchen, um Gender als Ordnungskategorie zu überwinden“ (Frey u. a. 2006: 2). Solange soziale Ungerechtigkeit besteht, ist es notwendig, Kategorien zu benennen, um sie in Folge dekonstruieren zu können und nicht länger an sie gebunden zu werden.

Theoretische Bezugspunkte dafür sind soziologische Ansätze des „doing gender“ (West/Zimmerman 1987), in denen die soziale Herstellung von *Geschlecht* thematisiert wird, sowie (de)konstruktivistische Konzepte um die diskursive Herstellung von *Geschlecht*, wobei als

¹¹³ siehe dazu Kapitel 4

Hauptvertreterin des zweiten Ansatzes Judith Butler zu nennen ist. In ihrem Werk „Das Unbehagen der Geschlechter“ schreibt sie gegen die Natur-Kultur-Dichotomie an und stellt fest, „daß das Geschlecht (sex) definitionsmäßig immer schon Geschlechtsidentität (gender) gewesen ist“ (Butler 1991: 26). Für Butler gibt es kein vordiskursives, „naturgegebenes“ *Geschlecht*. (Ebd.: 26) West und Zimmerman betonen in ihrem Konzept die Herstellung von *Geschlecht* durch Alltagspraxen: „Doing gender involves a complex of socially guided perceptual, interactional, and micropolitical activities that cast particular pursuits as expressions of masculine and feminine ‘natures’.“ (West/Zimmerman 1987: 126)

Schon 1949 hat Simone de Beauvoir festgestellt: „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.“ (Beauvoir 2003¹¹⁴: 334) West und Zimmerman knüpfen mit ihrem Gedanken des „doing gender“ an diese Idee der gesellschaftlichen Herstellung von *Geschlecht*¹¹⁵ an. (West/Zimmerman 1987) Ihr Konzept steht nicht im Gegensatz zu Judith Butlers Idee „Geschlecht als einen performativen Akt zu begreifen“ (Klapeer 2007: 65), sondern die beiden Theorien ergänzen einander. Gemeinsam ist ihnen die Betonung auf das Gewordensein von *Geschlecht* und die Ablehnung biologistischer Erklärungen für Geschlechterhandeln. Judith Butler stellt das Zweigeschlechtermodell radikal infrage. (Ebd.: 64) Das von ihr entwickelte Modell der „Heterosexuellen Matrix“ (Butler 1991: 21 ff.) verdeutlicht, wie sexuelles Begehren, *sex* und *gender* in einer „Zwangsordnung“ (ebd.: 22) zusammenwirken. „Nach Butlers Ansicht wird die Dichotomie ‚Mann-Frau‘ durch die Forderung einer Übereinstimmung von körperlicher Erscheinung (*sex*), sozialem Geschlecht (*gender*) und gegengeschlechtlichem Begehren abgesichert.“ (Klapeer 2007: 68) Das Modell ist gut geeignet, um gesellschaftliche Zwänge zu Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit aufzuzeigen. Butlers Kritik an dem Subjekt Frau¹¹⁶ und seinem „normative[m] und ausschließende[m] Charakter“ (Butler 1991: 34) hat ihr viele Anfeindungen eingebracht. Da zwischen verschiedenen Feministinnen* immer wieder heftige Diskussionen um das Subjekt Frau/Frau* und seine politische Handlungsfähigkeit entbrennen, argumentiere ich noch einmal mit Voß, dass es kein Widerspruch sein muss, gegen Diskriminierung und Gewalt gegen als Frauen* sozialisierte Menschen zu kämpfen und gleichzeitig das Subjekt Frau* infrage zu stellen. (Voß 2011: 14) Auch wenn die Kategorie Frau*

¹¹⁴ Die Erstausgabe des Buches erschien 1949.

¹¹⁵ Auch feministische Wissenschaftlerinnen* werden nicht müde, zu betonen, „daß das, was gemeinhin dem biologischen Geschlechtsunterschied und dem geschlechtlichen Begehren zugerechnet wird, in vielfacher Hinsicht gesellschaftlich konstruiert ist.“ (Harding 1990: 9)

¹¹⁶ Es entfällt der Asterisk (*), wenn es sich um eine Bezugnahme auf das biologisch gedachte Subjekt Frau handelt. Die Verwendung der Schreibweise mit Asterisk signalisiert hingegen eine Infragestellung des Subjekts „Frau“ im Sinne Butlers.

umkämpftes Terrain ist, „ist in politischer und beraterischer Praxis der Bezug auf sie erforderlich, so lang es gesellschaftliche Diskriminierung aufgrund des Geschlechts gibt.“ (Zehetner 2012: 209 f.). Dies widerspricht allerdings nicht Butlers Aussagen. Durch die Anrufung des weiblichen Subjekts als Adressatin für psychosoziale Angebote wird die Geschlechterdichotomie reifiziert. Bettina Zehetner hat für sich folgenden Ausweg aus dieser Falle gefunden:

Trotz[dem] [...] schreibe ich mit den Begriffen ‚Frauen‘ als Ratsuchende und ‚frauen‘ spezifische Beratung keine essenzielle Weiblichkeit fest, sondern analysiere die Art und Weise, wie Frauen – als Ratsuchende und als Beraterin – ‚Weiblichkeit‘ konstruieren, verhandeln und leben. (Ebd.: 226)

Wesentlich ist ein Zusammendenken und Bekämpfen unterschiedlicher Diskriminierungsformen. Butlers Infragestellung des Subjektes Frau* „als Subjekt des Feminismus“ (Butler 1991: 21) ist für diese Arbeit relevant, weil sie auch Kritik an der Ausblendung von Differenzen zwischen Frauen*, beispielsweise hinsichtlich der Kategorien *race* und Klasse impliziert. In der radikalen Infragestellung von Kategorien und Bewertungen, die mit ihrer Konstruktion einhergehen, liegt das Potential queer-feministischer Ansätze für Kämpfe gegen verschiedene Formen von Diskriminierung. Elisabeth Holzleithner bringt das folgendermaßen auf den Punkt: „So if Queer Theory has any ideal, it is the pluralization of culturally intelligible subjects, of ‘bodies that matter’.“ (Holzleithner zit. nach Klappeer 2007: 63)

Ich habe dargestellt, dass Soziale Arbeit ein in zweierlei Hinsicht vergeschlechtlichtes Berufsfeld ist. Bevor ich in Kapitel 4 wieder auf die Implikationen von dekonstruktivistischen Ansätzen für die Soziale Arbeit zurückkomme, wende ich mich in Kapitel 3 den Überschneidungen von Sexismen und Rassismen zu und thematisiere so auch Differenzen zwischen Frauen*. Im Sinne Butlers wird so begründet, warum „eine Frau zu ‚sein‘ [...] sicher nicht alles [ist], was man ist“ (Butler 1991: 18).

3 Wer berät wen? Subjektkonstruktionen in der Migrantinnen*beratung

Im letzten Kapitel wurde die Geschichte Sozialer Arbeit kurz nachgezeichnet und Soziale Arbeit gesellschaftlich kontextualisiert. In diesem Teil der Arbeit erfolgt eine spezifischere Annäherung an das Feld der Migrantinnen*beratung durch das Aufzeigen von Differenzziehungen zwischen Frauen* und damit verbundenen Ausschlüssen in der Geschichte der Frauen*bewe-

gungen. Frauen*beratung generell, und somit auch Migrantinnen*beratung, sind Felder der Sozialen Arbeit, die eng mit Kämpfen von Frauen* und Migrantinnen* um Anerkennung als handelnde Subjekte verbunden sind, weshalb sie nicht unabhängig davon betrachtet werden können.

Die Überlegungen zu Rassismus und Sexismus im vorangegangenen Kapitel münden nun, wie angekündigt, im Aufzeigen intersektionaler Zusammenhänge. Die Entscheidung, den Fokus auf Diskriminierungen entlang der Kategorien *Geschlecht* und *race* zu legen, wurde zu Analysezwecken gefällt, da im Arbeitsfeld der Migrantinnen*beratung die Intersektion von Rassismen und Sexismen Thema ist. Klasse¹¹⁷ spielt, wie sich zeigen wird, ohnehin immer mit eine Rolle. (hooks 2015¹¹⁸; Davis 1982; Bishop 2015¹¹⁹) Es ist aber jede genannte Kategorie interdependent und steht mit anderen Kategorien wie Gesundheit, Dis/Ability¹²⁰, sexuellem Begehren¹²¹, Alter, Aussehen, Religion, Mobilität in Zusammenhang. Das Konzept der Intersektionalität wurde von der afroamerikanischen Juristin Kimberlé Crenshaw entwickelt, um die Mehrfachbetroffenheit von verschiedenen Diskriminierungsformen nicht nur additiv, sondern in ihrer Komplexität zu verstehen.¹²² Crenshaw verwendet die Metapher der Straßenkreuzung:

Consider an analogy to traffic in an intersection, coming and going in all four directions. Discrimination, like traffic through an intersection, may flow in one direction, and it may flow in another. If an accident happens in an intersection, it can be caused by cars travelling from any number of directions and, sometimes, from all of them. Similarly, if a Black woman is harmed because she is in the intersection, her injury could result from sex discrimination or race discrimination. (Crenshaw 1989: 149)

Für die aktivistische und sozialarbeiterische Praxis erscheinen mir dazu Texte von bell hooks (2015), Patricia Hill Collins (2009), Angela Davis (1982), Audre Lorde (1981) und Chandra

¹¹⁷ Anne Bishop will verschiedene Formen von Diskriminierungen nicht in Konkurrenz zueinander setzen, sieht aber in der Kategorie Klasse eine Besonderheit: „However, on a structural level, class is different from other forms of oppression such as racism, ageism and sexism. Class is not just a factor in inequalities of wealth, privilege and power; it is that inequality. Class is the beginning point and end product of all other forms of oppression. It is the essential structure of society, the sum total of all the other inequalities.“ (Bishop 2015: 66) Sie setzt die Kategorie Klasse in Bezug zur Kategorie *race*, indem sie erläutert: „[T]he lower you go in class levels, the more racialized people you will find. Racism affects all racialized people, no matter what their class, but it will affect those in the higher classes less than those in the lower classes, because those with wealth and power can use their resources to ease the impact of racism on their lives.“ (Bishop 2015: 66)

¹¹⁸ Die Erstausgabe erschien 1981. (siehe Bibliographie)

¹¹⁹ Die Erstausgabe erschien 1994. (siehe Bibliographie)

¹²⁰ Dis/Ability im Sinne der An- oder Abwesenheit von Behinderungen psychischer, geistiger oder physischer Art kommt in feministischen Diskursen zu wenig Beachtung zu. In Kapitel 2 zu Geschlecht wurde deshalb bereits auf Texte von Christiane Hutson (Hutson 2009; Hutson 2015: 403 ff.) verwiesen.

¹²¹ Die Bedeutung des sexuellen Begehrens wurde im Zuge der Kritik an der Heteronormativität Sozialer Arbeit in Kapitel 2 thematisiert.

¹²² Es gäbe noch eine weitere Sichtweise von Intersektionalität, die leider meistens vernachlässigt wird, nämlich der Blick auf die Überschneidung verschiedener Privilegien beziehungsweise deren Gleichzeitigkeit mit Benachteiligungen: „While intersectional approaches have mostly been applied to study the experiences of those that are facing an array of different types of oppressions, intersectional approaches can also be applied to groups that rather occupy ‘mixed’ or advantaged positions.“ (De Jong 2009: 397)

Talpadé Mohanty (1988)¹²³ wesentlich, da diese Frauen* schon lange vor der Entwicklung des Intersektionalitätsansatzes beharrlich darauf hingewiesen haben, dass Sexismus, Rassismus und Klassismus nicht getrennt voneinander betrachtet werden können. Diese Erkenntnis ist in ihre politischen Kämpfe eingeflossen.

Nach dem Blick auf die Geschichte folgt wieder ein Blick auf gegenwärtige Bedingungen. Es wird sich zeigen, dass *die* Migrantin* ein umkämpftes Subjekt ist. Zuerst werde ich darauf eingehen, mit welchen intersektionalen Diskriminierungen und Zuschreibungen Migrantinnen* in Österreich konfrontiert sind. Dann wird aufgezeigt, welche Auswirkungen dies auf den Kontext der Migrantinnen*beratung hat. Rassismen im Sozialbereich werden, in Ergänzung zu Kapitel 2, nun an der Problematisierung von Teamkonstellationen deutlich gemacht. In diesem Abschnitt werde ich auch auf Texte der englischsprachigen Autorin* Gail Lewis (1996a, 1996b) eingehen.

Migrantinnen*beraterinnen* müssen sich, wollen sie in ihrer Arbeit Differenzen nicht verstärken, nicht nur der bereits genannten Kritik an Rassismen in der Sozialen Arbeit stellen, sondern sich auch mit ihrer eigenen Rolle bei Differenzziehungen zwischen Frauen* auseinandersetzen. Dieser Reflexion ist dieses Kapitel gewidmet.

3.1 Die Anderen in der Geschichte der Frauen*bewegungen

In diesem Unterkapitel wird auf die Geschichte der Ausschlüsse in Frauen*bewegungen eingegangen. Da es nicht möglich ist, im Rahmen dieser Arbeit vollständig historische Entwicklungen abzubilden, stellen die zur Zeit der sogenannten ersten Welle¹²⁴ der Frauen*bewegung geführten Kämpfe um das Wahlrecht von Frauen* und Schwarzen¹²⁵ in den USA den Ausgangspunkt meiner Überlegungen zu Differenzziehungen zwischen Frauen* dar. Der Grund dafür ist, dass diese Kämpfe um das Wahlrecht symbolisch für die Konkurrenzsetzung von Sexismus und

¹²³ Aufgrund der langen Geschichte der Kolonialisierung gibt es im englischsprachigen Raum eine längere Auseinandersetzung mit Rassismen.

¹²⁴ Die Numerierung dieser Wellen ist problematisch, werden doch damit nur die Frauen*kämpfe in der sogenannten westlichen Welt gezählt. Da sich an diesen Termini aber auch die Normsetzung *weißer* Feminismen zeigt, werden sie in diesem Kapitel übernommen.

¹²⁵ Problematisch ist, dass in den folgenden historischen Narrativen Gruppen von Frauen* und Männern* teilweise homogenisiert dargestellt werden. Dies bringt die Thematisierung von Diskriminierungen mit sich und spiegelt genau jene Problematik wider, auf die in der Einleitung bereits hingewiesen wurde, nämlich jene, dass die Thematisierung von Diskriminierungen teilweise zu einer ungewollten Verstärkung von Differenzlinien führt. Es wird versucht, dies zu vermeiden, indem immer wieder auf die Komplexität von Identitätszugehörigkeiten hingewiesen wird.

Rassismus sind.¹²⁶ Primäre Quelle zu den geschichtlichen Entwicklungen in den USA sind bell hooks Buch „Ain't I a woman“¹²⁷ und Angela Davis „Rassismus und Sexismus“¹²⁸ in dem sie spezielle Formen von Diskriminierungen Schwarzer Frauen* seit dem Kolonialismus beschreiben. (hooks 2015; Davis 1982) Auch Parallelen und Unterschiede zu den Kämpfen um das Frauen*wahlrecht in England werden aufgezeigt. Auf Besonderheiten der Frauen*bewegungen im deutschsprachigen Raum wird zwar eingegangen, allerdings wird kein Fokus darauf gesetzt. Dies liegt einerseits daran, dass der deutschsprachige Raum schon im Zweiten Kapitel den Schwerpunkt darstellte, andererseits aber auch daran, dass es zu Rassismen in der Frauen*bewegung im deutschsprachigen bislang wenig Literatur gibt.¹²⁹

3.1.1 Kämpfe um das Wahlrecht in den USA und Großbritannien

Wie bereits eingangs in diesem Kapitel erwähnt wurde, haben sich Schwarze Frauen*, schon lange bevor der Begriff der Intersektionalität von Akademiker_innen aufgegriffen wurde, dafür ausgesprochen, dass Sexismus und Rassismus als Verschränkung zweier Herrschaftsverhältnissen verhandelt werden. Für bell hooks zeigt sich im Zuge der Kämpfe um das Wahlrecht für Schwarze und Frauen* in den USA des 19. Jahrhunderts deutlich, wie schlecht es um den Subjektstatus Schwarzer Frauen* stand: Bei den Suffragetten, die für das Wahlrecht der Frauen* eintraten, handelte es sich vornehmlich um bürgerliche¹³⁰, weiße Frauen*¹³¹ und jene, die in den Kämpfen um das Wahlrecht für Schwarze wahrgenommen wurden, waren Männer*. (hooks 2015: 3 f.) Der Kampf um das Wahlrecht für alle wird heute oft romantisiert im Sinne eines

¹²⁶ Diese Diskussionen zeigten sich auch wieder, als Hillary Clinton und Barack Obama gleichzeitig die US-Präsidentschaft anstrebten. (Vgl. Degele/Winkler 2009: 9 f.)

¹²⁷ Der Titel nimmt Bezug auf die Rede der Frauen*rechtlerin Sojourner Truth 1851 auf der Frauen*versammlung in Akron, Ohio, USA. Meistens wird nur der Refrain der Rede zitiert. (Davis 1982: 61) Da dies ihrer Bedeutung nicht gerecht wird, wird im Folgenden ein längerer Auszug wiedergegeben: „Well, children, where there is so much racket there must be something out of kilter. I think that 'twixt the negroes of the South and the women at the North, all talking about rights, the white men will be in a fix pretty soon. But what's all this here talking about? That man over there says that women need to be helped into carriages, and lifted over ditches, and to have the best place everywhere. Nobody ever helps me into carriages, or over mud-puddles, or gives me any best place! And ain't I a woman? Look at me! Look at my arm! I have ploughed and planted, and gathered into barns, and no man could head me! And ain't I a woman? I could work as much and eat as much as a man - when I could get it - and bear the lash as well! And ain't I a woman? I have borne [sic!] thirteen children, and seen most all sold off to slavery, and when I cried out with my mother's grief, none but Jesus heard me! And ain't I a woman?“ (Truth 1851)

¹²⁸ Der englische Originaltitel lautet: „Woman, race, and class“ und beinhaltet so auch den Klassebegriff, der in der deutschen Ausgabe nur im Untertitel enthalten ist. (Davis 1982)

¹²⁹ Auf einige Basiswerke wie beispielsweise „Farbe bekennen.“ (Oguntoye/Opitz/Schultz 1992) wird eingegangen.

¹³⁰ Barbara Heron weist darauf hin, dass für sie der „bourgeois“-Begriff Weißsein bereits impliziert.

¹³¹ Wenn in diesem Kapitel von weißen Feministinnen* die Rede ist, trifft auf den Großteil auch das Attribut „heterosexuell“ zu. Dagmar Schultz stellt zur privilegierten Position, die aus der Intersektion von Weißsein und „heterosexuell“ einhergeht, fest: „Für weiße Frauen besteht immer die Möglichkeit, Partnerinnen weißer Männer zu werden und, wenn auch in einer untergeordneten Position, an ihrer Macht teilzuhaben.“ (Schultz 1990: 47)

zugleich antisexistischen und antirassistischen Kampfes dargestellt. Die meisten Suffragetten waren allerdings ebenso weit davon entfernt, Schwarzen die gleichen Rechte wie *Weiß*en zuzusprechen zu wollen¹³² wie die meisten Männer*, Frauen* als gleichberechtigt anzuerkennen. bell hooks stellt fest, dass viele Frauen* in einer christlichen Denktradition zwar gegen Sklaverei, nicht aber gegen Rassismus kämpften.¹³³ (Ebd.: 27 f.) Die rassistische Hierarchie, die ihre eigenen Privilegien festigte, sollte sehr wohl aufrecht bleiben.¹³⁴ Umgekehrt hatten Schwarze Männer*, genauso wie *weiße* Männer*, in der Regel wenig Interesse an der Bekämpfung von Sexismus, sondern vielmehr an der Aufrechterhaltung ihrer Vormachtstellung gegenüber Schwarzen Frauen*, weshalb sie patriarchale Werte¹³⁵ verteidigten. (Ebd.: 124 f.) Schwarze Frauen* hatten somit, wie noch unzählige Male im Laufe der Geschichte, die Wahl zwischen „black male patriarchs and a women’s movement which primarily served the interests of racist white women“ (ebd.: 9).

Angela Davis zeigt allerdings auf, dass durchaus Solidarisierungen zwischen den dargestellten Gruppen stattgefunden haben und teilweise zusammen politische Kämpfe geführt wurden. (Davis 1982) Auch wenn das politische Engagement für *weiße* Frauen* zu Beginn ein Ausweg aus dem häuslichen Milieu gewesen sein mag¹³⁶, wurden viele doch im Zuge dieses Engagements zunehmend politisiert und auch in Bezug auf Rassismen sensibilisiert.¹³⁷ Frederick Douglass und später W.E.B. du Bois wiederum unterstützen als Schwarze Männer* mit ihrem vehementen Eintreten für das Frauen*wahlrecht die Suffragetten. (Ebd.: 50; 140 f.) Die verschiedenen Gruppen wurden allerdings häufig von den politischen Machthabern im Kampf um das Wahlrecht bewusst gegeneinander ausgespielt. (Ebd.: 70 ff.)

Auch in England beriefen sich die Kämpferinnen* für das Frauen*wahlrecht auf die geteilte Unterdrückung aufgrund des *Geschlechts*. (Burton 1994: 173) Sie fühlten sich aber auch für ihre „indischen Schwestern“ (ebd.: Übersetzung T. F.) verantwortlich und bezogen diese in ihre

¹³² Literarisches Beispiel dafür, von welchem kolonialem Habitus abolitionistische Kämpfe teilweise getragen waren, ist das Buch "Onkel Tom's Hütte" der *weißen* Abolitionistin* Harriet Beecher Stowe. (Davis 1982: 34 f.)

¹³³ Frauen* waren, beispielsweise als Siedlerinnen* oder Missionarinnen*, unmittelbar an Kolonialisierungsprozessen beteiligt. (Engelhardt 1999: 119)

¹³⁴ Exemplarisch für die Mittäter_innenschaft von Frauen* in einem patriarchalen System ist, dass die *weiße*, bürgerliche Frauen*bewegung zwischen 1880 und dem Ersten Weltkrieg neben dem Kampf um das Wahlrecht die Integration von Frauen* in den Erwerbsarbeitsmarkt in den Mittelpunkt stellte und Schwarze Frauen* dabei als Konkurrentinnen* im Ringen um Arbeitsplätze angesehen wurden. (hooks 2015: 131 f.)

¹³⁵ bell hooks definiert Patriarchat treffend als „[i]nstitutionalized sexism“ (hooks 2015: 14)

¹³⁶ Ebenso war später das Engagement in der Sozialen Arbeit für viele eine Möglichkeit, ins Erwerbsleben einzusteigen (siehe Kapitel 2).

¹³⁷ Insbesondere im Bereich des Schulwesens war die Zusammenarbeit *weißer* und Schwarzer Frauen* fruchtbar, wenn *weiße* Frauen* ihre strukturell bedingten Privilegien in den Dienst antirassistischer Praxen stellten. (Davis 1982: 106) Die *weiße* Prudence Crandall nahm 1833 als erste Lehrerin* Schwarze Kinder an ihrer Schule auf und engagierte sich für eine Öffnung aller Bildungseinrichtungen. (Ebd.: 38 f.)

Kämpfe um das Wahlrecht mit ein.¹³⁸ Die Darstellung *der* indischen Frau* als unterdrückt implizierte die Annahme, sie würde für ihre Befreiung auf die Hilfe ihrer englischen Schwestern angewiesen sein. Burton erkennt diesen imperialistischen und paternalistischen Habitus sowohl bei englischen als auch bei nordamerikanischen *weißen* Suffragetten:

British feminist – and more specifically, Anglo-American suffrage – internationalism was predicated on the assumption that Western women would lead the woman of the East to freedom and that American and British suffrage leaders would spearhead the charge. (Ebd.: 175)

Die englischen Suffragetten unterstellten *der* indischen Frau*, nicht für sich selbst sprechen zu können und auf ihren „politischen Einfluss und ihr feministisches Beispiel“ (ebd., Übersetzung T. F.) angewiesen zu sein. Dennoch zeigen diese Kämpfe um das Wahlrecht von Frauen*, dass Feminismus und Rassismuskritik miteinander verknüpft sind oder sein sollten.

Schließlich erhielten in den USA Schwarze Männer* 1869, also lange vor den Frauen*¹³⁹, das Wahlrecht. (Demny 2001: 117) Ebenso wie Schwarze nach der Abschaffung der Sklaverei 1865 (ebd.: 114) weiterhin Dienstbot_innenarbeiten¹⁴⁰ verrichten mussten, brachte aber auch das Wahlrecht nicht die erhoffte Gleichberechtigung und Gleichbehandlung. Dafür, dass sich die Situation von Schwarzen nur geringfügig verbesserte, sorgten neben einem rassistischen Staats- und Polizeiapparat auch der Ku-Klux-Klan und andere rassistische Banden und Mobs. Dennoch konnte der gewonnene Kampf um das Wahlrecht von Schwarzen vereinfacht so gedeutet werden, dass Frauen* gegenüber Schwarzen benachteiligt wären. Genau diese Konkurrenzsetzung zwischen den beiden Diskriminierungslinien ist aber in vielerlei Hinsicht problematisch, da die Verflechtung der unterschiedlichen Formen von Gewalt ausgeklammert wird. Dies wird multiplen Identitätszugehörigkeiten nicht gerecht. Beispielsweise ist dabei immer nur von *weißen* Frauen* die Rede, obwohl auch Schwarze Frauen* weiterhin kein Wahlrecht hatten. Außerdem werden so gemeinsame Kämpfe unsichtbar gemacht und zwei marginalisierte Gruppen wieder-

¹³⁸ Wie Antoinette Burton schreibt, arbeiteten sie dabei auch mit dem Begriff von „Sisterhood“. (Burton 1994: 172 f.)

¹³⁹ Auf Bundesebene erhielten Frauen* in den USA erst 1920 das Wahlrecht. (Baker 2002: 3) In einzelnen Bundesstaaten wurde es ihnen schon früher zugesprochen. (Ebd.: 5) So konnten Frauen* zum Beispiel in Idaho, Utah, Wyoming und Colorado schon ab 1890 wählen. (Ebd.)

¹⁴⁰ Die rassistische Darstellung der Schwarzen Hausarbeiterin* als unterwürfige, asexuelle Frau*, die Freude daran hat, einer *weißen* Familie zu dienen, wurde von Schwarzen Feministinnen* analysiert und problematisiert. (hooks 2015: 84) Für eine antirassistische Praxis ist es wichtig, den Zusammenhang zu gegenwärtigen, rassistischen und sexistischen Politiken der Arbeitsteilung herzustellen. Insbesondere bei der Arbeit in Privathaushalten setzt, wie Davis feststellt, die „Feministin die Unterdrückung selbst fort, gegen die sie protestierte“ (Davis 1982: 94). Care-Tätigkeiten werden gerne an Migrantinnen* abgegeben, um heterosexuelle Paarbeziehungen zu entlasten. (Caixeta 2007: 80) Auch hier gibt es somit historische Kontinuitäten.

holt gegeneinander ausgespielt. Wie Angela Davis schreibt, „hatten sich Rassismus und Sexismus [im neuen Jahrhundert] in einer besorgniserregenden ideologischen Ehe auf eine neu Art verbunden“ (Davis 1982: 118).

3.1.2 Rassismen in frauen*bewegten Zusammenhängen des 20. Jahrhunderts

Auch während des Civil Rights Movements¹⁴¹ ab Mitte des 20. Jahrhunderts waren Schwarze Frauen* umkämpfte politische Subjekte. Um die Schwarze Bewegung nicht zu schwächen, wurde von ihnen erwartet, Sexismen seitens Schwarzer Männer* nicht zu thematisieren und um die Frauen*bewegung nicht zu schwächen, wurden Rassismen in Frauen*zusammenhängen geleugnet.¹⁴² Von vielen Schwarzen Männern* wurde behauptet, dass Koalitionen mit *weißen* Frauen per se rassistisch wären und die Schwarze Bewegung schwächen würden, als ob Feminismus per se eine *weiße* Angelegenheit wäre. (hooks 2015: 187) Wie bell hooks treffend feststellt, war das „Wort ‚Frau‘ synonym für ‚weiße Frau‘ und das Wort ‚Schwarze‘ synonym für ‚Schwarze Männer‘“ (Ebd.: 8; Übersetzung T. F.). Schwarze und Chicana Feministinnen* wehrten sich dagegen mit der Aussage: „All the women are white, all the men are black but some of us are brave.“¹⁴³ (Hull/Scott/Smith 1982)

Die Frauen*bewegung der 1960er und 1970er Jahre war mitunter geprägt von tabuisierten Differenzen zwischen Frauen*. Betty Friedan fand in den USA mit ihrem Buch „Der Weiblichkeitswahn“ eine große Leserinnen*schaft. (Friedan 1966) Sie wandte sich an *weiße*, heterosexuelle Akademikerinnen* und klagte, dass es für gut gebildete Frauen* frustrierend wäre, keine beruflichen Chancen zu haben und deshalb nur in der Perfektionierung der Rolle der Ehe- und Hausfrau* aufgehen zu können. (Ebd.) Diese Gesellschaftskritik äußerte sie sehr pointiert, ignorierte allerdings dabei, dass zur selben Zeit viele Frauen* in den USA zur Existenzsicherung

¹⁴¹ Alleine die Tatsache, dass in deutschen Texten nach wie vor in der Regel von einer „Bürger[sic!]rechtsbewegung“ gesprochen wird, zeigt die Unsichtbarmachung der Kämpfe von Frauen*. Ich verwende deshalb den englischen Begriff.

¹⁴² Da für diese Arbeit das Thema der Differenzen zwischen Frauen* bedeutsam sind, wird im Folgenden diesem Aspekt mehr Raum gewidmet als jenem der Sexismen in der Schwarzen Bewegung. bell hooks (2015: 87 ff.) beschreibt jedoch eindrücklich, dass die Hierarchisierung einer Diskriminierungsform gegenüber der anderen dazu führte, dass Schwarze Männer* lange Zeit nicht mit ihren Rollen als Privilegierte gegenüber Schwarzen Frauen* konfrontiert wurden. Umgekehrt fühlten sich Schwarze Frauen* oft deshalb zu mehr Solidarität mit Schwarzen Männern* verpflichtet, da sie sahen, dass Schwarze Männer*, ebenso wie sie selbst, rassistisch unterdrückt wurden. Der Separatismus *weißer* Frauen* war für sie deshalb oft nicht nachvollziehbar. (Rommelspacher 1995: 99) Anti-Feminismus unter *weißen* Frauen gründet hingegen darauf, sich mit der herrschenden Gruppe *weißer* Männer zu verbünden, um den eigenen Subjektstatus zu erhöhen. (Rommelspacher 1995: 181)

¹⁴³ Das gleichnamige Buch, herausgegeben von Gloria T. Hull, Patricia Bell Scott und Barbara Smith, umfasst eine umfangreiche Textsammlung zu Black Women's Studies einschließlich mehrerer Bibliographien zu Texten von Women of Color. (Hull/Scott/Smith 1982)

einer Erwerbsarbeit nachgehen mussten. Viele Schwarze Frauen* und Arbeiterinnen*¹⁴⁴ hätten herbeigesehnt, sich eine Zeit lang auf ihre Rolle als Hausfrau* und/oder Mutter* konzentrieren zu können und der Ausbeutung als Arbeiterin* entgehen zu können. (hooks 2015: 146) Weiße Mittel- und Oberschichtsfeministinnen* gingen in ihren Theorien und Kämpfen davon aus, dass alle Frauen* primär unter Sexismus zu leiden hätten. Andere Diskriminierungen wurden zugunsten der Bezugnahme auf ein homogenisiertes Subjekt Frau* (vgl. Mohanty 1988: 65) und dem Ausgehen von einer „identical oppression“¹⁴⁵ (hooks 2015: 121) aller Frauen* ausgeklammert. Rassismus wurde im weißen Patriarchat¹⁴⁶ verortet, weiße Frauen* fühlten sich für rassistische Normalzustände nicht verantwortlich. (Ebd.: 123) Die Feministin* wurde, wie Patricia Hill Collins schreibt, als weiß und der Mittelschicht zugehörig konstruiert. (Hill Collins 2000: 6) Dies führte zur Abwesenheit von Themen wie Rassismus, Klassismus, Ableismus und Heterosexismus. Hill Collins hat den Begriff der „matrix of domination“ (ebd. 18, 228) kreiert, um Intersektionen verschiedener Diskriminierungen und deren Organisation in spezifischen Kontexten zu analysieren. (Ebd.)

Schwarze und Chicana Feministinnen* sowie *andere* als nicht-weiß konstruierte Frauen* wurden im Zuge der sogenannten Zweiten Frauen*bewegungen¹⁴⁷ zwar eingeladen mitzuwirken, allerdings wurde ihnen in der Regel nicht auf Augenhöhe begegnet, sondern sie wurden permanent als die *Anderen* angerufen. (hooks 2015: 137 f.; Hill Collins 2009: 5 f.) Auch Lesben und Frauen* mit Behinderung lehnten die Vereinnahmungsversuche der weißen Frauen* ab und fühlten sich nicht von ihnen repräsentiert. (Klapeer 2007: 80) Es ist somit wenig verwunderlich, dass diese Frauen* die Notwendigkeit verspürten, sich in eigenen Gruppen zu organisieren. So gründete sich beispielsweise 1974 das „Combahee River Collective“¹⁴⁸, ein Kollektiv Schwarzer Feministinnen*, die in ihrem „Black Feminist Statement“ „racial, sexual, heterosexual, and class oppression“ (Combahee River Collective 1978) den Kampf ansagten. Sie betrachteten diese Unterdrückungsformen als „miteinander verzahnt“ (ebd.; Übersetzung T. F.). Viele der

¹⁴⁴ Die Kritik an Betty Friedan bezieht sich nicht nur auf das Ausblenden von *race*, sondern auch von Klasse.

¹⁴⁵ Patricia Hill Collins beschreibt Unterdrückung folgendermaßen: „Oppression describes any unjust situation where, systematically and over a long period of time, one group denies another group access to the resources of society.“ (Hill Collins 2009: 4)

¹⁴⁶ Für Birgit Rommelspacher haben Frauen* den Fehler gemacht, zu denken, dass sie „im Kampf gegen das Patriarchat letztlich alle Herrschaftsformen abschaffen [könnten]“ (Rommelspacher 1995: 89). Damit hätten sie „unbewußt eine alte abendländische Tradition fortgesetzt, indem sie wie die christlichen Missionare, humanistischen Wissenschaftler und sozialistischen Theoretiker den Traum von der Menschheitsbefreiung träumte[n]“ (ebd.: 89).

¹⁴⁷ Ich beziehe mich hierbei auf die Frauen*bewegungen des sogenannten Westens, das heißt in Europa und in den USA.

¹⁴⁸ Das Kollektiv war Teil der National Black Feminist Organization (NBFO) und widmete sich insbesondere der Öffentlichkeitsarbeit und Textproduktionen. (Combahee River Collective 1978)

Mitgliedsfrauen* waren zuvor in *weißen* Frauenbewegungskontexten oder in gemischtgeschlechtlichen Zusammenhängen wie dem Civil Rights Movement und der Black Panthers Party¹⁴⁹ aktiv gewesen und sahen die Notwendigkeit, „eine Politik zu entwickeln, die, anders als jene von weißen Frauen, anti-rassistisch und, anders als jene von Schwarzen und weißen Männern, antisexistisch wäre“ (Ebd.; Übersetzung T. F.).

Viele *weiße* Frauen* fühlten sich angesichts dieser Rassismusvorwürfe vor den Kopf gestoßen. bell hooks erinnert sich:

White women were assuming that all they had to do was express a desire for sisterhood, or a desire to have black women join their groups, and black women would be overjoyed. They saw themselves as acting in a generous, open, non-racist manner and were shocked that black women responded to their overtures with anger and outrage. They could not see that their generosity was directed at themselves, that it was self-centered and motivated by their own opportunistic desires. (hooks 2015: 144 f.)

Auch Audre Lorde beschreibt, dass viele *weiße* Frauen* mit den Unmutsäußerungen von ihr und ihren Kolleginnen* überfordert waren und ihr nicht zu gestanden, wütend über die rassistischen Normalzustände zu sein. (Lorde 1981) Manche *Weiß*e reflektierten zwar, dass sie rassistisch wären, dachten aber fälschlicherweise, dass ein bloßes Lippenbekenntnis dazu automatisch Rassismus abschaffen würde.¹⁵⁰ (hooks 2015: 150)

Auch im deutschsprachigen Raum resultieren Differenzen zwischen Frauen* aus historischen Kontinuitäten. Als *weiß* und *deutsch* konstruierte Frauen* erfuhren im Zuge der Kolonialisierung¹⁵¹ durch die Abwertung Schwarzer Frauen* und später im Nationalsozialismus durch die

¹⁴⁹ Die „Black Panthers Party for Self-Defense“ wurde 1966 als Antwort auf rassistische Übergriffe auf Schwarze seitens Rassist_innen* und der Polizei gegründet. (Demny 1996: 37 f.) Ein umstrittener Punkt war, bewaffnete Selbstverteidigung als Mittel im Kampf gegen Rassismus einzusetzen. (Ebd.: 38) Zum Programm der Black Panthers gehörten aber auch Sozialleistungen und Bildungsangebote. (Ebd.: 66 f.) Ebenso wie beim Combahee River Collective (1978) verschwimmen die Grenzen zwischen politischem Aktivismus und professioneller Sozialer Arbeit.

¹⁵⁰ Dieses Problem ist aufrecht, woran Critical Whiteness-Ansätze nichts geändert, sondern dies im Gegenteil eher verstärkt haben. Das oberflächliche Bekennen der eigenen Privilegien, wie es beispielsweise bei Tagungen oder in wissenschaftlichen Artikeln häufig passiert, wirft die Frage nach der Sinnhaftigkeit eines „*race-class-gender-Mantras*“ (Castro Varela/Dhawan 2010: 311) auf.

¹⁵¹ Wie Kerstin Engelhardt (1999) am Beispiel der deutschen Kolonialisierung des Gebietes des heutigen Namibia Anfang des 20. Jahrhunderts feststellt, fielen Frauen* in Kolonialisierungsprozessen bedeutende Positionen zu. Als Siedlerinnen* spielten sie für rassistische Ideologien im Sinne der Bewahrung der deutschen >Rasse< eine wesentliche Rolle. Ihre Ansiedlung sollte dafür sorgen, dass deutsche Männer* keine sexuellen Beziehungen mit Schwarzen Frauen* eingingen und keine Kinder mit diesen bekamen. (Ebd.: 124) Die deutsche bürgerliche Frauen*bewegung begrüßte diese „Glorifizierung der deutschen Frau“ (ebd.) und verbündete sich mit den machtvollen *weißen* Männern*. Hätten sie sich mit Schwarzen Frauen* solidarisiert, wären sie Gefahr gelaufen, ihre neu gewonnene Machtposition, die „einzig auf Hautfarbe und nationaler Herkunft begründet[...] [war]“ (ebd.: 127), zu verlieren. Die Gewalt *weißer* Männer gegen Schwarze Frauen* wurde nicht als Gewalt gegen Frauen* interpretiert. (Ebd.: 124) „Die häufige Denunziation der Afrikanerinnen als ‚Huren‘ erfüllte [...] den Zweck, die weißen Männer von ihrer Verantwortung, gerade auch für die Vergewaltigungen, freizusprechen.“ (Ebd.: 127) Die Konstruktion der *weißen* Frau* als vornehm, enthaltsam und sittlich war nur möglich durch die Konstruktion der Schwarzen Frau* als sexuell enthemmt. (hooks 2015: 32) Waren vor Zeiten der Kolonialisierung auch *weiße*

Abwertung alles vermeintlich Jüdischen¹⁵², eine Aufwertung. Die Täterinnen*schaften rechter und konservativer Frauen* blieben jedoch weitgehend unthematisiert.¹⁵³ (Rommelspacher 1995: 29)

Dies führte dazu, dass *weiße* Feministinnen*, auch im Zuge der sogenannten Zweiten Frauen*bewegung, sowohl in Deutschland als auch in Österreich mit Rassismus- und Antisemitismusvorwürfen von Jüdinnen*Juden*, Schwarzen Frauen*, Migrantinnen* und geflüchteten Frauen* konfrontiert waren und noch immer sind. (Ebd.: 89) Inspiriert durch einen Deutschlandaufenthalt der Schwarzen Schriftstellerin* und Feministin* Audre Lorde gründete sich in den 1980er Jahren die Initiative „Adefra – Schwarze Frauen in Deutschland“ (Adefra 2015). Nach dem Fall der Berliner Mauer kam es zu einem traurigen Höhepunkt rassistisch motivierter Übergriffe und Gewalttaten in Deutschland. (Ayim 2012: 55 ff.) Audre Lorde klagte über die Untätigkeit *weißer* Feministinnen*: „Trotz aller guten Absichten bleiben ihre Energien ungenutzt, sie stehen nicht für die Kämpfe gegen Rassismus, Antisemitismus, Heterosexismus, Fremdenfeindlichkeit zur Verfügung.“ (Lorde 1992: 232) Nivedita Prasad stellt fest, dass es noch immer so ist, dass das Patriarchat teilweise als primäre Unterdrückung angesehen wird, während rassistische Unterdrückung in den Hintergrund rückt. (Prasad 1994: 32) Rassistische Subjektkonstruktionen aus der Kolonialzeit und des Nationalsozialismus werden jedoch bis heute von Rassist_innen auf Migrant_innen projiziert. Dass die Anwesenheit nicht als *weiß* konstruierter Menschen, zumindest zum Teil, direkt oder indirekt auf Kolonialisierungsprozessen zurückgeführt werden kann¹⁵⁴, wird dabei ausgeblendet. Dass Rassismen des Kolonialismus weiterwirken, betont auch die Forscherin* und Aktivistin* Araba Evelyn Johnston-Arthur¹⁵⁵. In Österreich mussten sich, so Johnson-Arthur, „Schwarze Menschen und People of Color täglich angesichts der vielschichtigen Realität von Rassismus behaupten“ (Ellmer 2014). Ähnlich wie das Combahee River Collective in den USA der 1970er Jahre formulierte in den 1990er Jahren in Deutschland die feministische Migrantinnen*gruppe FeMigra, dass Rassismus, Sexismus und Klassismus miteinander verknüpft sind. (Gutiérrez Rodríguez 1999a: 12)

Frauen* der sexistischen Sichtweise, „sündhafte“ Wesen zu sein, ausgesetzt, so änderte sich dies durch die Anwesenheit Schwarzer Frauen* und sexistischer Projektionen auf sie. (Ebd.)

¹⁵² Astrid Hanisch beschreibt antisemitische Diskurse in der konservativen Frauen*bewegung: „Die bürgerliche Frauenbewegung betonte ihre Überkonfessionalität, während sie sich zugleich über christliche Bezüge legitimierte und positionierte. Das Judentum war diesem Selbstverständnis als ‚anderes Äußeres‘ entgegengestellt.“ (Hanisch 2012: 7)

¹⁵³ In Bezug auf den Nationalsozialismus wurde dies bereits in Kapitel 2 festgestellt.

¹⁵⁴ Der postkoloniale Theoretiker Kobena Mercer hat dazu festgestellt: „[W]e are here because you were there.“ (Mercer 1994: 7)

¹⁵⁵ Araba Evelyn Johnston-Arthur ist Mitglied von „Pamoja“, der Bewegung der jungen afrikanischen Diaspora in Österreich. (Ellmer 2014)

In Österreich formierte sich 1994 die Migrantinnen*selbstorganisation maiz. (Pratter 2014) Wie Rubia Salgado, eine der Gründungsfrauen*, in einem Interview feststellt, „war es damals noch sehr viel selbstverständlicher, dass andere *für* Migrantinnen sprechen“ (ebd.).

Diese Kritik ist bis heute ebenso aufrecht und prägt, ebenso wie die Kritik an der Ausblendung von Differenzen zwischen Frauen*, die feministischen Debatten bis in die Gegenwart. Allerdings wird, wie Encarnación Gutiérrez Rodríguez feststellt, selten auf die eben aufgezeigte Geschichte dieser Kritiken eingegangen. (Gutiérrez Rodríguez 1999b) Die Beziehungen von *weißen*, bürgerlichen¹⁵⁶ Frauen gegenüber als nicht-*weiß* konstruierten Frauen* waren seit jeher ambivalent. Einerseits wurden Bemühungen unternommen, diese in die eigenen politischen Kämpfe miteinzubeziehen, um Mitkämpferinnen* zu gewinnen, andererseits wollten Privilegien nicht aufgegeben werden. Ebenso wie es heute rassismuskritische *Weiß*e und profeministische Männer* gibt, gab es aber auch immer Bündnisse¹⁵⁷, die die üblichen identitätspolitischen Kategorien sprengten. *Weiß*e Frauen* hatten, unter anderem aus der Anti-Sklaverei-Bewegung des 19. Jahrhunderts, wichtige politische Strategien gelernt, die auch zu anderen Zeiten und in anderen politischen Kämpfen um Frauen*rechte zum Einsatz kamen. (Davis 1982: 52)

Es wurde in diesem Abschnitt auf die Interdependenz der Kategorie *Geschlecht* hingewiesen und dabei Bezug genommen auf die Geschichte der Frauen*bewegungen. Diese historische Einbettung von Differenzsetzungen zwischen Frauen* ist für diese Arbeit von Bedeutung, da auch die Subjektpositionen jener Frauen*, die sich im Beratungssetting gegenüber sitzen, von dieser Geschichte geprägt sind.

3.2 Konstruktionen der vergeschlechtlichten Anderen und deren Auswirkungen in der Gegenwart

In diesem Kapitel werde ich darauf eingehen, mit welchen rassistischen und sexistischen Zuschreibungen Migrantinnen* gegenwärtig konfrontiert sind und wie diese Diskurse auf das Arbeitsfeld der Migrantinnen*beratung wirken. Der Fokus liegt auf der Problematisierung von

¹⁵⁶ Im Leugnen von Rassismen und Klassismen in der Frauen*bewegung kamen bürgerliche Argumente der Gleichheit zum Einsatz und befreiten *weiße* Frauen* von der Auseinandersetzung mit eigenen Rassismen. Wie Birgit Rommelspacher feststellt, kann das „Argument der Gleichheit Ungleichheit legitimier[en]“ (Rommelspacher 1995: 17). Die Bezugnahme auf die Egalität, die vom Bürger_innenum im Kampf gegen ständische Systeme als Ziel formuliert wurde, diente später der Verschleierung von Ungerechtigkeiten, die vom Bürger_innenum ausgingen. (Ebd.: 17 f.)

¹⁵⁷ Auf Bündnispolitiken wird in Kapitel 4 näher eingegangen.

diskursiven Herstellungen *der* Migrantin* und rassistischen und sexistischen Projektionen auf sie. Eingangs werden diese Prozesse anhand zweier Bezugspunkte dargestellt: Einen Ausgangspunkt stellt Chandra Talpade Mohantys Text „Under Western Eyes“ (Mohanty 1988) dar, den anderen Gayatri Chakravorty Spivaks Interpretation von *Othering*¹⁵⁸ im Sinne der Produktion der vergeschlechtlichten *Anderen* (Castro Varela/Dhawan 2015: 163; Spivak 2008a). Beide, Spivak und Mohanty, stellen dar, wie die diskursive Produktion der sogenannten "Dritte-Welt-Frau"¹⁵⁹ (Mohanty 1988; Übersetzung T. F.) beziehungsweise der sogenannten „Subalternen“¹⁶⁰ (Spivak 2008a) von statuten geht. Da die stereotype Produktion *der* Migrantin* ähnlichen Logiken folgt, nehme ich diese Texte als Ausgangspunkt für meine Kritik. Hier wird die Nähe zwischen Sozialer Arbeit und Entwicklungszusammenarbeit evident, denn diese Produktionen der *Anderen* prägen diese zwei Arbeitsfelder. Beide sind von einer altruistischen Grundhaltung und von einem oft unkritischen Hilfsimperativ getragen (vgl. Heron 2007: 2 ff.) und beide sind das Resultat globaler und nationaler Ungerechtigkeiten und Ungleichbehandlungen von Menschen. Standards und Normen werden dabei von der Dominanzgesellschaft vorgegeben¹⁶¹, und beide Professionen sind primär von Werten des sogenannten westlichen Mittelstands geprägt. (Ebd.: 6 ff.; De Jong 2009: 387) Eine weitere Gemeinsamkeit besteht in der

¹⁵⁸ Auf den Begriff *Othering* wurde bereits in Kapitel 2.2.1.2 eingegangen. Spivak erweitert und präzisiert Suids Konzept, indem sie auf geschlechtsspezifische Unterschiede in der Verletzbarkeit postkolonialer Subjekte eingeht. (Spivak 2008a) Mohanty (1988: 82) verwendet zwar nicht den Begriff *Othering*, kommt aber zu ähnlichen Ergebnissen wie Said, wenn sie schreibt: „Without the overdetermined discourse that creates the third world, there would be no (singular and privileged) first world. Without the ‘third-world woman’, the particular self-presentation of western women mentioned above would be problematical. I am suggesting, in effect, that the one enables and sustains the other.“

¹⁵⁹ Der Begriff der sogenannten *Dritten Welt* weist, im Sinne von *Othering*, auf rassistische Konstruktionen der *Anderen* zur Bestätigung des vermeintlich modernen Westens hin. Die sogenannte *Dritte-Welt-Frau** ist das homogenisierte Gegenkonstrukt zur vermeintlich emanzipierteren *Erste-Welt-Frau**. (Hügel u. a. 1999: 35) Da Mohanty den Begriff der *Dritten-Welt-Frau** in ihrem Text zur Betonung (post)kolonialer Subjektkonstruktionen verwendet, verwende auch ich ihn auch in diesem Abschnitt diesen vielfach und zu Recht kritisierten Terminus. Weil Mohanty diesen Begriff aber nicht kreiert hat, sondern lediglich auf ihn rekurriert, wird sie nicht nach jeder Verwendung als Quelle angegeben. Stattdessen wird der Terminus als Analysekategorie behandelt und zur Betonung des Konstruktionscharakters kursiv gesetzt. Mohanty (1988) verwendet nicht den Asterisken (*). Im Folgenden werde ich den Begriff mit den Asterisken ergänzen, um damit auf die unterschiedlichen Verletzbarkeiten von Subjekten hinzuweisen und nicht auszublenden, dass zwanghafte Konstruktionen der Zweigeschlechtlichkeit, nicht ausschließlich aber auch, Folgen von Kolonialismus sind. (Lugones 2010) Wie alle Kategorisierungen lässt dieser Begriff Fragen der Zugehörigkeit zu ihm offen, wie Mirtha Quintanales verdeutlicht: „Not all Third World women are women of color [...]. And not all women of color are really Third World.“ (Quintanales zit. nach Castro Varela/Dhawan 2003: 280)

¹⁶⁰ Spivak verwendet den Begriff der „Subalternen“ (Spivak 2008a) beziehungsweise der „subalternen Frau“ (Ebd.: 75) in Anlehnung an den italienischen Marxist Antonio Gramsci, der mit dem Begriff jene bezeichnet hat, „die keiner hegemonialen Klasse angehören“. (Castro Varela/Dhawan 2015: 186) „Subalternität ist gewissermaßen die Gegenposition zur Hegemonie.“ (Castro Varela/Dhawan 2015: 187) Da es sich um heterogene Gruppen ohne Klassenbewusstsein (Castro Varela/Dhawan 2015: 187) handelt, ist die oft vereinfachte und homogenisierende Verwendung des Begriffes umstritten. Spivak selbst äußert immer wieder Unzufriedenheit über die inflationäre und inadäquate Bezugnahme auf den Terminus (Spivak 1996: 90; Spivak 2008b: 121 f.), weshalb ich ihn sparsam verwende.

¹⁶¹ Heron schreibt dazu treffend: „‘Right makes white’, in the sense that whiteness is constituted through doing what is ‘right.’“ (Heron 2007: 9)

Vergeschlechtlichung¹⁶² des Berufes. Das heißt, dass bedeutend mehr Frauen* als Männer* in Feldern, die der Entwicklungszusammenarbeit (Heron 2007: 6 ff.) oder der Sozialen Arbeit zugeordnet werden, tätig sind.¹⁶³ Ein Resultat dessen ist, dass in beiden Arbeitsfeldern häufig Frauen*, die der jeweiligen Dominanzgesellschaft angehören auf Seite der professionellen Helferinnen* auftreten und jenen, die marginalisiert und als *anders* konstruiert werden, gegenüberstehen. Dies ist der Ausgangspunkt für meine These, dass die im letzten Unterkapitel aufgezeigten Differenzen zwischen Frauen* auch in das Beratungssetting hineinwirken. In Anlehnung an die bereits in Kapitel 2 zitierte Aussage von Stuart Hall kann provokant festgestellt werden, dass *weiße* Beraterinnen* ohne die Konstruktion *der* Migrantin* nicht wüssten, wer sie sind.

3.2.1 Bilder der *Dritten Welt Frau** und der *Subalternen*

Mohanty analysiert in ihrem Text aus dem Jahr 1988, wie *weiße* Feministinnen* über sogenannte *Dritte-Welt-Frauen** schreiben und so eine homogenisierte Gruppe¹⁶⁴ diskursiv herstellen. (Mohanty 1988: 80) Sie entlarvt die Konstruktion der sogenannten *Dritte-Welt-Frau** als arm, ungebildet, religiös und stark auf die Familie bezogen (ebd.: 65) als notwendig zur Aufrechterhaltung des Bildes der westlichen Frau* als „educated, modern, as having control over their own bodies and sexualities, and the 'freedom' to make their own decision“ (Ebd.: 65). Sie findet zwar auch vermeintlich positive Zuschreibungen wie die der Revolutionärin* (ebd.: 80), allerdings sind diese romantisierten Darstellungen der „authentische[n] und heroische[n] Subalterne[n]“ (Castro Varela/Dhawan 2015: 166) nicht weniger essentialistisch und problematisch. Durch die monolithische Darstellung *der* Frau* des Südens findet kaum eine Differenzierung zwischen verschiedenen Ländern statt und sowohl Klassenunterschiede als auch Unterschiede im persönlichen und familiären Umgang werden ausgeblendet. (Mohanty 1988: 62, 75) Mohanty zeigt auf, dass *Dritte-Welt-Frauen** diskursiv zum bemitleidenswerten Objekt gemacht werden und diese Viktimisierung einer Verknüpfung von sexistischen und rassistischen Logiken folgt. (Ebd.: 65) Epistemische Gewalt bei der Wissensproduktion über die vermeint-

¹⁶² Auch während Kolonialisierungsprozessen waren Frauen* häufig in der Kranken- und Armenfürsorge und in der Arbeit mit Frauen* und Mädchen* tätig und spielten eine wichtige Rolle bei der Vermittlung christlicher, westlicher Werte. (Engelhardt 1999: 120 f.)

¹⁶³ Dass diese Entwicklung auf sexistischen Zuschreibungen passiert, wurde bereits in Kapitel 2.3 „Das *Geschlecht* Sozialer Arbeit und in der Sozialen Arbeit“ verdeutlicht.

¹⁶⁴ Sie kritisiert auch, dass auf die Lebenssituationen lesbischer Frauen* nicht eingegangen wird. (Mohanty 1988: 80)

lich *anderen* Frauen* hat zur Konsequenz, dass selbst parallele Entwicklungen zwischen Privilegierten und weniger Privilegierten unterschiedlich interpretiert werden.¹⁶⁵ Mohanty verdeutlicht dies durch das Beispiel, dass in den USA ein von mehreren Frauen* geleiteter Haushalt („female-headed household“) als Indiz für steigende Emanzipation von Frauen* gewertet wurde, während dasselbe Phänomen in Mittel- und Südamerika als Konsequenz familiärer Gewalt und Frauen*armut gedeutet wurde. (Ebd.: 76) Sie kritisiert die hegemoniale Darstellung von Frauen* aus dem Süden als homogene Gruppe *der* Unterdrückten. (Ebd.: 79) Während die sogenannte westliche Frau* durch Kämpfe Emanzipation erreicht hat, scheint dies den sogenannten *Dritte-Welt-Frauen** nicht zugetraut zu werden. Globale Macht- und Ausbeutungsverhältnisse, die prägend für gegenwärtige Zustände waren und sind, werden dabei verschwiegen. Stattdessen muss auf die Frage nach den Gründen für bestehende Differenzen zwischen Frauen* als (neo)koloniale Antwort die Erklärung erhalten, dass Frauen* in der sogenannten *Dritten Welt* nicht so emanzipiert wären wie in der sogenannten *Ersten Welt*. (Ebd.: 80) Sowohl die Migrantin* als auch die *Dritte-Welt-Frau** bleiben so, in *weißen* Erzählungen über *sie*, in einem Objektstatus gefangen und ihrer Handlungsmacht beraubt. (Ebd.: 79) Dies führt wiederum zu Spivak, die aufzeigt, dass die Subalterne, selbst wenn sie spricht, nicht gehört wird. (Spivak 2008a) Sie schreibt in ihrem Essay „Can the Subaltern speak?“ (ebd.) über die unverheiratete Widerstandskämpferin Bhuvaneswari¹⁶⁶, die den Zeitpunkt ihres Selbstmordes im Jahre 1926 bewusst während der Menstruation wählte, um keinen Zweifel darüber zu lassen, dass sie sich nicht wegen einer unerwünschten Schwangerschaft, sondern aus politischen Gründen, das Leben nahm. (Ebd.: 104) Obwohl sie „immense Anstrengungen unternahm“ (ebd.), um ihren Selbstmord in den richtigen Rahmen zu setzen, wurde dieser hegemonial sexistisch als Konsequenz einer unglücklichen Liebe verhandelt, anstatt Bhuvaneswari als politisch agierendes Subjekt wahrzunehmen, weshalb Spivak schließlich zu ihrer oft missinterpretierten Aussage „Die Subalterne kann nicht sprechen“¹⁶⁷. (Ebd.: 106) kommt. Worauf sie dabei eigentlich hinaus will ist, dass Sprechen untrennbar mit der Fähigkeit zu hören verbunden ist und die Subalterne nicht gehört wird, auch wenn sie – wie Bhuvaneswari – klar und deutlich spricht. (Ebd.: 105) Sie ergänzt, dass es ihrer Meinung nach eine Verkennung von Machtmechanismen

¹⁶⁵ Feministische Wissenschaftlerinnen* weisen ebenfalls darauf hin, „daß die gesellschaftliche Struktur der Wissenschaft nicht nur sexistisch, sondern auch rassistisch [...] und von der herrschenden Klasse bestimmt ist“ (Harding 1990: 7).

¹⁶⁶ Es handelt sich dabei um eine entfernte Verwandte Spivaks. (Spivak 2008a: 105)

¹⁶⁷ Das wohl berühmteste Missverständnis postkolonialer Kritik dürfte zum Teil aus einer falschen Übersetzung vom Englischen ins Deutsche resultieren, wodurch der Unterschied zwischen *talk* und *speak* aufgehoben und aus: „Die Subalterne kann nicht sprechen“ („The subaltern cannot speak“) die Aussage: „Die Subalterne kann nicht reden“ („The subaltern cannot talk“) wurde. (Spivak 2008b: 123)

sei, wenn Deleuze und Foucault glauben würden, dass die Intellektuellen die Subalternen nur für sich selbst sprechen lassen müssten.¹⁶⁸ (Ebd.: 27 f.) Sie meint, Intellektuelle, die in dieser Weise agieren, würden Folgen des Imperialismus ausklammern und sich ihrer Verantwortung entziehen. (Ebd.)

Fragen rund um Repräsentationspolitiken sind auch für die Soziale Arbeit relevant, denn im Berufsalltag ist es teilweise unumgänglich, für jemanden zu sprechen, wie die Analyse der Interviews in Kapitel 5 zeigen wird.

3.2.2 Gegenwärtige Diskriminierungen und Auswirkungen auf die Migrantinnen*beratung

Die Migrantin* ist ein umkämpftes Subjekt und wird in der hegemonialen Wissensproduktion oft ident mit der sogenannten *Dritte-Welt-Frau** oder *Frau* des Südens* gesetzt. Die so konstruierten Identitäten sind zugleich „fiktional und wirkungsmächtig“¹⁶⁹ (Castro Varela/Dhawan 2005: 71). Auf sie werden Phantasien sexualisierter und rassifizierter Art sowie der „nostalgische Wunsch, so sein zu wollen wie [sie]“ (ebd.: 61) projiziert. Ihr Körper und ihre Kleidung werden nach Spuren von Gewalt, Armut, Schönheit abgesucht und in Zusammenhang mit ihrer vermeintlichen Kultur gestellt. Female Genitale Mutilation¹⁷⁰, Zwangsverheiratung, Ehrenmorde¹⁷¹, Frauenhandel, Sklavenarbeit, Zwangsprostitution und Kopftuch sind nur einige stereotype Stichworte, die fallen, wenn in Medien, auf Konferenzen und in Büchern über Gewalt

¹⁶⁸ Tatsächlich scheinen Deleuze und Foucault bei einigen ihrer Aussagen die Wirkmächtigkeit repressiver Systeme zu unterschätzen, wenn Deleuze sagt: „In den Gefängnissen ist es ganz offensichtlich: die geringste, die bescheidenste Forderung der Gefangenen genügt, um die Pseudoreform von Justizminister Pleven zum Platzen zu bringen. Wenn die kleinen Kinder in einem Kindergarten ihre Proteste oder nur ihre Fragen zu Gehör bringen könnten, würde das zu einer Explosion im gesamten Bildungssystem führen. Tatsächlich kann das System, in dem wir leben, nichts ertragen: daher seine radikale Zerbrechlichkeit an jedem Punkt und gleichzeitig seine globale Unterdrückungskraft.“ (Deleuze/Foucault 1977: 90) Und, an Foucault gerichtet, setzt er fort: „Meines Erachtens waren Sie der erste, der uns etwas ganz Entscheidendes gebracht hat, und zwar sowohl in Ihren Büchern wie in Ihrer praktischen Arbeit: wie entwürdigend es ist, für die anderen zu sprechen. Ich meine: die Repräsentation war ein alter Hut für uns; wir wußten, daß es damit aus ist; aber wir zogen nicht die Konsequenz aus dieser ‚theoretischen‘ Konversion, daß nämlich die Theorie fordert, die Betroffenen müßten endlich praktisch für sich selbst reden.“ (Ebd.: 90 f.)

¹⁶⁹ Ähnliches gilt für den Kulturbegriff, wie bereits in Kapitel 2 festgehalten wurde. Auch Kulturen sind insofern konstruiert, als sie nicht als voneinander abgegrenzt bestehen und nicht unveränderlich sind, prägen aber dennoch Menschen und sind so wirkmächtig.

¹⁷⁰ Nivedita Prasad stellt fest, dass die Dramatik, mit der in der pädagogischen Fachliteratur diese Fälle dargestellt werden wenig zu tun hätten mit der „Normalität“, die sie in den Lebensrealitäten von Migrantinnen* hätten. (Prasad 1994: 34)

¹⁷¹ Die ehemalige Innenministerin Maria Fekter wollte 2008 für die ersten drei genannten Begriffe den Überbegriff des „Kulturdelikts“ einführen. „Mit diesem Wort sollten, meint[e] Fekter, jene Taten bezeichnet werden, die nach österreichischen Gesetzen illegal seien, im Verständnis von Menschen aus dem Ausland aber zu ihren Traditionen [sic!] gehören würden.“ (dieStandard.at 2008) Sie stieß mit ihrem Vorschlag auf Ablehnung und der Begriff wurde zwar nicht juristisch eingeführt, hielt aber Einzug in die Alltagssprache. Auch Beratungsstellen für Migrantinnen* sprachen sich damals offen gegen eine Verwendung dieses Begriffes aus. (Ebd.)

gegenüber Migrantinnen* berichtet wird. Täter* sind dabei in der Regel migrantische Männer*. Das, bereits im historischen Teil problematisierte, Stereotyp des Schwarzen Vergewaltigers¹⁷² wird hier wieder und wieder reifiziert. (Prasad 1996: 183) Auch in der Fachliteratur der Sozialen Arbeit finden sich kulturrassistische, homogenisierende Zuschreibungen und Beschreibungen vermeintlich typischer migrantischer Familienstrukturen. Ahmet Toprak und Aladin El-Mafaalani schreiben beispielsweise über „Zuwanderer türkischer und arabischer Herkunft“ (El-Mafaalani/Toprak 2013: 57): „Die Eltern diskutieren in den seltensten Fällen mit ihren Kindern, um sie mit Argumenten zu überzeugen und ihnen zu erklären, was richtig und was falsch ist.“ (Ebd.: 57 f.) Sie bedienen auch das Bild *der* muslimischen Familie, in der der Mann* die Ehre der Familie verteidigen muss und die Frau* ihm untergeben ist. (Ebd.: 60 ff.) Antimuslimischer Rassismus wird oft getarnt als Sorge um *die*, vermeintlich unterdrückte, muslimische Frau*. Der Schleier dient dabei als Symbol der Unterdrückung und wird mit „Kontrolle über Frauen haben“¹⁷³ (Mohanty 1988: 75 f.) gleichgesetzt. Täter*schaften des österreichischen Staates und jene von *weißen*, mehrheitsösterreichischen Männern* gegenüber Migrantinnen* werden hingegen gerne ignoriert.

[Dabei sind es] gerade die jeweils staatlichen Migrations-, Asyl- und Minderheitenpolitiken selbst, die momentan nicht unwesentlich dazu beitragen, Selbstbestimmungsmöglichkeiten von Migrantinnen strukturell zu beschneiden. Hier ist besonders die aufenthalts- und arbeitsrechtliche Abhängigkeit von Migrantinnen von ihren Ehemännern zu erwähnen, bei der keine Verbesserungen absehbar sind. (Klammer 2013: 87)

Auch frauen*spezifische Fluchtgründe werden häufig nicht als solche anerkannt. (Ebd.) Dies kann ich aus eigener Beratungserfahrung bestätigen. So bestätigt sich Butlers Annahme, dass „[die Rechtsgewalt] unweigerlich ‚produziert‘, was sie (nur) zu repräsentieren vorgibt“ (Butler 1991: 17). Strukturelle Formen von Gewalt begünstigen Gewalt von Mehrheitsangehörigen gegenüber Migrant_innen.¹⁷⁴ Dies findet jedoch wenig Beachtung. Stattdessen werden in rassistischen Diskursen Sexismen und Gewalt gegen Frauen* primär in nicht-westlichen Kulturen verortet. (Haritaworn 2009: 160) Das Patriarchat wird nicht als eine maßgebliche Grundstruktur

¹⁷² Rommelspacher erläutert: „[W]enn weiße Frauen im Schwarzen Mann den Prototyp des Vergewaltigers ausmachen, hat das für sie die entlastende Funktion, sich nicht mit der Gewalt und Mißachtung der ‚eigenen‘ Männer auseinandersetzen zu müssen.“ (Rommelspacher 1995: 98)

¹⁷³ Hier kann mit Mohanty argumentiert werden, dass im sogenannten Westen eine homogenisierte Darstellung muslimischer Familien vorherrschend ist: „Arabs and muslims, it appears, don’t change at all. Their patriarchal family is carried over from the times of the Prophet Muhammad. They exist, as it were, outside history.“ (Mohanty 1988: 70) Im Zuge des verstärkten antimuslimischen Rassismus seit den Anschlägen des 11. September 2001 (Klammer 2010: 17) muss auch im deutschsprachigen Raum vor allem die muslimische Frau* für rassistische Projektionen zugunsten der Überlegenheitsgefühle *weißer* Feministinnen* herhalten.

¹⁷⁴ Als Grund dafür, dass Migrantinnen* häufig davor zurückscheuen, Anzeige gegen Gewalttäter* zu erstatten, sieht Nivedita Prasad die strukturelle Gegenbenheit der „garantierten Straffreiheit“ (Prasad 1996: 185) für die Täter*. Rassistische Strukturen würden es Migrantinnen* zusätzlich erschweren, finanziell von Partner_innen unabhängig zu sein. (Ebd.: 187)

der österreichischen Gesellschaft wahrgenommen, sondern auf „gewisse Ränder der Gesellschaft“ (Klammer 2013: 89) geschoben. Sogar Antifeminist_innen inszenieren sich als Bewahrer_innen von Frauen*rechten und sehen sich bemüht, sich um Migrantinnen* zu kümmern und diese zum Empowerment und Emanzipation zu motivieren.¹⁷⁵ Dies erinnert an Spivaks Aussage: „Weiße Männer retten *braune* Frauen vor *braunen* Männern.“ (Spivak 2008a: 78, Hervorhebung der Verf.), mit der sie den kolonialen, paternalistischen Habitus *weißer* Männer* gegenüber nicht-*weißen* Frauen* analysiert. Da aber auch manche *weiße*, „[d]ominante Feministinnen“¹⁷⁶ (Haritaworn 2009: 160) bei diesen Konstruktionen mitwirken und so rassistische Diskurse verstärken, kann diese Aussage auch im Sinne eines „Weiße Frauen retten braune Frauen vor braunen Männern“ angewandt werden. Rommelspacher kritisiert die Überlegenheitsgefühle *weißer* Feministinnen* gegenüber als migrantisch konstruierten Frauen* und setzt bestehende Ungleichheiten in Bezug zu historischen Unterdrückungen:

Der Bewertungsmaßstab ist dabei die eigene Vorstellung von Emanzipation. Damit kann frau der Vielfalt und Widersprüchlichkeit der anderen wie auch der eigenen Kultur nicht gerecht werden. Sie kann auch nicht sehen, daß Frauen in anderen Kulturen ganz andere Ressourcen zur Verfügung haben können sowie andere Vorstellungen von Emanzipation und Feminismus. Damit will ich nicht einem Kulturrelativismus das Wort reden, der sich eines jeden Urteils anderen gegenüber enthält. Wenn ich aber andere Kulturen ob ihres Sexismus kritisiere, kann ich das nur glaubwürdig tun, wenn ich den Blick offen halte für die Verschiedenheit in den Formen des Sexismus. Ich sollte vorsichtig mit Vergleichen sein, vor allem aber nicht die fortschrittlichsten Tendenzen der eigenen mit den rückschrittlichsten der anderen Kultur vergleichen. [...] Weiterhin muß heute jede Frau den Sexismus in unterdrückten Kulturen nicht zuletzt auch als ein Produkt der Unterdrückung dieser Kultur durch die westliche Welt verstehen lernen. (Rommelspacher 1995: 100)

Auch in der Sozialen Arbeit besteht die Tendenz, Probleme von Migrantinnen* auf vermeintlich kulturelle Gründe zurückzuführen. (Vgl. Kalpaka/Räthzel 1986: 8 f.) Die Aktivistinnen* von FeMigra bezeichnen dies als „Ethnisierung gesellschaftlicher Probleme“ (FeMigra 1994). Ich habe bereits in Kapitel 2 festgestellt, dass sich in der Sozialen Arbeit gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse nicht nur widerspiegeln, sondern auch reproduziert werden. Auch Gülßen

¹⁷⁵ Selbst die Freiheitliche Partei Österreichs (FPÖ) gibt vor, sich um das Wohl von Migrantinnen* zu sorgen, indem sie sich beispielsweise für ein Burkaverbot einsetzt. (dieStandard.at 2014) Dass es der FPÖ letztlich weniger um das Wohl von Migrantinnen*, sondern vielmehr um die Stärkung der *weißen* Dominanzgesellschaft geht, hat sie mit ihren Wahlplakaten, auf denen *weiße*, blonde Frauen* sexistisch abgebildet sind, demonstriert. (Küçükgöl 2014) Auch ansonsten fällt die FPÖ eher durch problematische Aussagen bezüglich frauen*politischer Themen auf. Mediale Aufmerksamkeit erhielten sie beispielsweise mit der Aussage, dass Frauenhäuser Ehen zerstören würden (Heigl 2012) und durch heftige Kritik an Gender Mainstreaming (Götz 2009). In ihrem Parteiprogramm spricht sich die FPÖ nicht nur gegen Gender Mainstreaming, sondern auch gegen Quotenregelungen aus. (FPÖ 2011: 8) Auch eine Interviewpartnerin* berichtet: „Wir werden ja von der FPÖ immer wieder angegriffen [...] und die Väterrechtsbewegung identifiziert uns.“ (I3: 1091 ff.) Zur Diskussion über die Einstufung der FPÖ als rechtsextrem siehe Schiedel (2014: 113 ff.).

¹⁷⁶ Alice Schwarzer ist im deutschsprachigen Raum das berühmteste Beispiel dafür. Sie agitiert auf ihrer Homepage gegen Muslim_innen. (Schwarzer 2016)

Aktaş beschreibt rassistische Dynamiken im Frauenhaus¹⁷⁷ seitens mehrheitsangehöriger Bewohnerinnen*, aber auch seitens Mitarbeiterinnen*. (Aktaş 1993: 49 ff.) Sie befragte im Rahmen einer Studie türkische Frauen*, die im Frauenhaus wohnten, nach ihren Rassismuserfahrungen. (Ebd.) Die befragten Frauen* gaben an, das Frauenhaus nicht als „Ort der Selbstbestimmung und Emanzipation“ (ebd.: 51) zu empfinden und dort Rassismen, sowohl seitens anderer Bewohnerinnen* als auch seitens Betreuerinnen*, zu erleben (ebd.: 52). Homogenisierende, kulturalisierende und ethnisierende Zuschreibungen im Sinne von „Türkische Frauen* sind so, türkische Männer* sind so“ wären an der Tagesordnung. (Ebd.) Stefan Gaitanides erläutert, dass Migrant_innen als Klient_innen Sozialer Arbeit vor allem in präventiv arbeitenden Bereichen der Sozialen Arbeit unterrepräsentiert sind und stattdessen am ehesten dann Soziale Dienstleistungen in Anspruch nehmen, wenn bereits Notlagen¹⁷⁸ eingetreten sind. (Gaitanides 2004: 34) An Zugangsproblemen nennt er neben „sprachlichen Verständigungsschwierigkeiten“ (ebd.) auch „Erwartung von Vorurteilen gegenüber MigrantInnen, Mangel an Akzeptanz“ (ebd.) sowie „Angst vor Stigmatisierung“ (ebd.). Nivedita Prasad stellt ebenfalls fest, dass Migrantinnen* diese Stereotype über sie bewusst sind und deshalb die Gefahr besteht, dass sie teilweise über sexistische Diskriminierungen schweigen, um Rassismen nicht zu bedienen. (Prasad 1996: 188) Auch bei Kontakt mit der Jugendwohlfahrt besteht die berechtigte Angst, dass in migrantische Familien öfter eingegriffen wird und Kinder öfter fremduntergebracht werden. (Ebd.: 190) Rassismen in der Sozialen Arbeit können also ganz konkret zur Folge haben, dass Gewaltopfer aus Angst vor Stigmatisierung und Homogenisierung nicht mit Sozialarbeiter_innen in Kontakt zu treten wagen. (Ebd.) Es muss, so Prasad, gewährleistet werden, dass Migrantinnen* von ihren Gewalterfahrungen berichten können, „ohne daß ihre Geschichte benutzt wird, um diskriminierende Ideologien zu nähren“ (ebd.: 191). Aktaş sieht als erste Strategie dafür die Anstellung von mehr Migrantinnen* im Sozialbereich. Sie präzisiert ihre Forderung folgendermaßen:

Wie allgemein gefordert wird, die Einstellung von Frauen durch Quotierung zu gewährleisten, um der geschlechtsspezifischen Benachteiligung entgegenzutreten, so ist es konsequent und notwendig, die Quotenregelung auch bei ethnischer Diskriminierung anzuwenden: Die deutschen Frauen müssen auf ihre absolute Vormachtstellung verzichten.¹⁷⁹ (Aktaş 1993: 59)

¹⁷⁷ Der Asterisk (*) entfällt hier wieder aufgrund der Selbstbezeichnung dieser Institutionen.

¹⁷⁸ Als Beispiel für solche Notfalls-Einrichtungen nennt Gaitanides Frauenhäusern. (Gaitanides 2004: 34) Ich würde auch Einrichtungen für Geflüchtete dazu zählen. Hinzu kommt, dass im Falle von Asylwerber_innen oft keine Wahl besteht, da beispielsweise der Wohnort nicht frei gewählt werden kann.

¹⁷⁹ Sie führt weiters aus, dass es sich nicht um eine dogmatische Regelung handelt, sondern mit diesem Prozess eine Sensibilisierungsarbeit einhergehen soll. (Aktaş 1993: 52) Ihre Idee wurde auch vom Zweiten Berliner Frauenhaus umgesetzt. (Ebd.: 53)

Diese Forderung ist schlüssig, denn in Teams spiegeln sich hegemoniale gesellschaftliche Verhältnisse wider. Auch Sozialeinrichtungen sind nicht „neutral und wertfrei“ (Wachendorfer 1998: 58). Teamkonstellationen zu verändern kann bedeuten, die Bedingungen für rassismuskritisches Arbeiten zu verbessern. Deshalb wird dem Thema der Teamzusammensetzung das folgende Unterkapitel gewidmet.

3.3 Die Anderen in psychosozialen Teams

Migrant_innen* werden in der Regel zwar als spezielle Zielgruppe Sozialer Arbeit angerufen, aber meistens nicht als Spezialist_innen für migrationsspezifische Fragestellungen angesehen.¹⁸⁰ Rassismen in der Sozialen Arbeit zeigen sich deshalb auch an den Teamzusammensetzungen in Sozialeinrichtungen. In Deutschland und Österreich ist nach wie vor der Großteil der Beraterinnen* der Dominanzgesellschaft zugehörig. (Vgl. Phoenix 1998: 30) Durch die Privilegien, die der Status als Angehörige* der Dominanzgesellschaft mit sich bringt, wird die ohnehin machtvolle Position der Beraterin* als Helferin*¹⁸¹ zusätzlich verstärkt. (Pinderhughes 1998: 138) Elaine Pinderhughes macht deutlich, wie dies weitere Rassismen nach sich ziehen kann:

Die Anfälligkeit von psychosozial Tätigen, diese doppelte Machtrolle bei der Behandlung von KlientInnen aus sozial/kulturell weniger geachteten Gruppen auszunutzen – auch um ihre persönlichen Bedürfnisse zu befriedigen –, ist sehr viel größer als man denken mag. Psychosozial Tätige, die dominanten, privilegierten Gruppen angehören (Weiße, Männer, Mittel- oder Oberschichtsangehörige oder andere Gruppen mit hohem Ansehen), können in der Therapiesituation ihren erhöhten Status ausnutzen, um eigene Ängste und Spannungen abzubauen, wann immer sie mit Personen aus Opfergruppen (Menschen mit ‚anderer‘ Hautfarbe, Arme, Frauen oder andere Gruppen mit geringem Ansehen) arbeiten. Allein durch ihre Anwesenheit können diese KlientInnen für psychosozial Tätige zum Spannungsabbau beitragen. In dem Moment, in dem die Helfenden bei ihren KlientInnen die Wahrnehmung bestehen lassen, daß sie selbst mächtige ExpertInnen sind, und indem sie gleichzeitig deren Selbstwahrnehmung verstärken, weniger wert, inkompetent und machtlos zu sein, handelt es sich um Ausbeutung. (Ebd.)

Auch wenn Pinderhughes hier das Beispiel des psychotherapeutischen Settings heranzieht, kann ihre Aussage auf das Beratungssetting übernommen werden. In diesem Kapitel wird deshalb die Notwendigkeit der Anstellung von mehr Migrantinnen* in der Migrantinnen*beratung

¹⁸⁰ Ljubomir Bratić stellt treffend fest: „Die Betroffenen haben nicht die Macht, sie sind betroffen und diejenigen, die Macht haben, sind die ExpertInnen, sie sind diejenigen, die Rationalität verkörpern.“ (Bratić 2010: 189 f.)

¹⁸¹ Es geht hier ausschließlich um Hierarchien und Machtverhältnisse im Beratungssetting. Obwohl, wie bereits im letzten Kapitel festgestellt wurde, Helfen per se von einem Machtungleichgewicht zwischen zwei Personen ausgeht und ohne dieses gar nicht notwendig und möglich wäre, wird dieses Machtungleichgewicht in der Sozialen Arbeit häufig nicht thematisiert, da es nicht zum Selbstbild vieler Sozialarbeiter_innen passt, machtvoll zu sein.

diskutiert. Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist der Text von FeMigra, in dem sich die Aktivistinnen* an alle mehrheitsösterreichischen Mitarbeiter_innen, die in Migrant_innen-organisationen arbeiten, wenden und von ihnen fordern: „Tretet eure Arbeitsplätze an Migrant/innen ab. Eure Arbeitsplätze sollen adäquat durch Migrant/innen besetzt werden.“ (FeMigra 2004: 25) Diese, wenn auch umstrittene¹⁸², Forderung wurde nicht einmal in Ansätzen erfüllt. Die meisten Texte, auf die ich mich im Folgenden beziehe, wurden in den 1990er Jahren verfasst und meiner Wahrnehmung nach hat sich an den Teamzusammensetzungen seither nicht viel verändert. Da sowohl in Großbritannien als auch in den USA, sehr viel früher als im deutschsprachigen Raum versucht wurde, Schwarze und *andere* Minderheiten für die Arbeit im Sozialbereich zu gewinnen, arbeite ich auch mit Texten der britischen Autorin* Gail Lewis (1996a; 1996b), die die Kategorie des Erfahrungswissens als relevant betrachtet und in ihre Analysen miteinbezieht.

3.3.1 Die Essentialisierung als „Native informant“

Migrant_innen werden zwar, sowohl von Sozialvereinen als auch von Träger_innen von Ausbildungsstätten, motiviert, sich um Jobs oder Ausbildungsplätze zu bewerben, allerdings werden sie häufig auf ihre Funktion als sogenannte Sprach- und Kulturvermittler_innen reduziert.¹⁸³ Auch wenn sie fachspezifische Abschlüsse haben oder erwerben, werden sie oft weiterhin auf diese Rolle festgeschrieben.¹⁸⁴ (Lutz 1993: 487) Die Diskriminierung beginnt aber nicht erst im Arbeitsfeld Sozialer Arbeit sondern manifestiert sich schon in der Aus- und Weiterbildung. Im Ausland erworbene Ausbildungen werden meistens nicht anerkannt. María do Mar Castro Varela bezeichnet psychosoziale Ausbildungen deshalb als „regulierte Orte“ (Castro Varela 1998: 119), deren Zugänge für viele verschlossen bleiben. Zeitliche und finanzielle Ressourcen sind ebenso Voraussetzung für die Aufnahme wie Abschlusszeugnisse, Aufenthaltstitel und Staatsbürger_innenschaften sowie das Bestehen verschiedener Aufnahmerituale. (Ebd.) Gaitanides stellt fest, dass unterdurchschnittlich wenige Migrant_innen in psychosozialen Ausbildungsstätten studieren und Diskriminierungen als Ausbildungsinhalt und Querschnittsmaterie nicht genügend berücksichtigt werden. (Gaitanides 2004: 36) Migrantinnen*, die in Sozialeinrichtungen arbeiten, sind einem ungleich höheren Druck als Angehörige der Dominanzgesellschaft ausgesetzt, ihre Professionalität beweisen zu müssen. (Rommelspacher

¹⁸² In Kapitel 4 wird diese Kritik an identitätspolitischen Ansätzen weiter ausgeführt.

¹⁸³ Darauf wurde bereits in Kapitel 2 in der Kritik an Diversitätsdiskursen eingegangen.

¹⁸⁴ Wie die Analyse der Interviews in Kapitel 4 zeigen wird, gibt es je nach Institution und Team Unterschiede.

1998: 8) Sie müssen zeigen, „daß sie wirklich kompetent sind, genügend Wissen und Einfühlungsvermögen haben und nicht nur ‚Ihresgleichen‘ verstehen“¹⁸⁵ (ebd.). Helma Lutz schreibt, dass Migrantinnen* als Mitarbeiterinnen* in Sozialeinrichtungen häufig die Rolle der „Mediatorin zwischen den Kulturen“¹⁸⁶ zugeschrieben wird. (Lutz 1993: 485 ff.) Dementsprechend werden Migrantinnen* als Expertinnen* für „ihre“ community angesehen und sollen die Gruppe, der sie als zugehörig konstruiert werden, repräsentieren. (Ebd.: 487 ff.) Übersetzt werden sollen nicht nur Sprachen, sondern auch vermeintlich kulturelle Spezifika. (Lewis 1996b: 115) Dieses Bedürfnis nach „Gebrauchsanweisungen“ drückt Lewis folgendermaßen aus:

Such 'ethnic' social workers would provide a sort of in-house resource for white social workers, offering them an insight into the cultural background of their black clients, their life-styles, their norms and values, their use of words, the 'do's and don'ts' of relating to other cultures. (Manning zit. nach Lewis 1996b: 114)

Viele der von Lutz und Lewis befragten Migrantinnen* kämpfen mit diesen Zuschreibungen und fühlen sich im Team nicht gleichwertig behandelt. Einige geben an, dass sie sich auch von Migrantinnen*, die die Beratung aufsuchen, oft nicht als professionelle Helferinnen*, sondern mehr als Freund_innen wahrgenommen fühlen und sich die Wahrung der Privatsphäre als schwierig gestaltet. (Lutz 1993: 489) Stefan Gaitanides sieht die Ursache dafür in einer problematischen Aufgabenverteilung in Teams:

Die Zuständigkeit von MigrantInnen für ‚ihre‘ [sic!] Klientel ist eine Falle. Sie führt zu Überforderung und zu burn-out-Symptomen. Entscheidend für die Zuteilung von Aufgaben sollten die jeweiligen unterschiedlichen Kompetenzen und nicht die Herkunft sein. (Gaitanides 2004: 35)

Trotz allem kann es auch positiv bewertet werden, dass sich eine berufliche Nische für Migrantinnen* im Bereich der Sozialen Arbeit entwickelt hat und ihr Erfahrungswissen als Migrantin* mehr geschätzt wird.¹⁸⁷ (Erel 2003: 118) Problematisch wird dies dann, wenn essentialistische Zuschreibungen stattfinden. Gayatri Chakravorty Spivak hat für diese Form der ethnisierten Zuschreibungen auch den passenden Begriff des „native informant“ (Spivak 1999: 6ff.) geprägt. Sie entlehnt diesen Begriff aus der Ethnologie, in der der/die „native informant“ eine vermeintlich authentische Persönlichkeit, die Auskunft über die Lebensweisen von ihr/ihm und ihres/seinesgleichen geben kann, bezeichnet. (Ebd.: 6) Spivak kritisiert diese Zuschreibungen

¹⁸⁵ Wie Nivedita Prasad feststellt, trifft dies auch auf Pädagog_innen zu. (Prasad 1994: 41)

¹⁸⁶ Dieses Verständnis von angeblich grundverschiedenen Kulturen wurde bereits in Kapitel 2 als rassistisch entlarvt.

¹⁸⁷ Wie Umut Erel anhand von Interviews mit Migrantinnen* feststellt, spielen bezüglich der Jobchancen auch die Kategorie Klasse und das Soziale Kapital einer Person eine Rolle. Beispielsweise war eine von ihr interviewte Migrantin* in ihrem Herkunftsland in politischen Bewegungen aktiv und hatte dabei auch mit Sozialarbeiter_innen zu tun. (Erel 2003: 117) Durch diese Zusammenarbeit waren ihr Sprache und Habitus von Sozialarbeiter_innen vertraut, was ihr in Deutschland den Einstieg in das Arbeitsfeld erleichterte. (Ebd.: 116 ff.)

des Westens an (post)koloniale Subjekte. (Ebd.: 6 ff.) Wie Gutiérrez Rodríguez feststellt, erfolgen diese völlig unabhängig davon, welche Beziehung der oder die vermeintliche Informant_in zu ihrem/seinem Herkunftsland oder dem Land, das als solches vermutet wird, hat. (Gutiérrez Rodríguez 1999a: 91) Das Streben nach einer „authentischen Stimme“ (ebd.) verstellt den Blick auf andere Zugehörigkeiten und führt teilweise auch zu Selbstethnisierungen. (Ebd.) Lutz vertort die beschriebenen Aufgabenverteilungen in einem ethnisch segmentierten Arbeitsmarkt, in den sich auch Soziale Arbeit einfügt, indem Migrantinnen* spezielle Rollen zugewiesen werden. (Lutz 1993: 491) Es werden zwar auch von mehrheitsangehörigen Migrant_innenberater_innen zunehmend Sprachkompetenzen und sogenannte interkulturelle Kompetenzen¹⁸⁸ erwartet, umgekehrt ist es aber noch selten, dass Migrant_innen als Sozialarbeiter_innen Mehrheitsösterreicher_innen beraten. Ursula Wachendorfer bestätigt dies:

Schwarze Professionelle gelten als für Weiße nicht zuständig; Sie sollten sich doch viel eher um die Angehörigen ihrer ‚eigenen‘ Gruppe kümmern. Sie können nicht mit der Mehrheit arbeiten und sind allenfalls auf Grund ihres Minderheitenstatus ExpertInnen für Minderheiten. Gleichzeitig wird ihnen jedoch vielfach eine zu große Nähe zur ‚eigenen‘ Gruppe vorgeworfen, kulturelle Voreingenommenheit, zu parteilich – nicht objektiv. Ein scheinbar unauflösliches Dilemma für Schwarze Professionelle im psychosozialen Bereich, da ihre Professionalität grundsätzlich in Frage gestellt wird. (Wachendorfer 1998: 52)

Diese Rassismen in Teams zu thematisieren ist schwierig, wenn jene, die davon betroffen sind, in der Minderheit sind. (Lutz 1993: 489; Lewis 1996a: 51) Maureen Raburu beschreibt, welche Rassismen sie als einzige Schwarze Mitarbeiterin in einem Frauen*team erlebt hat und wie ihr von ihren Kolleginnen* „weiß gemacht“ (ebd.: 218) wurde, dass es ein inadäquates Verhalten war, sich gegen die Anstellung einer weiteren *weißen* Kollegin auszusprechen (Raburu 1998: 213 ff.). Die quantitative Überlegenheit von Angehörigen der Dominanzgesellschaft führt zur Tabuisierung von Rassismen in Teams und verstärkt das Narrativ der rassismusfreien Helfer_innen, das bereits in Kapitel 2 entlarvt wurde.

In einem Arbeitsbereich, in dem es ohnehin wenig Aufstiegschancen gibt, sind Migrantinnen* besonders selten in führenden Positionen.¹⁸⁹ (Lutz 1993: 488; Lewis 1996a: 51) Stefan Gaitanides betont, dass gleiche Karrierechancen ein Schlüsselmoment für eine wirkliche Öffnung von Teams darstellen müssen. (Gaitanides 2004: 35) Soll die Dominanzkultur infrage gestellt und Rassismuskritik institutionalisiert werden, genügt nicht eine interkulturelle Fortbildung¹⁹⁰

¹⁸⁸ Zur Kritik an Interkulturalitätskonzepten siehe Kapitel 2.

¹⁸⁹ Die Aktivistinnen* von FeMigra stellen dazu fest: „Einige von uns entscheiden sich für den sozialpädagogischen Bereich, da in diesem Feld mittlerweile zum Teil MigrantInnen nachgefragt werden. Jedoch bestimmen weiterhin Deutsche, welche Stelle an wen vergeben wird.“ (FeMigra 1994)

¹⁹⁰ Dass in diesen Fortbildungen zu sogenannter interkultureller Kompetenz häufig mit kulturalisierenden Zuschreibungen gearbeitet wird, wurde bereits in Kapitel 2 aufgezeigt. Eine Interviewpartnerin von Gail Lewis berichtet, dass sie einen Workshop zur Arbeit mit westafrikanischen Familien gemacht hat, der von einer *weißen* Frau*, die zweimal in Afrika war (!), geleitet wurde. Diese hätte paternalistische, essentialistische Dinge über die

oder die Anstellung einzelner Mitarbeiter_innen mit sogenanntem „Migrationshintergrund“. Es bräuchte umfassendere Veränderungen - sowohl auf institutionellen Ebenen als auch gesellschaftlich.

Ein weiteres Phänomen stellt dar, dass die Arbeitskraft von Migrantinnen* und insbesondere von Geflüchteten häufig für Bereiche angefragt wird, in denen ehrenamtliches Engagement erwartet wird und es überhaupt keine Bezahlung gibt.¹⁹¹ Es scheint die Annahme vorzuherrschen, dass Migrantinnen* aufgrund der eigenen Rassismuserfahrungen prädestiniert dafür sind, sich für die vermeintliche Integration und Verbesserung der Lebensbedingungen von Migrant_innen einzusetzen. Sara de Jong hat die Berichterstattung über das Wiener Projekt „Nachbarinnen“ analysiert und festgestellt, dass die migrantischen Mitarbeiterinnen* unterdurchschnittlich verdienen und sich das mediale Lob für das Projekt primär an die österreichischen Mitarbeiterinnen* richtet. (De Jong 2015) Auch die bereits beschriebenen Ethnisierungsprozesse wurden festgestellt. (Ebd.)

3.3.2 Anerkennung von Erfahrungswissen

Ebenso wie Frauen*quoten ein legitimes Interventionsinstrument gegen sexistische Machtgefüge in Betrieben, Vereinen und in parteipolitischen Kontexten sind, erscheint es angesichts rassistischer Normalzustände sinnvoll, über die Einführung von Migrantinnen*quoten in Sozialeinrichtungen zu diskutieren. (Vgl. Aktaş 1993: 59) Es gibt zwar, wie bereits festgestellt wurde, einen Konsens darüber, dass in Frauen*einrichtungen Frauen* von Frauen* beraten werden sollen¹⁹², aber die logische Schlussfolgerung, dass, wenn auf einen gemeinsamen Erfahrungshorizont Bezug wert gelegt wird, auch die Anstellung von mehr Migrantinnen* in Migrant_innenberatungsstellen die Folge sein müsste, wird meistens nicht gezogen. In den USA und in Großbritannien wurde die Anstellung von Minderheitsangehörigen im Sozialbereich schon viel früher als im deutschsprachigen Raum forciert. Dies hatte positive Auswirkungen in puncto Gleichstellung, hat es doch „schwarzen SozialarbeiterInnen ermöglicht, sich zusammenzuschließen, um die Sozialpolitik und -praxis

vermeintlich besonderen Eigenschaften westafrikanischer Familien geäußert wie: „They are so kind because they will even give you their food, even if they haven’t got much, they will give it to you.“ (Lewis 1996a: 46)

¹⁹¹ Da es ihnen nicht erlaubt ist, zu arbeiten und mit ehrenamtlichen Arbeiten der sogenannte „Integrationswille“ bewiesen werden kann (vgl. Baron u. a. 2015), sind Geflüchtete besonders häufig gezwungen, ohne adäquate Bezahlung zu arbeiten.

¹⁹² Dass dieser Konsens weitgehend aufrecht ist, zeigt auch die Analyse der Interviews in Kapitel 5. Für Bettina Zehetner ist dies aber zu hinterfragen, denn „die Differenzen zwischen Frauen können durchaus größer sein als die Differenz zwischen einer weiblichen Ratsuchenden und einem männlichen Berater“ (Zehetner 2012: 239).

im Hinblick auf Schwarze zu beeinflussen“ (Phoenix 1998: 31). Die Kämpfe von Schwarzen Frauen* in Großbritannien, als Sozialarbeiterinnen* eingestellt zu werden, waren und sind verbunden mit Kämpfen von Schwarzen für einen besseren Zugang zu Sozial- und Gesundheitsleistungen.¹⁹³ (Lewis 1996b: 109)

Der wesentliche Punkt ist für Gail Lewis, die Kategorie „Erfahrung“ in die Sozialen Arbeit einzuführen und zu etablieren. (Lewis 1996a: 24) Sie hat in Interviews mit Schwarzen Sozialarbeiterinnen*¹⁹⁴ nach deren „link between 'black women's experience' and social work as practice“ (ebd.: 29) gefragt und danach, welche Bedeutung sie ihrem eigenen Schwarzsein im Arbeitskontext geben würden. (Ebd.) Einige Interviewpartnerinnen* gaben an, selbst von Armut und Diskriminierung betroffen gewesen zu sein und deshalb eine höhere Empathiefähigkeit zu haben sowie mehr daran gewöhnt zu sein, gegen Ungleichbehandlungen zu kämpfen. (Ebd.: 30 f.) Sie vertraten die Ansicht, aufgrund politisch aktiver, starker Identifikationsfiguren, kämpferischer, politisierter zu sein und auf eine gemeinsame Geschichte der Bürger_innenrechtsbewegung zurückgreifen zu können. (Ebd.: 32 f.) Eine gewisse Bedeutung als mögliche „role models“ (ebd.: 40) ist unbezweifelt. Wie andere Black Feminists* kämpfen diese Sozialarbeiterinnen* mit der Frage, ob Sexismus oder Rassismus die dominantere Unterdrückungsform in ihrem Leben und im Leben ihrer Klientinnen* ist (ebd.: 38) und es zeigt sich wieder, dass deren Intersektion wesentlich für das „black women's experience“ (ebd.: 45) ist. Auch diese Sozialarbeiterinnen* sprechen darüber, dass sie sich weder zu *weißen* Frauen* noch zu Schwarzen Männern* zugehörig fühlen (ebd.: 42 ff.) und nehmen so, bewusst oder unbewusst, Bezug auf die Kritik von Black Feminists* an der Konkurrenzsetzung feministischer und antirassistischer Kämpfe (hooks 2015; Davis 1982). Die genannten Qualitäten, wie die Fähigkeit des Kämpfens um Gerechtigkeit, kämen aber nicht nur Schwarzen Klient_innen Sozialer Arbeit, sondern auch *Weiß* zugute. (Lewis 1996a: 35) Gail Lewis schlussfolgert, dass es für alle Klient_innen, unabhängig von deren Ethnie, ein Gewinn ist, wenn Schwarze Sozialarbeiterinnen* angestellt werden. (Ebd.) Ebenso wie Auslandserfahrungen von Angehörigen der Dominanzgesellschaft wertgeschätzt werden, sollten auch Erfahrungen von Migration, Flucht und Rassismus als Teil

¹⁹³ Diese Kämpfe waren allerdings auch von Ambivalenzen geprägt. Die in den 1980er Jahren gegründete Association of Black Social Workers and Allied Professionals (ABSWAP) begann den Kampf um „transracial adoption and fostering“ (Lewis 1996b: 116). Während Schwarze als Adoptiv- und Pflegeeltern kaum in Erwägung gezogen wurden, waren überdurchschnittlich viele Schwarze Kinder bei *weißen* Adoptiv- und Pflegeeltern. (Ebd.) ABSWAP setzte sich also gegen diese „transracial adoptions“ ein, reifizierte damit aber auch essentialistische Vorstellungen von *race*. Die Folge war, dass „same ‚race‘ Adoptions mit der rassifizierenden Begründung ‚black needs' could only be met by black providers“ (Ebd.: 117 f.) forciert wurden. So wurde zwar in gewissem Sinne eine Gleichstellung erreicht, aber eine Essentialisierung und Reifizierung der Kategorie *race* ging damit einher.

¹⁹⁴ Den Begriff „Schwarz“ verwendet Gail Lewis für alle als nicht-*weiß* konstruierten Frauen*. Es wurden von ihr beispielsweise auch südasiatische Frauen*, die im Sozialbereich tätig waren, befragt. (Lewis 1996b: 116)

beruflicher Kompetenz anerkannt werden. (Vgl. Ebd.: 40) Ähnliche Erfahrungshorizonte können den Beziehungsaufbau leichter machen. In Situationen, in denen es um Erfahrungen von Rassismen und Antisemitismus geht, können nicht mehrheitsangehörige Berater_innen einen Vertrauensvorsprung in der Arbeit mit marginalisierten Gruppen haben. Dieser Meinung ist auch Lea Czollek, die feststellt, dass es für Opfer der Shoa enorm wichtig ist, wer ihnen als Berater_in gegenübersteht. (Czollek 1998: 39 ff.) *Weißsein* kann zu sehr mit Dominanz- und Gewalterfahrungen konnotiert sein.

Die von Lewis befragten Sozialarbeiterinnen* betonen, wie aufgezeigt, ihre beruflichen Kompetenzen durch den gemeinsamen Erfahrungshorizont aufgrund ihrer sogenannten Ethnie und der Zugehörigkeitsgefühle zu bestimmten Communities¹⁹⁵. (Lewis 1996a: 38) Diese Bezugnahme kann auch als essentialistisch gelesen werden. Für Lewis handelt es sich im Falle ihrer Interviewpartnerinnen* aber um eine logische Konsequenz dessen, dass Schwarze Sozialarbeiterinnen* häufig einem besonderen Druck ausgesetzt sind, darlegen müssten, warum sie gut geeignet wären, ihre Arbeit zu machen und permanent als ethnisierte Individuen angerufen werden. (Ebd.: 52) Auch Helma Lutz sieht diese Argumentationslinie als Reaktion auf rassistische Denkmuster seitens der Mehrheitsgesellschaft.

In other words, an ethnicity is only then a resource, if the ethnic group is perceived as such by policy-makers. The whole area of ethnic social workers would disappear as soon as government policies would not define an ethnic group as a problem category any longer. (Lutz 1991: 491)

Lutz zeigt damit pointiert auf, wie die Anrufung als „native informant“ mit der Konstruktion einer vermeintlichen ethnischen Gruppe als Problemgruppe einhergeht. (Ebd.) Mit der Forderung einer Aufwertung des Erfahrungswissens¹⁹⁶ kann der Fokus weg von ethnischen Zugehörigkeiten gerückt werden:

It is clear then, that the idea of a 'black women's experience', rooted in historical and contemporary relations, acts as a powerful discourse through which the benefits to social work are constructed. It shifts away from any simple idea of ethnic matching between client and social worker as being the way to deal with the requirements of operating within multi-ethnic populations. (Lewis 1996a: 34)

Diese Betrachtungsweise wird der Komplexität des Themas am ehesten gerecht. So lassen sich Essentialismen vermeiden, ohne in einen platten Egalitarismus zu verfallen und ohne Diskriminierungen von Menschengruppen unsichtbar zu machen.

¹⁹⁵ Gail Lewis stellt auch fest, dass es immer zu Essentialisierungen kommt, wenn eine sogenannte migrantische „community“ diskursiv hergestellt wird. (Lewis 1996a: 44)

¹⁹⁶ Auch FeMigra beziehen sich darauf mit ihrer Forderung nach der „Anerkennung der Erfahrungen von Migrant/innen in Diskriminierungssituationen als Qualifikation“ (FeMigra 2004: 25).

3.3.3 Plädoyer für eine Öffnung der Teams

Das Thema der transkulturellen¹⁹⁷ Öffnung von Teams ist von hoher Aktualität. (Gaitanides 2004) Wie bereits ausgeführt wurde, befürchten viele Migrant_innen berechtigterweise Stigmatisierungen und haben eine damit einhergehende „Behörden- und Institutionenangst (einschließlich der Angst vor ausländer[sic!]rechtlichen Folgen“ (ebd.: 34), die sie in vielen Fällen daran hindert, sozialarbeiterische Hilfe aufzusuchen. Dies kann wiederum strukturelle Benachteiligungen verstärken, wenn ihnen beispielsweise Informationen über bestimmte Hilfen nicht zugänglich sind. Einige Zugangshürden könnten durch die Anstellung von mehr Migrant_innen in der Sozialen Arbeit abgebaut werden. Gleichzeitig ist es, solange Migrant_innen in Beratungsteams eine Minderheit darstellen, wichtig, dass Migrant_innen sich selbst organisieren und eigene Vereine und Beratungsstellen gründen.¹⁹⁸ Die Entscheidung von Migrantinnen*selbstorganisationen, Migrantinnen* bevorzugt in Anstellungsverhältnisse aufzunehmen, kann zudem als antirassistische Intervention in einen rassistisch segmentierten Arbeitsmarkt, in dem Migrant_innen primär Hilfsarbeiten zugewiesen werden und erworbene Bildungsabschlüsse aus anderen Ländern keine Anerkennung finden, gewertet werden. Auf repräsentationsspezifischer Ebene wird damit vermittelt, dass Migrantinnen* Spezialistinnen* für migrationspezifische Probleme und Fragen sind. Rassistisch Diskriminierte fühlen sich in der Regel in migrantischen Einrichtungen wohler als in primär *weißen* Räumen. (Vgl. Czollek 1998: 39 ff.) Migrantinnen*selbstorganisationen schließen zudem eine wichtige Lücke in der österreichischen Soziallandschaft, denn viele herkömmliche Beratungsstellen in Österreich werden von christlichen Trägervereinen betrieben. Obwohl fraglich ist, dass Mehrheitsösterreicher_innen eine muslimische Beratungsstelle aufsuchen würden, wird vorausgesetzt, dass sich Flüchtlinge und Migrant_innen den Berater_innen einer christlichen Stelle anvertrauen. Dass dieses Christlichsein¹⁹⁹ nicht nur sexistisch, sondern auch „antijüdisch und rassistisch“ (ebd.: 45)²⁰⁰ ist, wird verschwiegen.

„Es ist ein Privileg, den Standpunkt einer anderen [sic!] ‚vergessen/übersehen‘ zu könne.“ (Raburu 1998: 219) Durch die Anstellung von mehr Migrantinnen* in der Sozialen Arbeit könnten

¹⁹⁷ Ich verwende diesen Begriff hier in Abgrenzung zu hegemonialen Diversitäts- und Interkulturalitätsdiskursen (siehe Kapitel 2).

¹⁹⁸ Dies trifft ebenso auf Lesben, Frauen* mit disability, Queers, Transpersonen und *Andere*, die in der hegemonialen Sozialen Arbeit ansonsten unterrepräsentiert sind, zu.

¹⁹⁹ Der eurozentrische Blick, der Europa als aufgeklärt sieht, und darauf fokussiert, dass das Christentum im Alltagsleben in Österreich und Deutschland zunehmend eine Nebenrolle spielt, blendet aus, dass Kreuze in Gerichtssälen und Bildungseinrichtungen nach wie vor fixe Einrichtungsgegenstände sind.

²⁰⁰ Czollek fragt sich: „Was ist das eigentlich für eine intellektuelle und emotionale Leistung, nicht wahrzunehmen, wie sehr diese Gesellschaft in ihren Werten und in ihren sozialen, intellektuellen und emotionalen Strukturen christlich und damit auch antijüdisch und rassistisch geprägt ist?“ (Czollek 1998: 45)

diese blinden Flecken sicherlich reduziert werden. Es geht bei der Forderung, mehr Migrantinnen* im Sozialbereich anzustellen, nicht um eine Romantisierung von migrantischen Subjekten. Auch diese sind, beispielsweise, nicht frei von Rassismen. Es geht darum, Ungleichbehandlungen nicht unsichtbar zu machen, sondern Diskriminierungen, die den Lebensalltag bestimmter Gruppen prägen, zu thematisieren, skandalisieren und dagegen zu kämpfen. Dies ist nur möglich, wenn eben jene Subjekte, die mehr Diskriminierung erfahren, auch in der Sozialen Arbeit tätig sind.

Im kommenden Kapitel soll unter Bezugnahme auf Konzepte der Reflexivität und postmoderne Identitätskonstruktionen reflektiert werden, wie im Kontext der Migrantinnen*beratung mit unterschiedlichen Identitätszuschreibungen konstruktiv umgegangen werden kann.

4 Das Berufliche ist politisch.

Möglichkeiten des Umgangs mit Differenz in der Migrantinnen*beratung

In den letzten beiden Kapiteln wurde Kritik an Rassismen und Sexismen im Arbeitsfeld der Sozialen Arbeit geübt. Nun sollen rassismuskritische Zugänge zu Identitäts- und Kulturbegriffen und daraus resultierende Handlungsmöglichkeiten aufgezeigt werden. Zentral dabei ist ein politisches Verständnis von Sozialer Arbeit.

Das vorliegende Kapitel beginnt mit einem kurzen Überblick über verschiedene Zugänge zum Begriff der Kultur in der Geschichte der Sozialen Arbeit mit Migrant_innen. Dann werden Formen der Solidarisierung und Bündnisbildungen diskutiert und erneut wird Bezug auf die Geschichte der Frauen*bewegungen genommen. Zuerst stehen identitätspolitische Ansätze und deren Möglichkeiten und Grenzen im Zentrum des Interesses, im Anschluss daran folgt eine Darstellung postmoderner Zugänge zu Identität. Ein weiteres Unterkapitel ist dem Thema „Reflexivität“ gewidmet, da diese als Basis für eine kritische Grundhaltung vorausgesetzt wird. Abschließend soll dargestellt werden, welche Parallelen es zwischen feministischem und anti-rassistischem/rassismuskritischem²⁰¹ Arbeiten gibt und wie diese Ansätze in der Sozialen Arbeit angewendet werden können.

²⁰¹ Leiprecht und seine Kolleg_innen bevorzugen den Begriff der Rassismuskritik gegenüber jenem des Antirassismus. (Leiprecht u. a. 2009: 10) Da ich mich sowohl auf ältere, antirassistische Ansätze als auch auf neuere

4.1 Von der „Ausländer“sozialarbeit zur Migrationssozialarbeit: Zugänge zum Kulturbegriff in der Sozialen Arbeit

Wie Nausikaa Schirilla im geschichtlichen Überblick ihres Buches „Migration und Flucht. Orientierungswissen für die Soziale Arbeit“²⁰² feststellt, haben in der Sozialen Arbeit seit deren Anfängen sowohl Binnen- als auch länderübergreifende Migration eine Rolle gespielt. (Schirilla 2016: 82) Damit gingen häufig Ausschlüsse von Migrant_innen einher, da diese von bestimmten Hilfeleistungen ausgeschlossen wurden.²⁰³ (Ebd.: 83) Heutzutage zeigen sich die Ungleichbehandlungen von Migrantinnen* am deutlichsten an restriktiven Migrations- und Asylgesetzgebungen. Trotzdem oder gerade deshalb wurden und werden, immer wieder in der Geschichte der Sozialen Arbeit, spezielle Angebote für Migrant_innen geschaffen. Im Folgenden wird auf diese Entwicklungen im deutschsprachigen Raum, seit der sogenannten Arbeitsmigration nach 1945, eingegangen und aufgezeigt, wie sich der Kulturbegriff in der Sozialen Arbeit verändert hat.

Nach dem Krieg wurden in Deutschland und Österreich sogenannte Gastarbeiter_innen aus dem Ausland angeworben. Infolge entstanden seit Ende der 1950er Jahre Beratungsstellen für sogenannte „Ausländer_innen“, die ihr Angebot primär an jene Menschen, die im Zuge der Anwerbung als Arbeitskräfte gekommen waren, richteten. (Ebd.: 84 f.) In Deutschland erfolgte die Einteilung der Zielgruppen anfangs nach Nationalitäten. (Ebd.: 85) So gab es beispielsweise einen Sozialdienst für Italiener_innen, einen anderen für Griech_innen und so weiter. (Ebd.) Dieser „nationalitäten-spezifische[...] und muttersprachliche[...] Ansatz“ (ebd.) beinhaltete eine enge Zusammenarbeit mit Migrant_innengruppen der jeweiligen Herkunftsländer. (Ebd.:

Ansätze, die unter „Rassismuskritik“ zusammengefasst werden, beziehe, verwende ich in dieser Arbeit beide Begrifflichkeiten. Charakteristisch für den Begriff der Rassismuskritik ist, dass er die Annahme impliziert, dass es nicht möglich sei, nicht rassistisch zu sein, dass Rassismus aber mit Kritik begegnet werden kann und soll. Mecheril und Melter beschreiben ihren Zugang so: „Wenn wir Rassismuskritik als die Kunst verstehen können, sich nicht dermaßen von rassistischen Handlungs-, Erfahrungs- und Denkformen regieren zu lassen, dann heißt dies auch, dass rassistische Formen alle Gesellschaftsmitglieder, gleichwohl in sehr unterschiedlicher Weise, beeinflussen, führen, leiten und regieren. Rassismus betrifft alle, wenn auch in unterschiedlicher Weise.“ (Mecheril/Melter 2009: 14)

²⁰² Die Autorin* bezieht sich darin zwar auf Deutschland (Schirilla 2016), die Entwicklungen in Österreich verliefen im Bereich der Sozialarbeit mit Migrant_innen aber ähnlich. Außerdem ist nicht eine länderspezifische Auswertung das primäre Ziel dieses Abrisses, sondern das Aufzeigen verschiedener Zugänge zum Kulturbegriff.

²⁰³ Ein bekanntes, historisches Beispiel dafür ist, dass Irinnen*Iren*, die im Zuge der Hungersnot in Irland Mitte des 19. Jahrhunderts nach England migrierten, dort Sozialleistungen vorenthalten wurden. (Schirilla 2016: 83)

86). Von diesem Konzept der Einteilung nach Nationalitäten wurde seit den 1980er Jahren abgewichen und es entstanden, sowohl in Deutschland als auch in Österreich²⁰⁴, Beratungsstellen für Migrant_innen, unabhängig von deren Herkunftsländern. (Ebd.) Nun stand die Professionalisierung der Sozialen Arbeit im Vordergrund. (Ebd.: 88) Am Begriff der „Ausländerberatung“ wurde aber weitgehend festgehalten. (Vgl. Bratić 2010: 220) In den 1990er Jahren kam es durch den Fokus auf Konzepte der Interkulturalität zu einem Paradigmenwechsel. Während zuvor die vermeintlichen Defizite von Migrant_innen im Vordergrund standen, wurde bei Ansätzen der Interkulturellen Pädagogik und Sozialarbeit der Fokus auf das gegenseitige Verstehen und den interkulturellen Dialog gesetzt. (Mecheril 2010b: 61) Dass derartige Ansätze abermals durch die Vorstellung einer angeblichen Verschiedenheit der „Kulturen“ geprägt sind und dies Differenzen letztlich wieder verstärkt, wurde bereits in Kapitel 2.2.1.1 problematisiert. Aus Unzufriedenheit mit diesen Ansätzen entwickelten Paul Mecheril, María do Mar Castro Varela, İnci Dirim, Annita Kalpaka und Claus Melter den Zugang der Migrationspädagogik. (Mecheril u. a. 2010) Dieser ist gekennzeichnet durch einen kritischen Blick auf Machtverhältnisse in der Migrationsgesellschaft und auf Prozesse des *Otherings* sowie dem Anspruch des rassismuskritischen Arbeitens. (Mecheril 2010a: 19) Auch wenn sich, in Anlehnung daran, der Begriff der Migrationssozialarbeit (noch) nicht durchgesetzt hat, bietet die Migrationspädagogik mit den oben genannten Schwerpunktsetzungen wichtige Implikationen für die Soziale Arbeit.

Möglichkeiten eines reflexiven Kulturbegriffs

Wichtig ist die Feststellung, dass es sich bei den vorgestellten Ansätzen und ihren Äquivalenten in der Pädagogik nicht um eine lineare, chronologische Entwicklung handelt, sondern die verschiedenen Herangehensweisen auch heute noch nebeneinander bestehen. (Mecheril 2010b: 60) Mitarbeiter_innen des DGB²⁰⁵-Bildungswerks Thüringen plädieren „für eine Synthese antirassistischer und interkultureller Bildungsarbeit“, da sie diese beiden Ansätze nicht als Gegensatz verstehen.²⁰⁶ (DGB-Bildungswerk Thüringen e. V. 2008: 15) Sie lehnen es ab, Menschen „auf ihre ‚Herkunftskultur‘ fest[zu]legen“ (ebd.), wollen aber auch nicht „die Lebenswirklichkeiten

²⁰⁴ In Österreich wurden in den 1980er Jahren, unter SPÖ Sozialminister Alfred Dallinger, bundesweit „Ausländerberatungsstellen“ installiert. (Bratić 2010: 220)

²⁰⁵ DGB = Deutscher Gewerkschaftsbund

²⁰⁶ Im Detail bedeutet dies: Sie lehnen hegemoniale Zugänge zu Interkulturalität, wie sie in Kompetenztrainings vermittelt wird, ab (DGB-Bildungswerk Thüringen e. V. 2008: 16) und argumentieren für ein Verständnis interkultureller Zugänge im Sinne dessen, „Menschen, ihre Lebenswirklichkeit und ihre Interpretationen zum Ausgangspunkt von Lernprozessen zu machen.“ (Ebd.)

und die verschiedensten sozialen Zugehörigkeiten der Einzelnen ignorieren“ (ebd.). Sie arbeiten dabei mit einem breiten Kulturbegriff:

Kulturen sind gemeinsame, keineswegs nur herkunftskulturelle Lebenswirklichkeiten von Menschen. Ausschlaggebend dafür können sein: eine gemeinsame Geschichte, eine gemeinsame gesellschaftliche Lage oder geteilte persönliche Prioritäten. Jeder Mensch gehört nach unserem Verständnis zahlreichen Kulturen an, kann in sie neu eintreten oder sie aufgeben. (Ebd.: 18)

Diesem Verständnis nach umfasst der Kulturbegriff auch Subkulturen, in denen sich die meisten Menschen, zumindest in gewissen Lebensabschnitten, bewegen. (Sub)Kulturelle Zugehörigkeiten werden so nicht biologistisch, sondern sozialisationsspezifisch betrachtet. Auf ähnliche Weise plädiert Paul Mecheril für eine deskriptive und nicht normative Verwendung des Kulturbegriffs. (Mecheril 1998: 288) Er präzisiert:

„Kultur“ kann allgemein verstanden werden als Lebensform einer Menschengruppe, die auf die Lebensstile der Gruppenmitglieder einwirkt. In dieser Auffassung kann der Ausdruck Kultur benutzt werden, um das Verhältnis und die Dynamik von Lebensform und Lebensstil auf der Ebene von Familien, Cliquen, Milieus, Klassen, Ethnien, Nationen und supranationalen Gebilden zu untersuchen. (Ebd.)

Dieser Kulturbegriff wird somit nicht nur auf jene angewandt, die in rassistischen Logiken als *Anders* konstruiert werden.²⁰⁷ Diese Zugänge können hilfreich sein, um in der Sozialen Arbeit Unterschiede zwischen Menschen zu benennen, ohne auf rassistische und kulturalisierende Erklärungsmodelle für soziale Probleme zurückzugreifen.²⁰⁸

4.2 Identitätspolitische und postmoderne Bündnismöglichkeiten

In Kapitel 3 zur Geschichte der Frauen*bewegungen und ihrer Ausschlüsse wurde aufgezeigt, dass es unterschiedliche Bündnismöglichkeiten in politischen Bewegungen gab und gibt. Das Civil Rights Movement oder die Frauen*bewegungen bauten auf die geteilte Identität als Schwarze beziehungsweise weibliche* Menschen auf und führten von diesem Standpunkt aus ihre politischen Kämpfe. Daneben gab es immer wieder Bündnisse, die kein geteiltes Identi-

²⁰⁷ Unter Bezugnahme auf die Cultural Studies arbeiten Mecheril und Kalpaka auch mit einem Verständnis von Kultur „als alltägliche, sozial-symbolische Praxis [...], als Art und Weise, in der sich Individuen unter spezifischen gesellschaftlichen Bedingungen ihre Lebensbedingungen symbolisch aneignen und dem eigenen Leben einen Sinn geben“ (Kalpaka/Mecheril 2010: 96).

²⁰⁸ Offen bleibt dennoch die Frage, ob es nach aller fragwürdigen, hegemonialen Verwendung des Kulturbegriffs (siehe Kapitel 2), beispielsweise in Medien, noch möglich ist, den Terminus „Kultur“ zu verwenden, ohne dass dabei rassistische Deutungen mitschwingen. (Vgl. Balibar 1998)

tätsmerkmal als Ausgangspunkt nahmen. Dies war und ist beispielsweise der Fall, wenn Männer* feministische Forderungen unterstützen oder Schwarze und Nicht-Schwarze gemeinsam gegen Rassismen eintreten. Beide Bündnisformen existieren bis heute und postmoderne Ansätze mit ihrer Annahme der Konstruiertheit und Brüchigkeit von Identität haben dazu beigetragen, Identitätskonzepte und, davon ausgehend, politische Praxen neu zu denken. (Vgl. hooks 1996)

Kein Bündnis ist frei von Widersprüchen. Frauen*bewegte Zusammenhänge sind ein gutes Beispiel dafür, dass das Teilen eines Identitätsmerkmals nicht zwangsläufig mit ähnlichen Lebens- und Unterdrückungserfahrungen einhergeht. Es setzte sich im Zuge der sogenannten Zweiten Frauen*bewegung die Erkenntnis durch, dass das Konzept von Sisterhood, im Sinne der Vorstellung einer globalen Schwesterlichkeit zwischen allen Frauen* aufgrund einer geteilten Unterdrückungserfahrung, den unterschiedlichen Lebenssituationen von Frauen* und den Hierarchien, die zwischen ihnen bestehen, nicht gerecht wurde. (Vgl. Mohanty 1988: 77) Chandra Talpade Mohanty stellt in ihrem Text „Under Western Eyes“, in dem sie koloniale Diskurse in feministischen Zusammenhängen aufzeigt, fest: „Beyond sisterhood there is still racism, colonialism and imperialism!“ (Mohanty 1988: 77) Postkoloniale Feministinnen* sind sich darüber einig, dass die Annahme einer universalen Unterdrückung *aller* Frauen* problematisch ist, da Frauen* in unterschiedlicher Weise davon betroffen sind. (Castro Varela/Dhawan 2005: 59)

Diese Kritiken führten zu einer Auseinandersetzung mit Rassismen in frauen*bewegten Zusammenhängen und der Suche nach neuen Solidarisierungen. (Vgl. Mohanty 2003) In diesem Unterkapitel liegt der Fokus nun auf unterschiedlichen Bündnispolitiken. Da sich auch im Kontext des Beratungssettings in der Migrantinnen*beratung jeweils zwei Frauen* gegenüber sitzen, zwischen denen verschiedenste Differenzlinien wirkmächtig werden, bieten diese Konzepte auch Implikationen für Sozialarbeiterinnen* im Berufsfeld der Migrantinnen*beratung.

4.2.1 Identitätspolitische Zugänge

Identitätspolitische Ansätze gehen davon aus, „daß der Mensch nur als Subjekt zu einer Stimme kommt“ (hooks: 1996: 48) und nur durch Bezugnahme auf gewisse Eigenschaften, die als identitätsbildend betrachtet werden, politisch handlungsfähig wird. Castro Varela führt aus:

Hervorgegangen aus einer Bewegung von Migrantinnen, Schwarzen und jüdischen Frauen am Ende der 1980er Jahre, inspiriert durch vergleichbare soziale Bewegungen vor allem in den Vereinigten Staaten in den 1960er und 1970er Jahren, vertreten heute einige politisierte Migrant_innen und People of Color, erneut – oder nach wie vor – eine klassische Identitätspolitik.

Diese erhofft sich insbesondere über die Instrumente ‚Quotierung‘ und ‚Selbstrepräsentation‘ mehr soziale Gerechtigkeit. (Castro Varela 2010: 253 f.)

Wenn beispielsweise FeMigra für sich die Identität der Migrantin* in Anspruch nehmen und fordern, dass Mehrheitsangehörige, die in Migrantinnen*organisationen arbeiten, ihre Arbeitsplätze an Migrantinnen* abgeben sollen (FeMigra 2004: 25), so stellen sie die Identität der Mehrheitsangehörigen* jener der Migrantin* binär gegenüber. Bei den Forderungen nach Quotenregelungen passiert dies ebenso mit den binären Identitäten Mann* und Frau*. Identitätspolitische Zusammenhänge ermöglichen von Diskriminierung Betroffenen, sich zu organisieren, auf ihre Diskriminierung aufmerksam machen und dagegen zu kämpfen. Solange es aufgrund identitärer Zuschreibungen Diskriminierungen gibt, ist es legitim, Bezug auf diese Kategorien zu nehmen. (Vgl. Zehetner 2012: 209 f.)

Auch für die Sozialarbeit liefern identitätspolitische Konzepte diskutierenswerte Überlegungen. In Kapitel 3.3 „Die Anderen in psychosozialen Teams“ wurde bereits aufgezeigt, wie wichtig es ist, dass eine Beratungsstelle nicht ausschließlich von Mehrheitsangehörigen getragen wird, da dies zu Ausschlussmechanismen führt. Erfahrungen mit Quotenregelungen gibt es auch im Sozialbereich. Birgit Rommelspacher berichtet über das Frauen- und Mädchenprojekt „Wildwasser“ (Rommelspacher 2008), Gülşen Aktaş über das „Zweite Berliner Frauenhaus“. (Aktaş 1993: 60; Vgl. Ayim 2012: 63 f.) In beiden Projekten wurde es zum Ziel erklärt, dass mindestens 50% der Mitarbeiterinnen* Migrantinnen* sein sollten (Aktaş 1993: 60, Rommelspacher 2008: 27) und in beiden Projekten wurde dies als bereichernd für die Arbeit erlebt. (Ebd.) Auch Nivedita Prasads Aussage, dass wenn keine Männer* mit Frauen* arbeiten können, auch nur People of Color antirassistische Arbeit machen könnten, folgt dieser Logik. (Prasad 1994: 32)

Andererseits spielen Identitätspolitiken mit Zuschreibungen von Authentizität, Homogenität, Echtheit und Naturgegebenheit, die die Gefahr des Essentialismus bergen. Es wird dabei Bezug genommen „auf ein gemeinsames, unveränderliches, etwa durch Race- oder Geschlechterzugehörigkeit verbürgtes Wesen“ (Hajek/Kinzel 2008). Die Gefahr dieser Ansätze liege laut Hajek und Kinzel darin, dass dieses Wesen dadurch „naturalisiert“ (ebd.) wird. Postkoloniale Theoretiker_innen argumentieren dagegen folgendermaßen:

Die Vorstellung des Verwurzelt-Seins greift schließlich notwendigerweise auf eine Idee von Reinheit und Originalität zurück – eine Idee, die Identität in essentialistische Container einschließt und die Fluidität derselben nicht zu sehen gewillt ist. Die Tendenz in postkolonialen Widerstandsgruppen, fundamentalistische Konzeptionen nicht-westlicher Identitäten zu bevorzugen, ist für Spivak nichts weiter als eine nostalgische Chimäre von ‚authentischen Dritte-Welt-Subjekten‘, die sowohl einem antikolonialen Nationalismus als auch einem ‚wohlwollenden‘ Westen zugutekommt. (Castro Varela/Dhawan 2015: 178)

Essentialistische Zuschreibungen im Sinne einer Romantisierung migrantischer Subjekte sind nicht antirassistisch, sondern fördern bestimmte Rassismen. Nicht nur in der Sozialen Arbeit, sondern auch in politischen und medial geführten Debatten werden Meinungen von Migrant_innen zu bestimmten Themen oft als „authentische Stimmen“ (Neuhold/Scheibelhofer 2010: 181) interpretiert. Dabei werden in der Regel „die konservativsten Werte von Minderheiten als die authentischsten“ (Klammer 2013: 38) betrachtet.

4.2.2 Postmoderne Theorien als eine Möglichkeit des Zugangs zu Identität

Postmoderne Politiken implizieren ein Hinterfragen der Gegebenheit von Identität und Kultur. Im Folgenden möchte ich postmoderne Zugänge zu Identität und damit einhergehende Bündnismöglichkeiten vorstellen. Primär nehme ich dabei Bezug auf bell hooks Text „Postmodernes Schwarzsein“ (hooks 1996) und später auf Spivaks und Butlers Ausführungen zu postmodernen Bündnispolitiken (Spivak 1993; Butler 1991).

In Kapitel 2.3 wurde bereits auf dekonstruktivistische Zugänge zur Kategorie *Geschlecht* Bezug genommen. Butler wirft dem Feminismus, der für verschiedenste Unterdrückungsformen alleine den Phallogozentrismus verantwortlich macht, einen kolonialen Habitus vor (Butler 1991: 33) und kritisiert, dass von einer „bruchlose[n] Kategorie“ (ebd.: 20) Frau²⁰⁹ ausgegangen wird. Dieser „Versuch, den Feind in einer einzigen Gestalt zu identifizieren“ (ebd.: 33), lasse laut Butler zu, dass „Rassen- und Klassenprivilegien“ (ebd.: 34) unmarkiert bleiben. Sie kritisiert, dass von einem einheitlichen Subjekt Frau ausgegangen wird: „Es wäre falsch, von vorneherein anzunehmen, daß es eine Kategorie Frau(en) gibt, die einfach mit verschiedenen Bestandteilen wie Bestimmungen der Rasse, Klasse, Alter, Ethnie und Sexualität gefüllt werden muß, um vervollständigt zu werden.“ (Ebd.: 35) Spivak bezeichnet Begriffe wie „Frau*“ und „Arbeiter_in“ als „masterwords“ (Spivak 1990: 104), die es auf dekonstruktivistische Art zu hinterfragen gelte. (Ebd.) Sie führt aus:

A deconstructive awareness would insistently be aware that the masterwords are catachreses... that there are no literal referents, there are no ‘true’ examples of the ‘true worker’, the ‘true’ examples of the ‘true worker’, the ‘true woman’, the ‘true proletarian’ who would actually stand for the ideals in terms of which you’ve mobilized. (Ebd.)

Sowohl Butler als auch Spivak sprechen sich so, jede auf ihre Art, gegen eine Romantisierung und damit einhergehende Homogenisierung von Subjekten aus.

²⁰⁹ Es entfällt der Asterisk (*), da sich die Kritik eben auf die Annahme eines essentialistischen Subjektes „Frau“ bezieht.

Queer Theory bietet Ideen und Anknüpfungspunkte für Kämpfe gegen verschiedene Formen von Diskriminierung, weil sie „die grundlegende Infragestellung von geschlossenen Identitäten und binären Denkstrukturen“ (Zehetner 2012: 216) zum zentralen Politikum macht. Die Potentiale von Queer Theorie für Rassismuskritik²¹⁰ und postkoloniale Kritik bestehen darin, Kategorien zu dekonstruieren. Das heißt, den Fokus auf ihre Entstehungsbedingungen zu legen. Vermeintlich naturgegebene Unterschiede, sei es beispielsweise in Bezug auf *Geschlecht* oder *race*, werden auf ihr gesellschaftliches Gewordensein hin untersucht und hinterfragt.²¹¹

Allerdings gibt es auch berechtigte Kritik an Butlers Verständnis von Dekonstruktion. Encarnación Gutiérrez Rodríguez wendet ein, dass Subjekte nicht ausschließlich diskursiv und performativ hergestellt werden:

Performativität als Ausdruck von Tun und Sein mittels Sprache erfaßt meiner Meinung nach zwar eine wesentliche Struktur von Gesellschaft. Dieses Konzept läuft jedoch Gefahr, herrschaftsrelativierend zu wirken, wenn es nicht in Verbindung mit sozialen Verhältnissen und ihrer institutionellen Ausformung gebracht wird, zum Beispiel wenn Gebilde wie der Nationalstaat mit seinen konstituierenden Anrufungs- und Regulierungspraktiken außer Acht gelassen werden. Weder erfahren alle konstruierten Subjekte mittels der Anrufung in gleicher Weise eine Differenzierung und Hierarchisierung, noch sind alle Akteure im Feld der Diskurse den gleichen Ausgrenzungs- und Unterwerfungserfahrungen, kurz, den gleichen strukturellen Gewaltformen auf gleiche Weise ausgesetzt. (Gutiérrez Rodríguez 1999b²¹²)

Die strukturelle Unterdrückung von Menschengruppen bedarf der Kombination einer dekonstruktivistischen und materialistischen Analyse²¹³ ebenso wie der Verknüpfung identitätspolitischer und postmoderner Politiken. bell hooks hat als Schwarze Feministin* und Aktivistin* Erfahrungen mit identitätspolitischen Zugängen, verteidigt aber auch postmoderne Ansätze. Sie versteht, dass die postmoderne²¹⁴ „Kritik am Konzept der Identität“ (hooks 1996: 48) durchaus irritierend und bedrohlich sein kann, wenn es darum geht, dass eine Gruppe von Unterdrückten Gehör finden will. Sie schreibt: „Mich überrascht es nicht, wenn Schwarze auf die Kritik des Essentialismus, besonders wenn sie die Richtigkeit der Identitätspolitik bestreitet, mit den Worten reagieren: ‚Klar, Identität aufgeben ist ganz leicht – wenn man eine hat.‘“ (Ebd.) Allerdings

²¹⁰ Kritisch anzumerken ist hierbei allerdings, dass selbstverständlich auch Queer-Theory Ausschlüsse reproduziert, beispielsweise indem der Hauptfokus auf die Kategorie des sexuellen Begehrens gelegt wird. Auch in queer-feministischen Räumen werden Rassismen, Ableismen und Klassismen reproduziert. Dies veranlasste Judith Butler, beim Berliner Christopher Street Day (CSD) 1990 den Zivilcourage-Preis abzulehnen. (Ludwig 2010) Der Vorwurf gegenüber den Organisator_innen lautete, „dass die CSD-Parade ein kommerzieller Event sei und eine zunehmend unpolitische Haltung an den Tag lege.“ (Ebd.)

²¹¹ Für die Kategorie Geschlecht wurde dies bereits in Kapitel 2 unter Bezugnahme auf Butler (1991) und soziologische Ansätze des „doing gender“ (West/Zimmerman 1987) festgestellt.

²¹² Das Zitat ist unter Punkt 12 zu finden.

²¹³ Das spricht für den Zugang zu postkolonialer Kritik von Spivak, die für ihre Theorie und Praxis auf verschiedenste Schulen von Feminismus, Marxismus und Dekonstruktion zurückgreift. (Castro Varela/Dhawan 2015: 153)

²¹⁴ Mit Lugones kann festgestellt werden, dass die Infragestellung von Kategorien beziehungsweise deren Auflösung nicht nur als postmodern, sondern auch als prämodern bezeichnet werden kann. (Lugones 2010: 751)

sehe sie die Stärke postmoderner Zugänge darin, „sich mit der Neuformulierung von überholten Identitätskonzepten zu beschäftigen“ (ebd.) und stellt fest:

Postmoderne Kritik am Essentialismus, die die Vorstellung der Allgemeingültigkeit und von einer statischen, vollkommen festgelegten Identität innerhalb der Massenkultur und des Massenbewußtseins in Frage stellt, kann die Formen der Ich-Bildung erweitern und den Willen zur Handlungsfähigkeit bestärken. (Ebd.: 48 f.)

Sie beschreibt, dass beispielsweise die Konstruktion einer „Schwarzen Identität“ immer mit stereotypen Zuschreibungen unter Bezugnahme auf vermeintliche Authentizität einhergeht und deshalb abzulehnen ist. (Ebd.: 49) Außerdem schlussfolgert die Autorin*: „Der Verzicht auf essentialistische Vorstellungen würde eine ernste Herausforderung für den Rassismus bedeuten.“ (Ebd.: 48 f.) Das Potential postmoderner Ansätze liegt laut hooks darin, „die Grenzen von Klasse, Geschlecht, Hautfarbe usw. [zu] überschreiten“ (Ebd.: 47). Ähnlich wie in Bezug auf die Kategorie *Geschlecht* festgestellt wurde, dass es kein Widerspruch ist, gegen Sexismen zu kämpfen und die Kategorie *Geschlecht* infrage zu stellen (Voß 2011: 14; Zehetner 2012: 209 f.), stellt hooks fest, dass es kein Widerspruch ist, gegen Rassismus zu kämpfen und die Idee einer „Schwarzen Identität“ abzulehnen:

Es besteht ein grundlegender Unterschied zwischen dem Verwerfen der Idee, daß es ein schwarzes ‚Wesen‘, eine schwarze ‚Essenz‘ gibt und der Erkenntnis, wie sich schwarze Identität in der Erfahrung von Exil und Kampf auf besondere Weise gebildet hat. (hooks 1996: 50)

bell hooks sind beide Formen von Bündnissen wichtig: Jene, die ihr die Verbindung zur Schwarzen Community bieten ebenso wie jene, die postmoderne Politiken ermöglichen. Anstatt Ambivalenzen auszuklammern, spricht sie diese an: „Die postmoderne Kultur mit ihrem dezentrierten Subjekt kann der Ort sein, an dem Verbindungen gekappt werden, kann aber auch Gelegenheit für neue und veränderte Formen des Zusammenhalts bieten.“ (Ebd.: 52) Eine dieser neuen Bündnisformen wird im Folgenden dargestellt.

4.2.2.1 Strategischer Essentialismus

hooks sieht, wie dargestellt wurde, im Postmodernismus neue Möglichkeiten für Bündnisse. (hooks 1996: 52) Auch für Spivak wurzelt politische Handlungsfähigkeit nicht zwangsläufig in der Bezugnahme auf eine gemeinsame Identität. (Spivak 2008b: 130) Da es aber einfacher ist, politische Forderungen an Identitäten gekoppelt zu vermitteln, plädiert Spivak für einen „strategischen Gebrauch von Essentialismus“²¹⁵ (Danis/Jonsson/Spivak 1993: 35; Übersetzung T.

²¹⁵ Sie hat sich allerdings auch wieder von dem Begriff des Strategischen Essentialismus distanziert. (Spivak 1993: 35)

F.). Dabei wird ein geteiltes Identitätsmerkmal, zum Beispiel als Frau* oder Migrantin*, strategisch genutzt, um einen Subjektstatus zu erlangen und um von einer gesellschaftlichen Position aus sprechen zu können. Identität wird dabei, postmodernen Ansätzen entsprechend, als konstruiert betrachtet. Spivak stellt dazu fest: „In fact I must say that I am essentialist from time to time.“ (Spivak 1990: 11)

Dieser Zugang ähnelt jenem von Butler, die für eine feministische Bündnispolitik plädiert, welche „nicht von vornherein voraussetzt, welchen Inhalt die Kategorie ‚Frau(en)‘ haben wird“ (Butler 1991: 34). Stattdessen solle „die ‚Einheit‘ der Kategorie ‚Frau(en)‘ weder vorausgesetzt noch angestrebt“ (ebd.: 35 f.) werden. Der dekonstruktivistische Charakter solcher Art von Bündnissen drückt sich darin aus, dass es mit Butler Ziel sein könnte, „die Schranken der Identitätskonzepte [zu] durchbrechen oder diesen Bruch zumindest als explizites politisches Ziel an[zu]streben“ (ebd.: 36). Schließlich wirbt sie für diese Bündnispolitik folgendermaßen: „Diese antifundamentalistische Methode, an die Bündnispolitik heranzugehen, setzt weder die ‚Identität‘ als Prämisse voraus, noch die Möglichkeit, daß die Form oder Bedeutung einer Koalitionsvereinigung vor ihrem Zustandekommen bekannt sein kann.“ (Butler 1991: 36)

Die Feststellung, dass politische Kämpfe nicht auf einzelne Identitätsmerkmale festgelegt werden können, ist aber nicht neu. Wie im historischen Abschnitt in Kapitel 3 aufgezeigt wurde, äußern Black Feminists* seit über hundert Jahren ihren Ärger darüber, meist nur als Schwarz, nicht aber als Schwarze Frauen* oder beispielsweise als Schwarze Arbeiterinnen* wahrgenommen zu werden. Audre Lord hat dazu festgestellt: „There is no such thing as single-issue struggle because we do not live single-issue lives.“ (Audre Lorde 1993: 138)

Wichtig ist es, bei Bündnisbildungen verschiedene Unterdrückungsformen und deren Intersektion zu berücksichtigen. Benachteiligungen *Anderer* wahrzunehmen hängt wiederum mit Reflexivitätsprozessen zusammen, die im Folgenden erläutert werden.

4.3 Reflexivität

Unter Reflexivität wird die Fähigkeit verstanden, „das eigene Denken und Handeln zum Gegenstand des Nachdenkens zu machen“ (Forster 2014: 598).²¹⁶ Die Begriffe Reflexivität, Reflexion und Reflektiertheit werden in der Alltagssprache relativ ähnlich verwendet. (Ebd.) Ich verwende im Folgenden primär, aber nicht ausschließlich den Begriff der Reflexivität²¹⁷. Dieser beinhaltet, im Gegensatz zum alltagssprachlich verwendeten Begriffes der Reflexion, das Umgehen mit dem Widerspruch, dass einerseits Differenzen zwischen Menschen Diskriminierungen nach sich ziehen und diese zu leugnen platter Egalitarismus wäre und dennoch, oder gerade deshalb, Kategorien wie *Geschlecht* und *race* dekonstruiert werden sollen und müssen. (verein maiz 2014: 6; Mecheril 2010c: 186 ff.) Diesen Widerspruch zwischen Anerkennung und Dekonstruktion der Differenz gilt es, im Sinne einer reflexiven Grundhaltung, auch in der Sozialen Arbeit auszuhalten.

4.3.1 Reflexivität im Berufsfeld der Migrantinnen*beratung

Im Feld der Migrantinnen*beratung, mit dem sich diese Arbeit beschäftigt, beziehen sich Prozesse der Reflexivität nicht nur auf die Dekonstruktion der Kategorie *race*, sondern auch auf jene des *Geschlechts*. Das Erlangen einer „fundierte(n) antisexistischen Haltung“ (Costa 2015: 42), die auch eine Kritik an Heteronormativität und Konzepten der Zweigeschlechtlichkeit impliziert, ist nicht im Lernen über die Probleme der vergeschlechtlichten *Anderen*, sondern in der Auseinandersetzung mit der eigenen Geschlechtssozialisation und den eigenen Verstrickungen ins Patriarchat zu erreichen (ebd.: 43). Die Herausforderung, einerseits Gewalt gegen

²¹⁶ Forster stellt zur Etymologie des Begriffes im Weiteren Folgendes fest: „Reflektieren heißt zurückstrahlen, spiegeln; nachdenken, grübeln, erwägen; etwas in Betracht ziehen, erstreben, im Auge haben“. Reflexivität wurde im 17. Jahrhundert dem lateinischen *re-flectere* (*reflexum*), zurückbiegen, zurückwenden (bzw. lat. *animum re-flectere*, seine Gedanken auf etwas hinwenden) entlehnt. Das Substantiv Reflexion (frz. *reflexion*) stammt ursprünglich aus der Optik und bedeutet ‚Rückstrahlung‘ (von Licht, Schall oder Wärme), oder im weiteren Sinn ‚Vertiefung in einen Gedankengang, Überlegung, Betrachtung‘. Das Adjektiv reflexiv, ‚rückbezüglich‘, mit der älteren Bedeutung ‚auf sich selbst zurückwirkend‘ ist eine gelehrte neulateinische Bildung aus dem 19. Jahrhundert.“ (Forster 2014: 589) Reflexivität bezieht sich sowohl auf sich selbst als auch auf das System, in welches man eingebunden ist. (Ebd.: 592)

²¹⁷ In der Sozialen Arbeit wird der Begriff der Reflexion mitunter inflationär, im Sinne eines Redens über eigene Befindlichkeiten, verwendet. Dies hat mit tiefergehenden Reflexivitätsprozessen wenig zu tun, weshalb ich in Abgrenzung dazu im Folgenden den Begriff der Reflexivität bevorzuge.

Frauen* entgegenzuwirken und andererseits zur Dekonstruktion der Kategorie *Geschlecht* beizutragen, stellt sich hier ebenso wie bei antirassistischen Arbeitsansätzen bezüglich der Kategorie *race* und Rassismen.

Während es in Bezug auf Ansätze des interkulturellen Lernens, wie sie in Kapitel 2.2.2 bereits kritisch beleuchtet wurden, primär um das Erlernen von Kommunikationstechniken im Umgang mit den *Anderen* geht, stellt Mecheril mit seinem von Bourdieu entlehnten Modell der Reflexivität fest, dass sowohl das berufliche - als auch das Alltagswissen demaskiert und seine Produktionen hinterfragt werden sollen. (Mecheril 2010c: 191, verein maiz 2014: 47) „Die Reflexion dieser mehr oder weniger verborgenen Wissensbestände und die Befragung ihrer Prozesse“ (Mecheril 2010c: 191) ist für Mecheril wesentliches Merkmal eines „rigoros reflexiv[en]“ (ebd.: 190), professionellen Handelns. Er führt aus: „Professionelle Handlungen und Strukturen werden im Zuge dieser Reflexivität daraufhin befragt, inwiefern sie zu einer Ausschließung des und der anderen und/oder zu einer Herstellung der und des Anderen beitragen.“ (Ebd.) Ein ähnliches Verständnis von Reflexivität hat Nausikaa Schirilla, die auf *Othering*-Prozesse Bezug nimmt, wenn sie sagt, es ginge „um die Suche nach der Ausgrenzung des Anderen durch das Eigene und nicht um die Frage nach dem besseren Verstehen des vermeintlich Anderen“ (Schirilla 2014: 160). Die Frage nach dem *Anderen* werfe, so Schirilla, auf das Eigene zurück. (Ebd.) Castro Varela kritisiert ein vereinfachtes Verständnis von Empathie, da es oft schlichtweg nicht möglich sei, sich in *Andere* einzufühlen. (Castro Varela 2005: 9)

Stattdessen scheint es notwendig, die eigenen erlernten Überheblichkeiten zu verlernen, die Produkt der dauernden Stabilisierung eines dualistischen Denkens sind, eines Denkens, welches sich als Praxis des Kategorisierens erweist, das Hierarchien nicht nur schafft, sondern auch kontinuierlich bestätigt. (Ebd.: 9 f.)

Durch diese Infragestellung von Kategorienbildungen spricht sie jene dekonstruktivistischen Elemente an, die für Mecherils Verständnis von Reflexivität maßgeblich sind. (Mecheril 2010c: 186 ff.; verein maiz 2014: 6) Das Verlernen im Sinne eines Infragestellens des eigenen Wissens²¹⁸ über die *Anderen*, auf das hier rekuriert wird, geht auf Spivak²¹⁹ zurück. (Spivak 1990: 9 f., 14) Es handelt sich hierbei um eine riskante Praxis, da sie „die eigene machtvoll Position in der Migrationsgesellschaft destabilisieren [kann]“ (verein maiz 2014: 7). Prozesse der Reflexivität und des Verlernens sind mit einem Gefühl der Verunsicherung verbunden. Unsicherheit scheint auf den ersten Blick unvereinbar zu sein mit professionellem Handeln, ist aber eine

²¹⁸ maiz ergänzt, dass auch „das abwesende Wissen“ (verein maiz 2014: 7) reflektiert werden müsste.

²¹⁹ Spivak betont primär die Wichtigkeit des Verlernens in Bezug auf die eigenen Privilegien, wenn sie sagt: „My project is the careful project of un-learning our privilege as our loss.“ (Spivak 1990: 9)

Voraussetzung dafür. Die Kontextualisierung der eigenen gesellschaftlichen Positionierung bedeutet eine Auseinandersetzung mit den Fragen:

Wie bin ich zu dem oder der geworden, der oder die ich jetzt bin? Und auf wessen Kosten bin ich das geworden? Welche Perspektiven versperren mir meine eigenen Privilegien? Was ist für mich nicht wahrnehmbar? Welche Räume darf ich betreten? Wem bleiben dieselben versperrt? (Castro Varela 2007)

Diese Reflexion der eigenen Privilegien war und ist, sowohl in antirassistischen als auch in feministischen Zusammenhängen, eine wichtige politische Forderung.

4.3.2 Reflexionsprozesse in frauen*bewegten Zusammenhängen

Reflexivität im Sinne der Reflexion der eigenen Privilegien stellt eine zentrale Forderung von Black Feminists* und Women* of Color gegenüber *weißen* Feministinnen* dar.²²⁰ Peggy McIntosh gab beispielsweise mit ihrer Auflistung, wie sich *weiße* Privilegien im Alltag äußern, einen wichtigen Anstoß für eine Sichtbarmachung von Differenzen zwischen Frauen*. (McIntosh 1988) Auch für Ann Bishop, die mit ihrem Buch „Becoming an Ally“ (Bishop 2015²²¹) wichtige Implikationen für Rassismuskritik gab, ist die Reflexion der eigenen Rolle in diskriminierenden Systemen unabdinglich:

It is ridiculous to claim you are not sexist if you are a man or not racist if you are white, and so on. No matter how much work you have done on that area of yourself, there is more to be done [...]. All members of this society grow up surrounded by oppressive attitudes; we are marinated in it. It runs in our veins; it is as invisible to us as the air we breathe. I do not believe anyone raised in Western society can ever claim to have finished ridding themselves completely of their oppressive attitudes. It is an ongoing task, like keeping the dishes clean. (Ebd.: 94)

Tia Cross und ihre Kolleginnen* berichten über ihre Erfahrungen in einer feministischen Feminist Consciousness-Raising²²²-Gruppe, in der die Auseinandersetzung mit Rassismen gegen Schwarze Menschen und Antisemitismus thematisch im Mittelpunkt standen. (Cross u. a. 1982: 53) Die Erkenntnis der Frauen*bewegung der 1960er Jahre, dass das Persönliche politisch sei, kann, wie Cross u. a. aufzeigen, auch auf die Reflexion von Differenzen zwischen Frauen* angewendet werden.

²²⁰ siehe Kapitel 3

²²¹ Die Erstausgabe erschien 1994.

²²² Consciousness-Raising ist eine Methode, die in feministischen Gruppen während der Frauenbewegungen in den 1960er Jahren angewandt wurde, um den Zusammenhang persönlicher Sexismuserfahrungen und struktureller Gewalt zu reflektieren und infolge dagegen zu kämpfen. (National Women's Liberation 2016) Die Methode kann aber auch zur Reflexion der Intersektion von Rassismen und Sexismen und des eigenen *Weißseins* angewandt werden. (Cross u. a. 1982)

CR [Anm.: Consciousness-Raising] about racism is not merely talk, talk, talk, and no action, but the essential talking that will make action possible. Doing CR is based upon the fact that as a person you simply cannot do political action without personal interaction. (Ebd.)

Folgerichtig stellen sie fest, dass ihre Prozesse der Reflexivität schließlich auch zu Veränderungen im Handeln führen (ebd.: 53 ff.) und brechen damit auch mit dem Klischee, dass Reflexion nur mit Reden gleichzusetzen wäre.

4.3.3 Reflexivität als kollektiver Prozess

Wie das Beispiel der Consciousness-Raising-Gruppen zeigt, ist Reflexivität kein individueller, sondern ein kollektiver Prozess. Ich stimme Mecheril deshalb zu, dass auch für professionelle Reflexivität „institutionelle Strukturen und Kontexte zur Verfügung stehen [müssen], in denen Reflexion als eine gemeinsame pädagogische Praxis möglich ist“ (Mecheril 2010c: 191). Mitarbeiterinnen* der Migrantinnen*selbstorganisation maiz haben mit dem Begriff der Reflexivität ausführlich gearbeitet und praxisbezogene „Reflexivitätswerkstätten“²²³ (verein maiz 2014: 9) entwickelt.²²⁴ Die Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Konzepten und künstlerischen Arbeiten stellt dabei eine Möglichkeit dar, sich Themen des Berufsalltages auf neue Weise zuzuwenden. (verein maiz 2014) Es handelt sich aber nicht nur um die Anleitung individueller Reflexionsprozesse, sondern um das „Benennen und Analysieren des Zusammenhangs von pädagogischen Praxen, dominanten Diskursen und gesellschaftlichen Verhältnissen“ (Dirim u. a. 2014: 124). Genau diesen Zusammenhang herzustellen ist auch die Aufgabe Kritischer Sozialarbeit.²²⁵

Es wurde der Zugang zu Reflexivität Mecheril (2010c) und maiz (2014) dargestellt. Auch die Auseinandersetzung dieser Autor_innen mit dem Thema findet allerdings in dem Bewusstsein statt, dass Prozesse der Reflexivität nicht einfach zu initiieren und nie abgeschlossen sind. Castro Varela stellt dazu fest: „Wenn es darum geht, die Gedanken zu dekolonisieren, müssen diese

²²³ Das Handbuch mit konkreten Vorschlägen zur Gestaltung der Werkstätten steht, ebenso wie die Arbeitsmaterialien, auf der Homepage von maiz zum Download: <http://maiz.at/sites/default/files/images/maiz-reflexivitaet-web.pdf>. Methoden dieser Werkstätten wurden von Gergana Mineva, Luzenir Caixeta und mir auch im Zuge des Unterrichtsmoduls „Exemplarische Handlungsfelder“ im Wintersemester 2015/2016 an der Fachhochschule für Soziale Arbeit in Linz mit Sozialarbeitsstudierenden angewandt. Es zeigte sich, dass die Methoden auch für das Berufsfeld der Sozialen Arbeit gut geeignet sind.

²²⁴ Auch Anne Bishop gibt in ihrem Buch „Becoming an Ally“, das bereits behandelt wurde, konkrete Anleitungen und Denkanstöße. (Bishop 2015: 94 ff.)

²²⁵ Der Vollständigkeit halber sei außerdem noch festgestellt, dass nicht nur die Soziale Arbeit, sondern alle Wissenschaften und auch die Linke sich dem Thema „Rassismus“ selbstreflexiv stellen sollten. (Vgl. Kalpaka/Räthzel 1986: 9)

vielmehr beständig in Schwingung versetzt werden.“ (Castro Varela 2007) Reflexivität muss somit in den (Arbeits)Alltag einfließen und ist nie abgeschlossen.

Ein unauflösbares Problem bei rassismuskritischen Ansätzen ist weiters, dass die Auseinandersetzungen mit Formen der Unterdrückungen wie Sexismus und Rassismus seitens der Privilegierten immer freiwillig erfolgen. Während Opfer dieser Achsen der Unterdrückung zwangsläufig mit deren Folgen konfrontiert sind, können *weiße*, gesunde und in anderer Hinsicht privilegierte Menschen wählen, ob sie sich damit beschäftigen wollen oder nicht. Sara Ahmed stellt dazu, bissig aber treffend, fest: „Here, antiracism becomes a matter of generating a positive white identity that makes the white subject feel good.“ (Ahmed 2012: 170) Jin Haritaworn, Tamsila Tauqir und Esra Erdem stellen fest, dass Antirassismus mit Engagement einhergehen muss:

Ein/e Verbündete/r zu werden bedeutet Arbeit. Es reicht nicht, sich anti-rassistisch, pro-muslimisch oder links zu nennen, wenn man nicht bereit ist, mit sich selbst und anderen unbequem zu werden. Verbündetsein kann u.a. heißen, Worten Taten folgen zu lassen und Macht zu teilen, sich der Kritik von unterdrückten Leuten auszusetzen und sich bei anderen privilegierten Leuten unbeliebt zu machen. (Haritaworn/Tauqir/Erdem 2007: 202)

Bei all diesen Einwänden und Bedenken gegenüber Rassismuskritik seitens der Mehrheitsangehörigen bleibt es die Aufgabe *weißer* Menschen, etwas gegen Rassismen zu unternehmen. (Kilomba 2010: TC²²⁶ 2:54 ff.; Übersetzung T. F.) Grada Kilomba präzisiert: „Racism is a white problem, a problem of the white society.“ (Ebd.: TC 2:39)²²⁷ Da in der Sozialen Arbeit überwiegend Mehrheitsangehörige arbeiten, die vorgeben, gegen Diskriminierungen zu kämpfen und auf Seite der Marginalisierten zu stehen, ist die Reflexion der eigenen gesellschaftlichen Position notwendig.

4.4 Implikationen für antirassistisches und feministisches Arbeiten

Im Folgenden werden Parallelen zwischen antirassistischem/rassismuskritischem und feministischem Handeln aufgezeigt. Diese liegen primär in der Fokussierung des gesamtgesellschaft-

²²⁶ TC=Time-Code. Bei Videos werden, zur besseren Nachvollziehbarkeit, die Time-Codes angegeben, die den Beginn der Stelle, auf die Bezug genommen wird, markieren.

²²⁷ Im Zuge der Auseinandersetzung mit eigenen Rassismen erkennt Grada Kilomba aus psychologischer Sicht verschiedene Phasen: Denial, Guiltiness, Shame, Recognition and Reparation. (Kilomba 2010: TC 3:25) Die Möglichkeiten der Reaktion, die Anne Bishop aufzählt, sind dazu äquivalent, auch wenn sie teilweise andere Begriffe verwendet: Backlash, Denial, Guilty, Ally. (Bishop 2015: 90)

lichen Kontextes, in dem soziale, psychische und physische Probleme entstehen und in der Verweigerung, Probleme als individuelles Scheitern zu betrachten. Bettina Zehetner schreibt dazu: „Feministische psychosoziale Beratung berücksichtigt auch die gesellschaftlichen Rahmen- und Entstehungsbedingungen von Problemen und richtet sich somit explizit gegen die Individualisierung von Problemlagen.“ (Zehetner 2012: 213 f.)

Auch der Aspekt der Parteilichkeit ist sowohl für feministisches als auch für rassismuskritisches Arbeiten von zentraler Bedeutung:

Nicht-feministische Beratung arbeitet häufig mit einer vorgeblich ‚neutralen‘ oder ‚objektiven‘ Haltung Gewalt gegenüber, etwa im Sinne eines systemischen Zusammenspiels zweier grundsätzlich gleich mächtiger Partner, und ignorieren damit das reale Machtungleichgewicht in einer Beziehung, in der ein Partner gegen den anderen Gewalt ausübt. [...] Feministische Beratung ergreift Partei für das Gewaltopfer und will weitere Übergriffe verhindern, notfalls mit Sanktionen wie Wegweisung oder einstweiliger Verfügung. Die Entscheidung, solche Schutzmaßnahmen für sich als Opfer gegen Täter zu beantragen, liegt bei der Frau selbst. (Ebd.: 240)

Symptomatisch ist jedoch, dass Zehetner hier nur auf sexualisierte Formen der Gewalt Bezug nimmt, während deren Intersektionen mit anderen Diskriminierungslinien unbeachtet bleiben. Wie bereits im ersten Kapitel zu den Forschungslücken festgestellt wurde, stellt es in der Fachliteratur ein Problem dar, dass entweder antirassistisch oder feministisch argumentiert wird, aber selten beide Ansätze zusammengedacht werden. Die Parteilichkeit mit den Opfern von Diskriminierung ist ebenso wesentlich in der Arbeit mit Rassismusopfern wie in der Beratung von Opfern von sexualisierter Gewalt. Auch dass die Definitionsmacht darüber, was passiert ist, bei den Betroffenen bleibt, ist in beiden Fällen wichtig. In der Arbeit mit Migrantinnen* ist die Kontextualisierung von Problemen im Sinne einer Berücksichtigung von Sexismen und deren Intersektion mit Rassismen notwendig.

Ein generelles Verständnis von Sozialer Arbeit als politischer Arbeit²²⁸ muss deshalb beides, sowohl feministische als auch antirassistische/rassismuskritische Praxen, beinhalten. Ljubomir Bratić stellt eindrücklich dar, worin sich paternalistische Hilfeleistungen von Antirassismus unterscheiden und was es bedeutet, Probleme gesamtgesellschaftlich zu betrachten:

Antirassismus beginnt und endet dort, wo der ‚ausländische Freund‘ [sic!] als politisches Subjekt keine Hilfe mehr braucht und brauchen muss, weil er – ausgestattet mit Machtinstrumenten – seine ihm zustehenden Rechte einfordern, und noch wichtiger, verteidigen kann. Ohne dass er, wenn er das tut, in die Gefahr einer Abschiebung kommt. Antirassismus ist eine Arbeit an der Veränderung der Strukturen der Gesellschaft. Dies macht ihn politisch. Und ein Antirassismus, der nicht politisch ist, ist kein Antirassismus. (Bratić 2010: 15 f.)

²²⁸ Zehetner versteht „feministische Beratung als politisch motivierte Dienstleistung“ (Zehetner 2012: 211)

Dieses Zitat macht klar, warum Soziale Arbeit politisch sein muss, will sie antirassistische Praxen für sich beanspruchen.

Meine These in der Einleitung lautete, dass die speziellen Diskriminierungen, von denen Migrantinnen* betroffen sind, die Intersektion feministischer und antirassistischer Praxen brauchen. Wenn Rassismus und Sexismus miteinander verknüpft sind, müssen auch Kämpfe gegen diese Diskriminierungsformen miteinander verbunden werden.

5 „Eine Institutionenlandschaft [...], die halt von *weißen* Menschen geprägt ist.“ Interviews mit Migrantinnen*beraterinnen*

Dieses Kapitel²²⁹ stellt den empirischen Teil meiner Arbeit dar. Um meine Forschungsfrage²³⁰ konkret auf die beraterische Praxis hin untersuchen zu können, habe ich mich für die Durchführung qualitativer Interviews mit Migrantinnen*beraterinnen* entschieden. Wie bereits zu Beginn der Arbeit erläutert wurde, gibt es bisher zum Thema der Rassismen in der Sozialen Arbeit erst wenig Forschung und ich möchte dazu beitragen, diese Forschungslücke zu verkleinern.

Im Folgenden wird nun der empirische Teil der Arbeit erläutert. Nach der Begründung der Interviewmethode und Auswahl der Interviewpartnerinnen* (Sampling) werde ich den Forschungsablauf beschreiben und das Ausgangsmaterial bestimmen. (Mayring 2003: 47) Das heißt, ich werde nachvollziehbar darstellen, wie die Datenerhebung durch Interviews und in Folge das zu analysierende Textmaterial zustande kamen. Dann gehe ich näher auf mein methodisches Vorgehen bei der inhaltsanalytischen Datenauswertung und auf die Entwicklung des Kategoriensystems ein. Im Anschluss daran werde ich meine Rolle als Forscherin in den Interviewsituationen reflektieren. Diese Reflexion stellt die Überleitung zur Präsentation der Ergebnisse der Inhaltsanalyse dar. Ein Problem dabei ist, dass durch die Analyse der Interviews nur das Reden über das eigene Berufshandeln, nicht aber die sozialarbeiterische Praxis selbst erfasst werden kann. (Vgl. Rajal 2010: 104) Ich habe mir deshalb zu Beginn meiner Arbeit überlegt,

²²⁹ Beim Titel dieses Kapitels handelt es sich um die Aussage einer Befragten. (I4: 226 ff.)

²³⁰ Die zentrale Forschungsfrage lautet: „Wie verorten sich Migrantinnen*beraterinnen* zu den Diskriminierungen, von denen ihnen Migrantinnen* im Kontext der Beratungstätigkeit erzählen und welche Schwierigkeiten und Ambivalenzen erleben Migrantinnen*beraterinnen* in ihrer Arbeit?“ Dies impliziert auch ein Interesse an der institutionellen und gesellschaftlichen Einbettung der Arbeit von Migrantinnen*beraterinnen*. Die genaue Erläuterung der Forschungsfrage ist in Kapitel 1. 2 zu finden.

teilnehmende Beobachtungen durchzuführen. Schließlich habe ich mich dagegen entschieden, weil fraglich ist, ob die mit der Beobachtung einhergehenden Phänomene von Nervosität und sozialer Erwünschbarkeit Schlussfolgerungen auf die tatsächliche Arbeit möglich machen würden. Außerdem wäre mir diese Vorgehensweise gegenüber den Migrantinnen*, die die Beratung aufsuchen, respektlos erschienen und hätte unter Umständen wieder den Fokus auf die *Anderen* gerichtet.

Qualitative Forschung stellt nicht den Anspruch, zu repräsentativen Aussagen im Sinne einer Möglichkeit der Verallgemeinerung zu kommen, sondern interessiert sich für Sinn- und subjektive Wahrheitsfindungen. (Helfferich 2014: 562; Mayring 2003: 45) Genau darum geht es auch in meiner Forschungsfrage, wenn ich wissen will, wie sich Beraterinnen* zu den Diskriminierungen, von denen ihnen Migrantinnen* berichten, positionieren. Meine Interviewmethode ist im Kontext des qualitativen, leitfadengestützten, problemzentrierten Interviews (Helfferich 2014: 559 ff.; Witzel 1982: 68 ff.) zu verorten. Mayring bezeichnet diesen Interviewtypus auch als halb-strukturiertes Interview. (Mayring 2003: 48) Diese, im Vergleich zu Fragebögen relativ offene Form des Interviews ermöglicht es, mehr über Einstellungen und Erfahrungshorizonte der Interviewpartnerinnen* zu erfahren. (De Jong 2010: 46) Die Interviews wurden in dem Bewusstsein durchgeführt, dass es keine authentischen Aussagen gibt, sondern subjektive Sinngebungen immer Veränderungen unterworfen sind, da die Interviewpartnerinnen* keine statischen Subjekte sind. (Helfferich 2014: 561) Dies entspricht auch einem kritisch-feministischen Zugang zu Forschung im Sinne einer Infragestellung von Objektivitätsansprüchen. (Harding 1990)

Der Interviewleitfaden²³¹ wurde in Anlehnung an die in Kapitel 1.2 dargelegten Forschungsfragen entwickelt. Die Einstiegsfrage bezieht sich auf die Zielgruppen, mit denen gearbeitet wird. Durch Hinterfragen dessen, wer als Frau* und/oder Migrantin* definiert wird, findet eine erste politische Verortung der Beraterin* und der Institution, in der sie arbeitet, statt. Mit dem zweiten Fragenblock konzentriere ich mich auf das Reden über Diskriminierungen und Möglichkeiten des Umgangs mit Rassismen und Sexismen beziehungsweise mit Intersektionen dieser beiden Diskriminierungsformen. Weiters interessiert mich, wie Beraterinnen* mit schwierigen Situationen umgehen und auf welche Reflexionsmöglichkeiten sie zurückgreifen können. Dann wende ich mich den Fragen danach zu, welche Grundhaltungen und Fähigkeiten ihnen für die Arbeit wichtig erscheinen und welche Ziele sie haben. Hier können Divergenzen zwi-

²³¹ siehe Anhang

schen den persönlichen Zielen der Beraterinnen* und jenen der Institutionen, in denen sie arbeiten, offengelegt werden. Diesen Widersprüchen und Ambivalenzen im Arbeitsalltag widme ich dann die nächsten Fragen, diesmal mit Fokus auf die Institution. Dabei nehme ich Bezug auf Formulierungen auf den Homepages und Flyern der Institutionen, beispielsweise bezüglich deren Verortungen als Frauen*beratung, feministische Beratung, Stellungnahmen zu Rassismen und Ähnliches. Eine zentrale Frage stellt auch jene nach den Anforderungen seitens der Institution an die Mitarbeiterinnen* dar. Hier nehme ich Bezug auf die Forderung von FeMigra nach der Anstellung von mehr Migrantinnen* in der Migrantinnen*beratung. (FeMigra 2004: 25) Mich interessiert, wie sich die Institution in Bezug auf Feminismus und Antirassismus verortet. Dies bildet die Brücke zur Frage danach, inwieweit Soziale Arbeit politisch sein sollte. Abschließend stelle ich noch Fragen zum beruflichen Werdegang und gebe die Möglichkeit, selbst nochmals auf Themen Bezug zu nehmen.

Zu Beginn des Samplings stand die Entscheidung, meine Interviews in Wien durchzuführen. Dann schränkte ich den Kreis potentieller Interviewpartnerinnen* auf Mitarbeiterinnen* von Frauen*- und/oder Mädchenberatungsstellen* ein. Da ich mit meinen Forschungsfragen primär auf Rassismen und Intersektionen von Sexismen und Rassismen fokussiere, war es mir wichtig, zumindest eine Auseinandersetzung mit geschlechtsspezifischer Sozialarbeit mit Mädchen* und/oder Frauen* voraussetzen zu können. Folglich ist den Einrichtungen, in denen die von mir Befragten arbeiten gemeinsam, dass sie geschlechtsspezifische Angebote für Frauen* und/oder Mädchen* haben. Drei der Institutionen, in denen Interviewpartnerinnen* arbeiten, haben als Zielgruppe primär Migrantinnen*, die anderen zwei richten ihre Angebote generell an Frauen*. Bezüglich der Intensität der Beschäftigung mit Rassismen im Berufsalltag gibt es dementsprechend Unterschiede zwischen den von mir befragten Beraterinnen*. Eine weitere Gemeinsamkeit ist, dass alle Beraterinnen* (auch oder ausschließlich) psychosoziale Beratung (und nicht primär Rechtsberatung oder Psychotherapie) anbieten. Dies war mir für die Einbettung meiner Forschung in den Bereich der Sozialen Arbeit wichtig. Die Kontaktaufnahme mit potentiellen Interviewpartnerinnen* erfolgte über E-Mails. Erfreulicherweise bekam ich von allen angefragten Einrichtungen Interviewzusagen. Die Kontaktherstellung wurde mir durch meine frühere Berufstätigkeit in diesem Bereich (allerdings in Linz) und durch Bekannte in Wien, die im Sozialbereich arbeiten, erleichtert. Zwei Interviewpartnerinnen* waren mir aus einer früheren Zu-

sammenarbeit bekannt, ich habe aber mit keiner der Befragten zuvor in einem Team zusammengearbeitet. Zwei Probeinterviews²³² wurden bereits im Sommer 2015 geführt, nach diesen wurde der Interviewleitfaden überarbeitet.

Die fünf Einzelinterviews wurden im Zeitraum von November und Dezember 2015 geführt. Alle Interviewpartnerinnen* nahmen freiwillig an der Forschung teil, keine wurde von Vorgesetzten dazu verpflichtet. Vier Interviewpartnerinnen* wollten an ihrem Arbeitsplatz interviewt werden, ein Interview wurde in einem Raum der Universität Wien durchgeführt. Alle Interviews wurden persönlich und auf Deutsch durchgeführt. Alle Frauen* hatten vorab die Möglichkeit, mich zur Forschung zu befragen und wurden darüber informiert, dass sie nicht alles beantworten mussten und das Interview jederzeit abbrechen konnten. Von der Einverständniserklärung, die sie unterschrieben, erhielten sie eine Kopie. Die Anonymisierung der Interviews stellte sich als enorm wichtig heraus. Einige Interviewpartnerinnen* gaben an, sich nur dann offen zu den Fragen äußern zu können, wenn die absolute Anonymisierung gewährleistet wäre und keine Rückzüge auf ihren Arbeitsplatz gezogen werden könnten. Deshalb lege ich bei der Auswertung der Interviews keinen Fokus auf Zielgruppenbeschreibungen, Angaben zur Institution und Details zu den biographischen Angaben der interviewten Personen. Folgende Angaben können unter Wahrung der Anonymität zu den Interviewpartnerinnen* gemacht werden: Alle Befragten sind Akademikerinnen*, das heißt sie haben eine Universität oder eine Akademie beziehungsweise Fachhochschule für Sozialarbeit absolviert. Mehrere Befragte haben zusätzlich dazu Lehrgänge und weitere Ausbildungen im Bereich der Beratung absolviert. Das Alter der Befragten variierte von Anfang zwanzig bis Anfang fünfzig Jahre und dementsprechend war auch die Berufserfahrung, gemessen an der Anzahl der Berufsjahre, unterschiedlich. Zwei Beraterinnen* haben sich selbst dezidiert als Migrantinnen* bezeichnet. Ob die Beraterin* selbst Migrationserfahrung hat, stellte kein Auswahlkriterium dar²³³, beeinflusste aber die Interviewsituationen, worauf ich im Anschluss im Kapitel „Reflexion des Forschungsprozesses“ noch eingehen werde.

Die Reihenfolge der Interviewfragen entsprach, wie bei einem offenen Interview üblich, nicht strikt dem Leitfaden, sondern wurde der Interviewsituation angepasst. (Flick 2006: 229) Auch die Formulierung war nicht immer wortwörtlich gleich, sondern folgte der jeweiligen Interak-

²³² Nicht mitgezählt sind Probeinterviews, die bereits im März 2015 mit einem alten Interviewleitfaden durchgeführt wurden. Die Ergebnisse der Probeinterviews fließen nicht in die Arbeit ein.

²³³ Dies liegt darin begründet, dass ich davon ausgehe, dass wir alle Rassismen (re)produzieren und erst die Kombination verschiedener Kategorien zu Dominanzverhältnissen führt.

tion mit der Interviewpartnerin*. (De Jong 2010: 46 f.) Die Länge der Interviews variierte zwischen 40 und 78 Minuten, wobei vier der fünf Interviews eine Stunde oder länger dauerten. Die Interviews wurden mit einem digitalen Aufnahmegerät aufgezeichnet und dann wortwörtlich transkribiert, wobei Dialektfärbungen und Akzente in die Schriftsprache übertragen wurden. Grammatik und Satzstellung wurden nur dann minimal korrigiert, wenn nicht ganze Sätze so stark verändert hätten werden müssen, dass unter Umständen die Bedeutungsgebung anders ausgefallen wäre.

Meine Auswertungsmethode zur Analyse des durch die Interviews entstandenen Datenmaterials stellt die Qualitative²³⁴ Inhaltsanalyse (Mayring 1990: 85 ff.) dar. Es handelt sich dabei um ein regelgeleitetes Verfahren. (Fenzl/Mayring 2014: 543) Ich verwende diese Methode in dem Sinne, dass nicht nur das konkrete Gesagte, sondern „auch latente Sinngehalte und subjektive Bedeutungen“ (ebd.: 544) Interesse der Analyse sind. Wesentlich für die Inhaltsanalyse ist, in Abgrenzung zu anderen Methoden, die Analyse entlang von Kategorien. (Ebd.) Die Qualitative Inhaltsanalyse ist kein einheitliches Verfahren, sondern wird an Textkorpus und Interesse angepasst. Für ein systematisches, regelgeleitetes Vorgehen steht für Mayring ein auf den konkreten Forschungsgegenstand zugeschnittenes Ablaufmodell im Zentrum der Qualitativen Inhaltsanalyse. (Ebd.: 546; Mayring 2003: 42 f.)

Die Kategorien werden im nächsten Unterkapitel kurz vorgestellt und vor den jeweiligen Analyseteilen näher beschrieben. Um meine Analyse nachvollziehbar zu machen (Mayring 2003: 43), erläutere ich im Folgenden die Entwicklung meiner Kategorien. Das Kategoriensystem ist für Mayring zentral bei der Anwendung seiner Methode. (Ebd.: 43) In einem ersten Schritt werden, der Forschungsfrage folgend, die Kategorien theoriegeleitet, das heißt deduktiv, entwickelt. (Fenzl/Mayring 2014: 544) Um die Forschungspraxis zu erleichtern, wird daraufhin eine erste Fassung des Kodierleitfadens erstellt. Die Einteilung erfolgt in Ober- und Unterkategorien (Ebd.). In einem weiteren Schritt erfolgt nach der ersten Auswertung des Datenmaterials (erster Materialdurchgang) eine Überarbeitung des Kodierleitfadens²³⁵. (Ebd.: 548 f.) Im Rahmen dieses zirkulären Modells können auch Kategorien ergänzt werden. (Ebd.: 546) Bereits bestehende Kategorien werden nicht verworfen. Die Kodierung erfolgt somit sowohl theoriegeleitet als auch auf Basis des in den Interviews erhobenen Datenmaterials. Dann erfolgt der zweite Materialdurchgang, bei dem nun die Textpassagen den Kategorien zugeordnet werden.

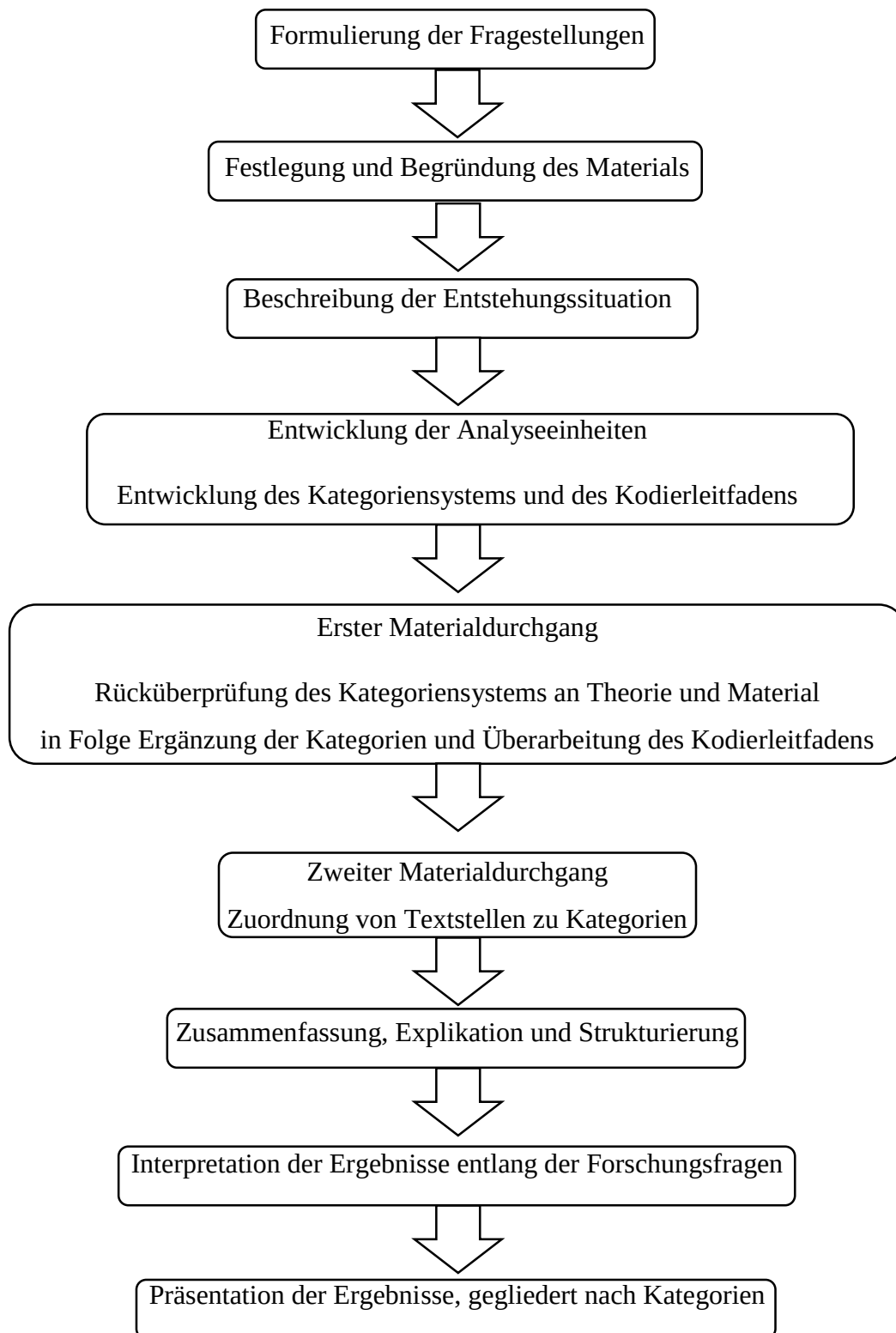
²³⁴ Die qualitative Analyse schließt nicht aus, dass auch bestimmte quantitative Aussagen, beispielsweise über die Häufigkeit bestimmter Aussagen und Kategorien, gemacht werden. (Mayring 2003: 42) Fenzl und Mayring schlagen deshalb den Begriff „qualitativ orientierte kategoriengeleitete Textanalyse“ (Fenzl/Mayring 2014: 544) vor.

²³⁵ Eine Kodiereinheit ist der kleinste auszuwertende Materialbestandteil. (Fenzl/Mayring 2014: 553)

(Ebd.: 550) Diese Zuordnung erfolgt regelgeleitet und linear, das heißt durch Bezugnahme auf die zuvor festgelegten Kategorien und den Kodierleitfaden. (Ebd.: 546 ff.) Die Grundverfahren der Analyse sind Zusammenfassung, Explikation und Strukturierung. (Mayring 2003: 44) Im Anschluss erfolgt die Interpretation der Ergebnisse unter Bezugnahme auf die Forschungsfragen und die theoretischen Bezüge. Die Ergebnispräsentation wird nach den Kategorien gegliedert. (Rajal 2010: 105)

Da das Ablaufmodell zentral für die Analyse des durch die Interviews gewonnenen Textmaterials ist, stelle ich es im Folgenden graphisch dar. Dieses Modell wurde von mir konkret für mein Forschungsvorhaben entwickelt und ich habe mich dabei an Rajal (2010: 105) und Fenzl/Mayring (2014: 550) beziehungsweise Mayring (2003: 54) orientiert. Es wird auf der nächsten Seite dargestellt.

5.1 Ablaufmodell



5.2 Vorstellung des Kategoriensystems

Da Mayring zwar den Stellenwert des Kodierens betont, aber wenig konkrete Anleitung dazu gibt, habe ich mich bei der Kategorienentwicklung auch von den Ausführungen zum Kodieren von Johnny Saldaña (2009) inspirieren lassen. Im Folgenden werde ich die Kategorien, die im Fokus meiner Analyse der Interviews standen, auflisten. Die ausführliche Beschreibung jeder Kategorie erfolgt im Analysekapitel, vor der Zusammenfassung der jeweiligen Analyseergebnisse.

Die Grenzziehungen zwischen den Kategorien sind nicht immer eindeutig. Dies impliziert das Thema der Arbeit, denn wie in der Forschungsfrage formuliert, interessiert mich neben Handlungsoptionen gegen Diskriminierungen insbesondere, wie sich Beraterinnen* den Migrantinnen*, die sie beraten, gegenüber positionieren. *Othering*prozesse wiederum haben, wie im Theorieteil erläutert wurde, mit der Identitätskonstruktion des Selbst, die über Ausschlüsse von vermeintlich *Anderen* und einer Betonung der Unterschiede zu ihnen einhergeht, zu tun. Die Verortung als Beraterin* impliziert, dass die *Andere* als hilfsbedürftig konstruiert wird. Aus diesem Grund sind manche Kategorien, in diesem Fall Kategorie B „Identitätskonstruktion/Verortung der Beraterin“ und Kategorie D „Das Sprechen über die *Anderen*“ nicht klar voneinander abzugrenzen. Dieser Erkenntnis folgend wurde eine Kategorie gebildet, die genau diese Überschneidungen sichtbar machen sollen. Es handelt sich dabei um die Kategorie C „Die Beziehung zwischen dem Selbst (der Beraterin*) und der/den *Anderen*“. So wird jenen Themen, die für das Beantworten der Forschungsfrage besonders relevant sind, Raum gegeben.

Abschließend sei an dieser Stelle mit Saldaña festgestellt: „Coding is not a precise science, it's primarily an interpretative act.“ (Saldaña 2009: 4) Mein subjektiver Blick auf das Forschungsfeld und mein Interesse daran waren maßgeblich für die Erstellung der Forschungsfrage und des Interviewleitfadens und färben ebenso meinen Blick auf die Ergebnisse.

Auflistung der Kategorien:

Kategorie A: Beschreibungen von Diskriminierungen und Ungleichbehandlungen

Kategorie B: Identitätskonstruktion/Verortung der Beraterin*

Kategorie C: Die Beziehung zwischen dem Selbst (der Beraterin*) und der/den *Anderen*

Kategorie D: Das Sprechen über die *Anderen*

Kategorie E: Das Selbst (die Beraterin*) in der Institution

Kategorie F: Handlungsoptionen im Umgang mit Diskriminierungen

5.3 Reflexion des Forschungsprozesses

Diese Reflexion ist inspiriert durch Ruth Frankenberg. Sie hat als eine der ersten Forscherinnen* *Weißsein* mit den damit einhergehenden Privilegien kritisch untersucht und dabei auch ihre eigene Rolle als *weiße* Interviewende im Forschungsprozess reflektiert. (Frankenberg 1993: 29 ff.) Ich habe in den Interviewsituationen davon profitiert, selbst über zehn Jahre Berufserfahrung als Sozialarbeiterin* zu haben. Viele Termini und Bezugspunkte sind mir ebenso vertraut wie Kritiken an der Sozialen Arbeit.

Ruth Frankenbergs Buch „white women, race matters. The Social Construction of Whiteness.“ (Frankenberg 1993) hat mir auch bei der Reflexion einer schwierigen Situation geholfen: Ich habe meine einzige Schwarze Interviewpartnerin* gefragt, ob sie denkt, dass es Einfluss auf ihre Arbeit hat, dass sie selber Frau* und nicht *weiß* ist. Ich fand es im selben Moment völlig unpassend und rassistisch von mir, mich auf ihre Hautfarbe zu beziehen, fand gleichzeitig aber im Stress der Interviewsituation keine andere Formulierung, um sie nach ihrem Erfahrungswissen als vermeintlich Rassismusbetroffene zu fragen. Ich habe das nach dem Interview nochmals thematisiert und die Befragte lachte und meinte, dass sie halt nicht *weiß* ist. Für mich machte das eine weitere Tür zur Reflexion meines eigenen *Weißseins*, das ich hier zur Norm gesetzt habe, auf. Ich hätte, wie mir im Nachhinein klar wurde, auch meine *weißen* Interviewpartnerinnen* fragen sollen, ob ihr *Weißsein* Einfluss auf ihre Arbeit hat. Dies war in manchen Interviews zwar Thema, aber keine dezidierte Frage von mir.

Sprache spielte eine wichtigere Rolle als ich erwartet hatte und als mir lieb war. Mit zwei Beraterinnen* teilte ich keine gemeinsame Erstsprache. Dies hatte als Resultat, dass diese im Vergleich zu den Interviewpartnerinnen*, die wie ich Deutsch als eine ihrer Erstsprachen hatten, kürzere Antworten gaben. Auch Nachfragen danach, wie Fragen gemeint waren, zeigten, dass es mir nicht immer gelungen ist, meine Fragen klar zu formulieren. Bei der Auswertung merkte ich dann, dass ich automatisch längere Zitate von Mehrheitsösterreicherinnen* übernahm, da diese oft ausführlicher geantwortet hatten. Auch die Längen der Interviews waren unterschiedlich. Ich bemühte mich dennoch um ein relativ ausgewogenes Beachten aller Interviews in der Analyse, indem ich beispielsweise andere Interviewteile ausführlicher paraphrasierte.

5.4 Auswertung der Interviews

Im Folgenden werden die Ergebnisse der Analyse präsentiert. Es erfolgt eine Einteilung in die erstellten Kategorien²³⁶, wobei zu Beginn jeder Kategorie die Beschreibung derselben erfolgt. Nur jene Textstellen, die sich auf die Kategorien beziehen, werden bearbeitet. (Fenzl/Mayring 2014: 544) Es handelt sich dabei allerdings um den Großteil des in den Interviews produzierten Textkörpers.²³⁷

5.4.1 Beschreibungen von Diskriminierungen und Ungleichbehandlungen (Kategorie A)

Kategorie A dient dazu, den Forschungsrahmen abzustecken, indem die gesellschaftlichen Zustände, in die Soziale Arbeit eingebettet ist, beschrieben werden. In ihr werden Aussagen der Interviewpartnerinnen* zusammengefasst, die aufzeigen, welche Diskriminierungslinien die österreichische Gesellschaft prägen und somit auch auf die Soziale Arbeit wirken. Die Systemeingebundenheit Sozialer Arbeit soll so deutlich gemacht werden. Unter dieser Kategorie wird zusammengefasst, von welchen Diskriminierungen den Sozialarbeiterinnen* von Migrantinnen* berichtet wird und inwieweit die Interviewpartnerinnen* selbst, beispielsweise im Rahmen von Begleitungen zu Behörden, diese Diskriminierungen miterleben. Diese Kategorie stellt somit eine wichtige Ergänzung zu den theoretischen Ausführungen zu Diskriminierungen in der Sozialen Arbeit im Theorieteil dar. Der Forschungsfrage entsprechend liegt der Fokus auf Rassismen (Unterkategorie A1) und Sexismen (Unterkategorie A2) sowie ihrer Intersektion (Unterkategorie A3). Intersektionen mit Klassismus und anderen Formen von Diskriminierung wie Heterosexismus werden in Kategorie A4 aufgezeigt. Da Ungleichbehandlungen eine Folge einer ungleichen Verteilung von Privilegien sind, werden mit der Unterkategorie A5 Privilegien der Dominanzgesellschaft in den Blick genommen.

Wenn sich die Interviewpartnerinnen*, im Sinne einer reflexiven Grundhaltung, zu ihren eigenen Rassismen, Sexismen und sonstigen diskriminierenden Kategorisierungen äußern, wird

²³⁶ Wie bereits erwähnt, sind die Kategorien nicht immer klar voneinander abgrenzbar und manche Aussagen können unter mehrere Kategorien subsummiert werden. Wenn ein Thema in einer anderen Kategorie ausführlicher behandelt wird, wird dies in Klammer angeführt.

²³⁷ Die von mir im Rahmen dieser Diplomarbeit geführten Interviews wurden zur Zitation nach Zeilen durchnummeriert. Die Quellenangaben im Fließtext geben die Interviewnummer und die Zeilenangabe an, wobei ich mich auf die Zeilennummern auf den ausgedruckten Transkripten beziehe. Im Quellenverzeichnis findet sich auch das Interview-Verzeichnis mit Datum der Durchführung und Länge der Interviews. Die Namen der Interviewpartnerinnen* sowie der Institutionen, in denen sie arbeiten, werden zugunsten der Anonymisierung der Interviews nicht angegeben.

dies in Kategorie B „Identitätskonstruktion/Verortung der Beraterin*“ zusammengefasst. Institutionelle Rassismen in Sozialeinrichtungen werden unter der Kategorie A1 zwar angeführt, wenn es aber um jene Institutionen geht, in denen die Interviewpartnerinnen* arbeiten, werden diese, ebenso wie Rassismen in Teamkonstellationen, in Kategorie E detaillierter behandelt.

5.4.1.1 Rassismen (A1)

In Kapitel 2 der Arbeit wurde bereits veranschaulicht, dass strukturelle Diskriminierungen das Arbeitsfeld der Sozialen Arbeit determinieren. Ganz deutlich wird in den Aussagen der Interviewpartnerinnen*, wie sehr strukturelle Rassismen in Form restriktiver Asyl- und Fremden-gesetzgebungen die Soziale Arbeit beeinflussen. Schon die erste Interviewpartnerin* erklärt, dass dies ein zentraler Aspekt ihrer Arbeit sei. (I1: 393 f.) Ein ungesicherter Aufenthaltstitel hat, wie ihre Aussage zeigt, eine destabilisierende Wirkung auf alle Lebensbereiche und macht Verbesserungen der Lebensbedingungen schwer möglich:

[W]eil das muss man ganz einfach ehrlich sagen, dass solange kein Aufenthaltsstatus da ist, so eine ganz grundlegende Verunsicherung oder Unsicherheit im Bezug auf die Lebensperspektive da ist. Das macht einfach sehr viel schwer dann in der Beratung, in dem Entwickeln von Zukunftsperspektiven, in der Unterstützung dessen auch, wenn man einfach nicht weiß, wie es in Wirklichkeit weitergeht, weil der Aufenthalt noch nicht gesichert ist. (Ebd.: 175 ff.)

Eine andere Beraterin* erklärt, dass Migrant_innen ohne Staatsbürgerschaft und Daueraufenthalt keinen Zugang zu gewissen Sozialleistungen haben und deshalb stärker armutsgefährdet sind. (I5: 177 ff.) Als weiteres Beispiel nennt eine Befragte, dass viele „keinen Zugang zum Arbeitsmarkt“ (I4: 747) haben. Auch dass die deutsche Sprache zur Norm gesetzt und deren Kenntnisse vorausgesetzt werden, würde den Zugang zu vielen Räumen erschweren. (Ebd: 749) Die im Theorieteil geäußerte Annahme, dass Soziale Arbeit vom Staat eingesetzt wird, um staatlich verursachte Ungleichbehandlungen abzufedern, bestätigt sich.

Interviewpartnerin* 4 empfindet strukturelle Gewalt, die die Lebensbedingungen von Menschen beeinträchtigt, als Herausforderung für ihre Arbeit: „Also, ich glaub, dass Zentralste find ich dann eben, Menschen, die in ganz prekären Situationen sind, wo’s wenig, wo wenig, wenig Raum ist irgendwie zu sagen: Da können wir hindenken.“ (Ebd.: 545 ff.) Umgekehrt wäre, wenn der Aufenthaltstitel gesichert sei, die gesamte Situation einfacher (I1: 185 ff.) und es wäre auch wieder „ein schöneres Arbeiten“ (ebd.: 191). Auch wenn der Aufenthaltstitel gesichert ist, bedeutet das aber nicht ein gleichzeitiges Ende jeglicher Rassismen. Diese wirken beispielsweise bei der Arbeitssuche weiter, auch wenn rechtlich der Zugang zum Arbeitsmarkt gegeben ist. (I5: 200 ff.) Eine Beraterin* erzählt, dass Migrantinnen* viel mehr Angst vor Mobbing am

Arbeitsplatz hätten. (I3: 330 ff.) Aber schon im Vorfeld, bei der Arbeitssuche, spielen Rassismen eine zentrale Rolle. Eine andere Interviewpartnerin* beschreibt die Situation einer von ihr betreuten Klientin²³⁸•:

Das ist eine Frau²³⁹ aus Afrika und sie hat Arbeitspapiere hier, eine Arbeitsbewilligung. Und sie hat auch manchmal gearbeitet, aber zu diesem Zeitpunkt hat sie einen Job gesucht. Und sie ist irgendwo hingegangen, um sich vorzustellen und die Person, die dort war, hat nicht mal gefragt, was die Frau wollte und sie [...] hat gesagt, ja, sie ist aufgestanden und sie hat gesagt: ‚Nein, nein, nein. Hier gibt es keine Jobs für/ah/für Schwarze Menschen.‘ Oder so was. Und kein Wort mehr. (I5: 259 ff.)²⁴⁰

Die meisten Berichte über Rassismuserfahrungen, auf die die Interviewpartnerinnen* Bezug nehmen, betreffen Behörden und Ämter und, bei jüngeren Frauen* und Mädchen*, die Schule. (I2: 86 ff., 1250 ff.) Interviewpartnerin* 3 beschreibt das folgendermaßen:

Also, es ist dann in den Erzählungen [...] der Alltagssituationen oder der Kinder in der Schule [...] /ah/kommen natürlich Geschichten und kommen Situationen, wo man sich denkt: ‚Ja, inwieweit sind Rassismen da wirksam und welche, welche Klischees oder welche Zuschreibungen passieren da?‘ Ahm, ja, bis im Extrem natürlich auch bis zur Gewalt/ah/wo man sich denkt, es ist zumindest/ah/mitbefeuert durch rassistische Haltungen, ja? (I3: 350 ff.)

Anhand dieser Zitate wird das in Kapitel 2 thematisierte Zusammenspiel individueller und struktureller Rassismen deutlich. Individuen fühlen sich aufgrund ihrer hierarchisch höheren gesellschaftlichen oder institutionellen Position und/oder ihrer Zugehörigkeit zur Dominanzgesellschaft in die Lage versetzt, sich gegenüber als *anders* markierten Personen diskriminierend zu verhalten.

Auch Rassismen zwischen den und seitens der Frauen* und Mädchen*, die die Beratungsstelle aufsuchen, werden thematisiert. (I1: 651 f.; I2: 150 ff., 287 ff., 266 ff.) Rassismen würden sowohl innerhalb von Migrant_innengruppen als auch von außen wirksam werden, führt eine Interviewpartnerin* unter Bezugnahme auf die Konflikte zwischen „Türkinnen [und] Kurdinnen“ (I2: 261) an. Gegenwärtige Rassismen gegenüber Geflüchteten werden von zwei Beraterinnen* erwähnt. (I2: 188 ff.; I4: 555 f.) Die vermeintlichen Ängste davor, dass einem Flüchtlinge etwas wegnehmen würden, hätten, so eine Befragte, auch Migrantinnen* und diese Haltung sei von rassistischen Berichten und Bildern auf Social Media genährt. (I2: 225 ff.) Eine Beraterin*

²³⁸ Ich habe im Theorieteil diesen Begriff selten verwendet, da er Machtverhältnisse ausblendet und symbolisch für Ökonomisierungstendenzen in der Sozialen Arbeit steht. Da ihn aber auch meine Interviewpartnerinnen* verwenden, hält er in dieses Kapitel Einzug.

²³⁹ Der Asterisk entfällt in Kapitel 5.4 in direkten Zitaten von Interviewpartnerinnen*. Außerdem wird er, beispielsweise in Paraphrasen von Zitaten aus den Interviews, nicht gesetzt, wenn davon ausgegangen werden kann, dass die Interviewpartnerinnen* von Cis-Frauen beziehungsweise Cis-Männern reden.

²⁴⁰ Dieses Verhalten ist laut dem 2004 auf Bundesebene erlassenen Gleichbehandlungsgesetz (Bundesgesetz über die Gleichbehandlung 2004) unzulässig.

schildert ihre Gedanken zu den Rassismen gegenüber Geflüchteten, die sie sowohl von Migrantinnen* als auch von Mehrheitsösterreicherinnen* (I4: 556 f.) zu hören bekommt:

Ja, und da hab ich halt dann auch so gedacht so: Ja, da kommt's, also da irgendwie/ein ganz guter Kristallisationspunkt auch für mich/Also, so zu sehen: Okay, Leute, die halt in sehr prekären Situationen sind, wie's eigentlich alle unsere Klientinnen sind/ahm/und dann quasi nicht die Hilfeleistung bekommen, die sie sich wünschen oder brauchen/ahm/halt auch, halt auch in eine, in eine Position gehen können, wo sie wiederum Andere abwerten, die gesellschaftlich noch marginalisierter sind in der Situation oder so, ja? Und wo natürlich auch wiederum Hierarchien und, und, und Macht greift, ja? (Ebd.: 558 ff.)

Ansonsten wird an vielen Stellen in den Interviews Rassismus quasi nebenbei erwähnt. Eine Beraterin* erzählt, dass viele Migrantinnen*, die in ihren Herkunftsländern studiert hätten, sich auch in Österreich weiterbilden möchten. (I5: 117 f.) Abgesehen davon, dass dies legitim ist, impliziert diese Aussage, dass diese Weiterbildung in Österreich häufig notwendig ist, weil im Ausland erworbene Bildungsabschlüsse nicht anerkannt werden. Dies deutet auf die Tatsache hin, dass der österreichische Arbeitsmarkt rassistisch strukturiert ist, was sich auch daran zeigt, dass er primär für österreichische Staatsbürger_innen geöffnet ist, während *Anderen* der Zugang erschwert wird.

Eine andere Befragte spricht von unterschiedlichen „Zuschreibungen“ (I3: 132), mit denen die Frauen* je nach Herkunftsland konfrontiert seien. (Ebd.: 132 f.) Außerdem erwähnt sie eine „Situation von Rassismus in der lesbischen Community“ (ebd.: 1316), als sie davon spricht, dass Rassismus an unterschiedlichen Plätzen existiert. Es käme allerdings selten vor, so dieselbe Befragte, dass eine Migrantin* in der Beratung so offen über Rassismen reden würde wie eine Klientin*, die ganz deutlich gesagt hätte: „Also/Die sind ja/In Österreich sind alle Rassisten.“ (Ebd.: 343)

Die Frage, ob von Diskriminierungen in Sozialeinrichtungen berichtet wird, verneint Interviewpartnerin* 2 und sagt, dass das „nicht so viel Thema“ (I2: 584) sei. Sie führt dann aus, dass ein Mädchen*, obwohl eine andere Beratungsstelle näher zu ihrem Zuhause liegen würde, lieber zu ihnen kommen würde (ebd.: 593 ff.), meint nach kurzer Überlegung aber, dass sie nichts von Diskriminierungen dort gehört hätte. (Ebd.: 608) Auch eine andere Befragte sagt, dass ihr „so explizit“ (I4: 695) kein Bericht über Rassismen seitens von Sozialarbeiter_innen einfallen würde und macht den thematischen Schwenk zu Rassismen in der Justiz. (Ebd.: 697 ff.) Nur eine Beraterin* meint auf die Frage nach Rassismen in Sozialeinrichtungen: „Doch. Hören wir schon oft, ja. Mhm.“ (I5: 424) An dieser Stelle geht sie nicht näher darauf ein. Später fährt sie aber fort, zu erklären, dass es beispielsweise in vielen Beratungsstellen keine Bereitschaft geben würde, eine andere Sprache als Deutsch zu sprechen:

Bei manchen Stellen gibt es auch niemand/auch kein Englisch oder kein Französisch/es geht nicht um Arabisch oder so/Aber nicht mal auf Englisch oder Französisch was zu erklären. [...] Ich glaube, fast alle hier können schon auch Englisch, aber sie wollen das nicht irgendwie/auf Englisch sprechen, damit die Frau oder wer auch immer sie verstehen kann. Leider. (Ebd.: 461 ff.)

Auch eine andere Interviewpartnerin* nimmt auf das Thema Sprache Bezug. Sie kritisiert den Deutschsprachzwang in Österreich und sagt, dass es immer als Defizit auf Seite der Frauen* verbucht werden würde, wenn diese nicht perfekt Deutsch sprechen würden, während fehlende Sprachkenntnisse seitens der Beraterinnen* unthematisiert blieben. (I4: 388) Sie fährt fort:

Klar ist es auch/ahm/voll okay zu sagen: ‚Ja, Deutsch ist die Sprache, die hier ganz viel gesprochen wird.‘ Ja? Und ist eine offizielle Sprache, es gibt noch viele andere Amtssprachen in Österreich, so. Oder es gibt noch/es gibt ganz viele Menschen, die andere Sprachen als Deutsch sprechen in Österreich, so. Und warum werden die dann immer als Nicht-Norm gesetzt? (Ebd.: 393 ff.)

Ein Beraterin* meint, dass es in der Sozialen Arbeit schon ganz schnell gehen würde, „dass man dann irgendwie sagen würde: ‚Ja, kenn ich schon.‘“ (Ebd.: 378 ff.) Sie spielt damit auf Stereotypisierungen und die Reproduktion von Rassismen an. (Ebd.: 369 ff.) Sie spricht auch die problematische Verwendung des Kulturbegriffs in ihrem Team an:

[A]lso jetzt so, was das Team angeht, ist halt vor allem eben Zuschreibungen, wo ich das Gefühl habe: Okay, da wird eben mit einem Kulturbegriff gearbeitet, der sehr starr ist und sehr vereinfacht und quasi, so: Ja, aha, diese und diese Zugehörigkeit, eh klar. Oder so. (Ebd.: 617 ff.)

Diese Aussage untermauert meine These, dass im Sozialbereich häufig der Kulturbegriff verwendet wird, ohne zu reflektieren, dass dadurch Rassismen reproduziert werden. (siehe Kapitel 2.2.1.1) Eine andere Interviewpartnerin* formuliert, dass sie es für wichtig hält, auf die Verwendung stereotypisierender Termini aufmerksam zu machen. (I1: 662 ff.)

Zur Kontrollfunktion der Sozialen Arbeit führt eine Beraterin* aus, dass diese insbesondere bei der Arbeit im öffentlichen Raum eine Rolle spielen würde, „wo es viel klarer irgendwie auch ein Interesse DER STADT gibt, jetzt irgendwo einen Platz zu säubern, quasi von Gru/also, marginalisierten Gruppen oder so“ (I4: 215 ff.). Weiters stellt sie Überlegungen zur Repräsentation der Dominanzgesellschaft in der Sozialen Arbeit an:

Und, ja in dem Sinn ist es auch/reiht es sich auch in [stammelt] eine Institutionenlandschaft ein, die halt von *weißen* Menschen geprägt ist und von/von einem/von auch von einem Wissen, das damit einhergeht und von, von auch von Klassenzugehörigkeit. Also, wo auch ganz/also Mittelschichtsmenschen halt arbeiten. Also, auch so halt, klassisch so wie [...] Soziale Arbeit halt entstanden ist. Also, das drückt sich auch weiterhin aus und von dem her, denk ich mir, dass in den, in den einzelnen Interaktionen und so natürlich trotzdem das alles eine Rolle spielt und natürlich bestimmte Machtverhältnisse/also, reproduziert werden. Ja? Nicht im Sinne unbedingt von: ‚Okay/Wir führen jetzt direkt irgendein/ah/quasi auf institutioneller Ebene direkt: Wir folgen bestimmten Linien, um Menschen zu verdrängen oder so.‘ Ja? Weil da, da ist ja schon der Wunsch, dem entgegen zu wirken. Ja? Ahm, ja. Und gleichzeitig sind diese Normen da und wir bewegen uns in diesen. (Ebd.: 225 ff.)

In diesem Absatz nimmt sie Bezug auf die Geschichte Sozialer Arbeit als Berufsfeld für Frauen* aus der gesellschaftlichen Mittelschicht. (siehe Kapitel 2.3) Darüber hinaus thematisiert sie, dass Machtverhältnisse zwischen Sozialarbeiter_innen und ihren Klient_innen wirksam werden, unabhängig davon ob dies intendiert wird oder nicht.

5.4.1.2 Sexismen (A2)

Sexismen sind, was im Feld der geschlechtsspezifischen Sozialarbeit wenig überraschend ist, zentrales Thema in den Interviews. Die Interviewpartnerinnen* sprechen sowohl über strukturelle als auch individuelle Sexismen und sexualisierte Gewalt.

Bei der Beschreibung dessen, was für sie feministische Beratung ausmacht, spricht eine Befragte an, dass Frauen* und Männern* noch immer gesellschaftlich unterschiedliche Rollen und Positionen zugeschrieben werden. (I1: 593 ff.) Sie sagt:

[D]ass Frauen in dieser Gesellschaft auf bestimmte Weise immer noch marginalisiert sind beziehungsweise das Weibliche/was auch immer, wen man jetzt als solches sieht/einen niedrigeren Stellenwert hat als das Männliche, das ist schon/ahm [stammelt] sozusagen so ein grundsätzlicher Standpunkt, der da gegeben ist. (Ebd.: 605 ff.)

Auch sexualisierte Gewalt von Männern* gegenüber Frauen* wird angesprochen, da alle Beraterinnen* in ihrer Arbeit unter anderem mit Frauen*, die Opfer von Gewalt wurden, arbeiten. (Ebd.: 833 f.) Es wird eingeräumt, dass die Täter* „NICHT immer, aber meistens“ (ebd.: 834 f.) Männer seien. Die Befragte führt nicht weiter aus, ob sie auf Gewalt in lesbischen Beziehungen oder auf andere Täter_innenschaften anspielt. Eine Beraterin* thematisiert das Problem, dass Vergewaltiger²⁴¹ in Gerichtsverfahren häufig freigesprochen werden. (I3: 205 ff.) Hier zeigt sich ganz deutlich, wie strukturelle Sexismen individuelle, sexualisierte Gewalt gegen Frauen* begünstigen. Eine Beraterin* beschreibt die Auswirkungen von psychischer Gewalt auf die Frauen*, die zu ihr in die Beratung kommen:

Also, auch so [...] Frauen, die [...] ganz viele Abwertungen erfahren haben oder irgendwie viele/viel psychische Manipulation aushalten haben müssen und nicht mehr genau wissen, was ist jetzt richtig und was falsch, weil, weil sie eben zu viel psychische Gewalt erlebt haben und dadurch auch so die Selbstwahrnehmung irgendwie verrückt wird so. (I4: 180 ff.)

Auch auf geschlechtsspezifische Formen der Sozialisation wird an vielen Stellen der Interviews eingegangen. Eine Beraterin* beschreibt, dass insbesondere weiblich* sozialisierte Menschen oft nicht darin geübt seien, für ihre Bedürfnisse einzutreten. (I4: 458 ff.) Das Bedürfnis nach

²⁴¹ Mit dieser Schreibweise soll sichtbar gemacht werden, dass sexualisierte Gewalt gegen Frauen* größtenteils von Cis-Männern ausgeübt wird.

geschützten Frauen*- und Mädchen*räumen sei deshalb nachvollziehbar (I2: 624), um „mal wirklich Frau sein, selber sein [zu] können ohne eben mit diesem ständigen Schielen auf: ‚Wie reagieren die Männer?‘ Oder so. [...] jetzt nur hier in dem Raum so sein zu können, ohne das.“ (I3: 636 ff.) Eine Beraterin*, die viele junge Frauen* und Mädchen* berät, erzählt, dass das Aussehen für diese thematisch oft eine übergeordnete Rolle spielen würde. Diese „Topmodellisation“ (I2: 284), wie sie es nennt, würde sich beispielsweise in „diese[n] Duckface-Selfies [...] mit dem Smartphone“ (ebd.: 285 ff.) ausdrücken. Sie beschreibt eindrücklich die Homogenisierung und Stereotypisierung von Frauen*bildern, wenn sie erzählt, dass eine Frau*, die sich nicht schminkt und keine langen Haare hat, nicht als weiblich gelten würde. (Ebd.: 315 ff.) Auch der „Code [...] pink für die Mädchen“ (ebd.: 322) sei durchaus wirkmächtig. Das Konsumverhalten sei von den hegemonialen „Frauenimages“ (ebd.: 293) beeinflusst, wenn die Mädchen dann „diese teuren Taschen oder so kaufen müsste[n]“ (ebd.: 297 ff.), so die Befragte. Dass Prozesse des „doing gender“ auch das Freizeitverhalten beeinflussen, zeigt auch das Beispiel eines Mädchens*, das eine Frau auf einem Motorrad als „Macho“ (ebd.: 330) bezeichnet hätte. Die Interviewpartnerin* beschreibt, dass es in der Beratungsarbeit auch immer wieder spürbar sei, wie vergeschlechtlicht Berufe seien. (Ebd.: 305, 381) Von rassifizierten und vergeschlechtlichten Arbeitsbedingungen sind auch andere Erzählungen geprägt. Beispielsweise beschreibt eine andere Beraterin*, dass eine Klientin* von ihr als „Putzfrau“ (I3: 319) tätig ist und dies ein „knochenharter Job“ (ebd.) sei. Allerdings wird die Vergeschlechtlichung bestimmter Tätigkeiten auch in den Sozialeinrichtungen selbst reproduziert. Interviewpartnerin* 3 erzählt, dass „Assistenzleistungen von Männern²⁴²“ (ebd.: 108) ausgeführt werden, und erwähnt im Anschluss, dass ein Mann „Computersupporter“ (ebd.: 109) war.

In der Arbeit mit Mädchen* und jungen Frauen* würde sich auch immer wieder zeigen, dass es diesen peinlich sei, über Sexualität zu reden (I2: 403 ff.), sie oft sehr schlecht über den eigenen Körper Bescheid wüssten (ebd.: 412 f.), sie sich „sich selbst [...] fremd“ (ebd.: 464) seien und in Bezug auf diese Themen „eine große Infolücke“ (ebd.: 508) hätten. All diese Aussagen sind als Spiegel sexistischer und patriarchaler Herrschaftsverhältnisse zu denken. Wie in Kapitel 4 festgestellt wurde, entspricht es einem feministischem und rassismuskritischem Arbeitsansatz, Probleme nicht oder nicht ausschließlich als individuelles Scheitern, sondern als Folge struktureller Gewalt zu deuten. Eine Beraterin* kritisiert in ihren Ausführungen über feministisches Arbeiten, dass im Sozialbereich durch unreflektierte Übernahme von Diagnosen diese

²⁴² In diesem Fall von Cis-Männern, weshalb der Asterisk entfällt.

Kontextualisierung in gesellschaftliche Verhältnisse oft ausbleiben würde und äußert ihren Ärger darüber: „Also, ich bin jetzt BÖSE zu den Anderen, ja? [lacht] Die sind natürlich auch nicht so unreflektiert hoffentlich/obwohl es gibt viel, sehr viel, es wird sehr viel Scheiße auch veranstaltet, was man so mitkriegt.“ (I3: 536 ff.)

Interessant ist auch die Aussage einer Beraterin*, mit der sie einem eurozentrischen Fortschrittsdenken etwas entgegensetzt. In ihrer Antwort auf die Frage nach Überschneidungen zwischen Sexismus und Rassismus geht sie primär auf Sexismen ein und verortet diese als weltweites Phänomen: „Es betrifft auch nicht nur Migrantinnen, es ist auch in Europa, Amerika, es ist immer so. Die Frauen sind nicht [...] gleichgestellt wie Männer.“ (I5: 301 ff.) Als Beispiel führt sie „Gehaltsunterschied[e]“ (ebd.: 307) zwischen Männern* und Frauen* an und meint, dass es diese „fast überall“ (ebd.: 307) gäbe. Sie thematisiert weiters, dass weniger Frauen* in Führungspositionen sind, obwohl sie oft besser geeignet wären. (Ebd.: 312 ff.)

5.4.1.3 *Intersektion von Rassismen und Sexismen (A3)*

Es wird in den Aussagen meiner Interviewpartnerinnen* deutlich, dass Migrantinnen* eine erhöhte Vulnerabilität gegenüber verschiedenen Achsen der Diskriminierung haben und Sexismen und Rassismen sich häufig überkreuzen. Interviewpartnerin* 4 stellt zur Intersektion von Rassismen und Sexismen fest, dass sich daraus auch ein erhöhter Bedarf nach sozialarbeiterischer Unterstützung ergeben kann:

[D]ass Menschen, die von Sexismus und Rassismus betroffen sind, einfach grundsätzlicher in eine prekärere Lage gebracht werden und dadurch eher diese Unterstützung brauchen/ah/weil's vielleicht eben die, weil's die Ressourcen nicht gibt, das in einem anderen, in einer anderen Form aufzufangen, im eigenen Netzwerk aufzufangen oder so. Weil's das vielleicht in der Form nicht gibt oder weil DAS eben auch nicht die Ressourcen hat, um zu unterstützen oder so. Und da find ich, ist das schon auch ein Ausdruck von eben/von was sind diese/also, mit was sind diese Menschen konfrontiert. (I4: 726 ff.)

Eine Beraterin* sagt, „dass Migrantinnen einfach sehr viel stärker ausbeutbar sind“ (I1: 89), eine Andere beschreibt diese Intersektionalität so, dass Frauen* generell „immer unterschätzt sind und diskriminiert [werden], weil sie NUR Frauen sind“ (I5: 253 f.). Wenn dann noch die Eigenschaft, Migrantin* zu sein, dazu kommen würde, wäre das „so viel auf einmal“ (ebd: 256). Eine Beraterin* nimmt Bezug auf das Kopftuch muslimischer Frauen* (I3: 1078) und stellt fest, dass „über Frauenkörper und Frauenleben gesellschaftliche Diskurse geführt und die Frauen [...] dann eingeteilt [werden] in Gut und Böse“ (ebd.: 1078 ff.).

Dass der österreichische Arbeitsmarkt sowohl rassistisch als auch sexistisch segmentiert ist, zeigt folgende Beschreibung einer Interviewpartnerin* darüber, wie sich die Arbeitssuche für Migrantinnen* gestalten kann:

Und sie gehen irgendwo hin, sich vorzustellen zum Beispiel und so/ja: ‚Wir nehmen keine Migrantinnen.‘ Oder: ‚Die Deutschkenntnisse sind nicht ausreichend.‘ Obwohl es vielleicht auch nur eine Reinigungsarbeit ist. Wozu braucht man da eine/also, keine Ahnung, eine/also, ohne Akzent, also Öster/Deutsch ohne Akzent? (I5: 205 ff.)

Anschaulich geben die Aussagen der Interviewpartnerinnen* Zeugnis darüber ab, wie strukturelle Rassismen und Sexismen individuelle Formen derselben Diskriminierungsachsen begünstigen und mit anderen Diskriminierungsformen zusammentreffen. Mitarbeiter_innen von Behörden werden aufgrund dessen, dass sie oft die Schnittstelle zwischen Migrantinnen* und Staat darstellen, in eine Machtposition gegenüber Migrantinnen* gesetzt. (I1: 219 ff.) Als Beispiel werden, neben Behörden, auch Botschaften als Orte genannt, wo Migrantinnen* oft mit ihren Anliegen abgewiesen werden. (Ebd.: 234 ff.) Interviewpartnerin* 1 beschreibt im Laufe des Interviews mehrmals, wie strukturelle Machtpositionen von Einzelpersonen genutzt werden, um dem eigenen diskriminierendem Verhalten Raum zu geben. (Ebd.: 219 ff., 331 ff., 341 ff., 393 ff., 763) Als Beispiel führt sie eine Situation an, in der sich eine Beamtin* über das Passfoto einer Migrantin* lustig gemacht hat. (Ebd.: 344 ff.) Zur fehlenden Empathie, die strukturell gefördert, wenn nicht sogar gewünscht wird, sagt die Beraterin*: „[E]s ist halt einfach kein Platz da, für [zögert] eine Überlegung, wie es jemandem geht.“ (I1: 410 ff.) Auch über die Unmöglichkeit, sich als Migrantin* „richtig“ zu verhalten, um keinen Rassismen und Sexismen ausgesetzt zu sein, spricht sie:

Und dann wird natürlich auch nicht wahrgenommen, wenn jemand einmal eh schon ganz viel kann, das ist dann, das ist dann höchstens verdächtig. [lacht] Wieso, wieso einer dann irgendwie sich schon gut auskennt, da ist dann irgendwas/kann da nicht stimmen, ja. (Ebd.: 416 ff.)

Auch eine andere Beraterin* schildert Situationen bei Gericht, wo Migrantinnen* „wirklich sehr heruntergeputzt werden“ (I3: 397 f.). Interviewpartnerin* 1 sagt, dass diese Auseinandersetzungen für sie einen schwierigen Teil ihrer Arbeit darstellen würden. (I1: 198 ff.) Sie beschreibt die Behördenmitarbeiter_innen als „sehr verständnislos und [...] nicht zugänglich [...] und gar nicht erreichbar“ (ebd.: 201 f.). Diese Umgangsformen seien belastend und hätten auch Auswirkungen auf die Frauen*. (Ebd.: 212 f.) Die Befragte meint über die rassistisch Agierenden: „[S]ie wissen, dass es schwierig ist, das ist ihnen aber wurscht. Dann kann ich das zwar einerseits schon als deren Funktion begreifen, die müssen jetzt nicht was weiß ich wie mit-schwingen, aber es ist trotzdem oft schwierig“. (Ebd.: 204 ff.) Eine andere Interviewpartnerin* schildert Ähnliches in Bezug auf die Erfahrungen von Migrantinnen* bei Gericht in Situationen von Trennung und Scheidung:

[D]a merk ich schon, wie ich, wenn sie erzählt, wie das war, sehr hellhörig bin, weil ich das einfach sehr gut kenne, dass die sehr schnell abgeschaselt werden, nur die halbe Information bekommen, so abwertend/ah/abschließende Antworten kriegen/ahm/nicht den Raum/die brauchen vielleicht ein bisschen länger ja oder, oder ein bisschen eine Hilfe, um sozusagen/auch dass sie erzählen können, worum es geht oder so, ja? Und das wird ihnen nicht gegeben. Ja? Wenn sie nicht in drei Sätzen antworten, dann haben sie/[...] Dann spüren/ja diese Mauern, dann fangen sie zum Weinen an und so irgendwas. [...] und da kommt der SEXISMUS dann hinein, ja? Ahm/Also, wo wirklich dass dann zum Beispiel so Situationen, die jetzt/ah/für Migrantinnen/ah/wirklich einen UNGLAUBLICHEN Stress/ah/unglaublichen Stress bedeuten und wo auch wirklich sehr viele, sehr viele Übergriffe und sehr viele Entwertungen und Verletzungen auch passieren, ja? Und wo sie, wo sie sozusagen sehr/wo dieses Gefühl: ‚Ich habe viel schlechtere Chancen, da zu meinem Recht zu kommen.‘ Also total verstärkt wird, ja? (I3: 368 ff.)

An späterer Stelle benennt sie solche und ähnliche Verhaltensweisen klar als „Rassismen“ (ebd.: 393). Auch der herrschende Integrationsimperativ wird in ihren Ausführungen deutlich, wenn davon die Rede ist, dass gesellschaftlich erwartet wird, dass Migrantinnen* „[sich] erst einmal anpassen“ (ebd.: 318 f.).

Eine Interviewpartnerin* betont, dass Schwarze Frauen* „WIRKLICH, wirklich, wirklich noch einmal, noch einmal einen ordentlichen Tick mehr diskriminiert werden. Und angefliegen werden und undifferenziert irgendwie Hassmeldungen abkriegen“ (I1: 335 ff.). Dass hier die Kombination von Rassismus und Sexismus wirkt, wird deutlich als sie feststellt, dass

grundsätzlich Frauen* aus Nigeria einmal zugeschrieben wird, dass sie/also, ich sage ‚Sexarbeiterinnen‘, aber gesagt wird natürlich, dass das eine ‚Prostituierte‘ ist oder eine ‚Hure‘, wie halt sozusagen die Leute sagen. Dass das so eine Zuschreibung ist, die funktioniert, erlebt man natürlich auch immer wieder. (Ebd.: 452 ff.)

Die Beraterin* sagt, dass es für sie aufgrund dieser rassistischen und sexistischen Zuschreibungen besonders wichtig sei, zu reflektieren, „was die Frau jetzt erlebt aufgrund ihrer Herkunft, aufgrund ihrer Hautfarbe, aufgrund ihres Frauseins, was ihr da entgegenkommt und was das wiederum zu tun hat mit ihren Möglichkeiten oder Unmöglichkeiten“ (Ebd: 1133 ff.).

Ein weiterer Aspekt des äußeren Erscheinungsbildes, das Rassismen wie ein Magnet anzuziehen scheint, ist das Kopftuch muslimischer Frauen*. Eine Beraterin* erzählt über ein von ihr betreutes Mädchen*: „Ich kenne einen Fall²⁴³, da trägt ein Mädchen* ihr Kopftuch nicht in der Schule, weil/ahm/sie sagt, dass die kopftuchtragenden Mädchen immer die schlechteren Noten kriegen, obwohl sie die gleichen Sachen machen.“ (I2: 245 ff.) Auch Interviewpartnerin* 5 nimmt Bezug auf dieses Thema:

²⁴³ Der Terminus „Fall“ wird häufig in der Sozialen Arbeit verwendet. Foucault schreibt dazu: „Die Prüfung macht mit Hilfe ihrer Dokumentationstechniken aus jedem Individuum einen ‚Fall‘: einen Fall, der sowohl Gegenstand für eine Erkenntnis wie auch Zielscheibe für eine Macht ist. [...] der Fall ist das Individuum, wie man es beschreiben, abschätzen, messen, mit andern vergleichen kann – und zwar in seiner Individualität selbst; der Fall ist auch das Individuum, das man zu dressieren oder zu korrigieren, zu klassifizieren, zu normalisieren, auszuschließen hat usw.“ (Foucault 1994: 246)

Ja, zum Beispiel eine Frau aus Afrika ist nicht wie eine Frau aus dem Iran. Zum Beispiel. Ja. Die aus Afrika haben vielleicht so viel zu kämpfen mit der Hautfarbe, weil sie so direkt bemerkbar ist. Und vielleicht aus dem Iran auch wegen dem Kopftuch oder so. (I5: 776 ff.)

Stereotypisierende Zuschreibungen würden aber nicht nur im Kontakt mit Menschen, „die man so trifft“ (I1: 464) zu Tage treten, sondern auch auf Fachkonferenzen (ebd.: 468 ff.), beschreibt eine Interviewpartnerin*. Sie schildert, dass bei einer Fachkonferenz eine Person, die sich „sehr wohl mit der Thematik grundsätzlich sehr viel beruflich auseinandersetzt“ (ebd.: 495 ff.) rassistische und sexistische Zuschreibungen gegenüber Frauen* aus asiatischen Ländern geäußert hätte. Die Befragte hätte dann versucht, dem etwas entgegenzuhalten, „aber da merkt man halt, was so die Vorannahmen sind und was so die Schubladen sind, die dann gleich einmal kommen“ (Ebd.: 484). Diese Aussage zeigt deutlich die Eingebundenheit des Arbeitsfeldes in ein Feld epistemischer Gewalt, in dem das Wissen über die *Anderen* andauernd reproduziert wird.

In einigen Erzählungen wird mit dem Klischeebild des Migranten als Täter sexualisierter Gewalt gebrochen. Interviewpartnerin* 3 spricht an, dass viele Migrantinnen mit Österreichern verheiratet sind und die Männer ihre Ehefrauen häufig unterdrücken. (I3: 749 ff.) Die Intersektion von Rassismen und Sexismen würde sich dann folgendermaßen äußern:

Und/ahm/da fängt's mit Sexismus an und es entsteht, also das Rassistische kommt dann/also, zumindest in dem Moment, wo/wenn dann alles nicht mehr so rund läuft oder wo Konflikte entstehen oder eben Alltag und Gewalt womöglich dazu kommt oder einsperren oder, oder eben absondern oder Eifersucht oder was auch immer, ja? Wo wirklich auch dann diese Gewalt und dann auch die rassistischen Zuschreibungen dazu kommen, ja? Das in Abhängigkeit halten. (Ebd.: 774 ff.)

Eine andere Beraterin* beschreibt das Machtverhältnis, das aus diesen Beziehungen resultieren kann:

[H]alt in einer Beziehung mit einem *weißen* Österreicher und der halt quasi in einer sehr starken Machtposition ihr gegenüber ist [...]falsche Informationen gibt/ahm/ihr Sachen verbietet/ahm/genau, und sie einfach aufgrund ihrer Position als Frau, Migrantin/ahm/in einer/ja, in einer Lage ist, wo sie viel schwieriger quasi aus dieser Position raus kann. [...] Und einfach ja, wo man dann diese/auch durch dieses eben/Welche/Zu welchen Informationen hab ich Zugang, so. Ahm, wer kann was mit mir machen aufgrund meiner Ausgangslage? Und dann zeigt sich dann dieses Machtverhältnis ganz, ganz, ganz/ahm/stark, genau. Und vor allem eben auch jetzt mit, mit Menschen, die erst kurz hier sind oder so wirklich noch gar kein Netzwerk haben außer vielleicht dieser Person oder so. Mhm/genau. Vielleicht auch noch/ahm/über die Ehe der Aufenthalt/ah/quasi [stammelt] sie überhaupt über die Ehe den Aufenthalt erst bekommen hat/ahm/und ihn [stammelt] ihn sonst nicht, also wenn sie sich scheiden lassen, den verlieren. Also so, genau. (I4: 750 ff.)

Hier wird eindrücklich geschildert, wie strukturelle Rassismen in Form restriktiver Fremden-gesetzgebungen individuelle Formen von Gewalt und Rassismus begünstigen. So werden Migrantinnen* gezwungen, in Paarbeziehungen zu bleiben, die destruktiv sind. Auch eine andere Befragte beschreibt, dass viele Männer, die schon länger in Österreich sind, ihre Frauen* nicht

unterstützen. Sie macht dabei keinen Unterschied zwischen Österreichern und Nicht-Österreichern. (I5: 217 ff.)

5.4.1.4 *Intersektion weiterer Diskriminierungsformen (A4)*

Neben Sexismen und Rassismen werden von den Interviewpartnerinnen* auch andere Diskriminierungsformen angesprochen. Beispielsweise sagt Interviewpartnerin* 1: „Klassismen auch, das muss ich sagen, das ist schon auch was doch auch einen ganz schönen Einfluss hat oft einmal.“ (Ebd.: 1152 f.) Interviewpartnerin* 2 verweist mehrmals auf Klassenunterschiede, ohne jedoch den Klassenbegriff zu gebrauchen. Sie spricht von finanziellen Problemen (I2: 90), Schulden und Arbeitslosigkeit (ebd.: 115), von denen Migrantinnen*, die in die Beratungsstelle kommen, betroffen sind. Außerdem betont sie mehrmals, dass viele Klientinnen* aus einem bestimmten Wiener Bezirk kommen. (Ebd.: 10, 113) Dies kann durchaus als Code dafür gewertet werden, dass viele aus sozial schwachen Familien kommen würden. An anderer Stelle führt sie aus, dass manche Familien²⁴⁴ Gefahr laufen würden, aufgrund von Schulden ihren Wohnsitz zu verlieren. (Ebd.: 679 f.) Auch eine andere Beraterin* spricht von der materiellen Not der Migrantinnen*, mit denen sie arbeitet. Sie beschreibt:

Also, meistens geht es um Soziales, also Sozialleistungen in Österreich zum Beispiel, Mindestsicherung, welche Voraussetzungen oder wenn sie einen negativen Bescheid [bezüglich ihres Antrages auf Mindestsicherung (I5: 137)] bekommen haben, dann müssen wir versuchen, auch Kontakt zu der Behörde aufzunehmen und Berufung schreiben. Ja. Und so. Das ist nur ein Beispiel. (Ebd.: 126 ff.)

Interviewpartnerin* 4 stellt fest, dass, wenn eine finanzielle Absicherung gegeben sei, manche Probleme „genauso wenig oder genauso viel ein Thema [wären] wie bei anderen, bei jetzt mehrheitsösterreichischen Frauen“ (I4: 514 f.). Eine andere Beraterin* spricht die Heterogenität der von ihr betreuten Frauen* und Mädchen* in Bezug auf Arbeitsverhältnisse und Klasse an:

Jetzt denke ich wieder an eine andere [...] Klientin, die war [...] Ägypterin und/ah/hat/also, aus sehr einfachen sozialen Verhältnissen/als Putzfrau gearbeitet, war schon älter und halt Putzfrau, ein knochenharter Job und ich glaube, drei oder vier Kinder hat sie gehabt und so weiter. Und dann kommt eben die Universitätsprofessorin, ja und was dann schon entsteht ist, zu sehen, was/was trotzdem, trotzDEM, also trotz dieser verschiedenen Lebensfelder/ah/was trotzdem ähnlich ist. Welche Themen trotzdem ähnlich sind. Ja? (I2: 315 ff.)

²⁴⁴ Von Interviewpartnerin* 2 wird in ihren Ausführungen allerdings nicht dezidiert dazu gesagt, ob die Betroffenen Migrantinnen* oder Mehrheitsösterreicherinnen* sind. Dies kann als Hinweis darauf gedeutet werden, dass die Kategorie Klasse vielfach stärker die Alltagsbedingungen von Menschen prägt als die Kategorie *race*. Bereits im Theorieteil wurde thematisiert, dass Klassenunterschiede oft vernachlässigt werden, aber generell eine wichtige Rolle in der Sozialen Arbeit spielen. Jene, die finanzielle Ressourcen haben, können oft selbständig Lösungsansätze für Probleme finden, ohne auf sozialarbeiterische Unterstützung zurückgreifen zu müssen.

Dies ist ein Indiz dafür, dass sich Partnerschaftsprobleme bis zur Gewalt zwischen Ehepartner_innen durch alle sozialen Schichten ziehen. Eine andere Interviewpartnerin* schildert, dass manche Frauen* durchaus sozial gut eingebettet seien, aber aus Schamgefühl über ihre Probleme schweigen würden. (I3: 429 ff., 451 ff.) Interviewpartnerin* 4 reflektiert dazu, dass auch viele „weiße, österreichische Frauen“ (I4: 720) Probleme hätten und dass sie „WENIGER und nicht NICHT“ (ebd.: 721) bei Sozialvereinen Hilfe suchen würden. Sie schließt an, dass dies aber auch damit zu tun hätte, „wie man jetzt irgendwie Angebote setzt und wer wie eingeladen wird“ (Ebd: 723 ff.). Wie im Theorieteil unter Bezugnahme auf Mecheril und Melter (2010: 126) festgestellt wurde, erfolgt im Zuge der Sozialen Arbeit eine Konstruktion von Zielgruppen, die mit Ein- und Ausschlüssen einhergeht.

In manchen Fällen verstärken sich Klasse und *race* gegenseitig, wie Interviewpartnerin* 4 am Beispiel der Vergabe von Gemeindewohnungen verdeutlicht. (I4: 489 ff.) Es gäbe generell zu wenig geförderten Wohnraum und für manche Personengruppen sei dieser noch schwerer zugänglich. (Ebd.: 495) Insbesondere betroffen seien davon Personen, die „keinen [...] regulären Aufenthaltsstatus“ (ebd.: 509) hätten. Sie schlägt vor, Leerstände zu nutzen, um das Problem des Wohnraummangels zumindest ansatzweise zu lösen. (I4: 502 ff.) Allerdings würde dafür der politische Wille fehlen. (Ebd.)

Die Wirkmächtigkeit der heterosexuellen Matrix, die im Theorieteil im Kapitel 2.3 „Das *Geschlecht* Sozialer Arbeit und in der Sozialen Arbeit“ dargelegt wurde, wird auch in den Interviews deutlich. Eine Befragte stellt fest, „dass für die meisten Menschen diese gesicherte geschlechtliche Identität Wichtigkeit hat und unglaublichen Einfluss auch hat“ (I3: 593 ff.). Eine Befragte weist auf ihre eigene queere Lebensweise hin. (I2: 306 ff.) Am anschaulichsten können heteronormative Zustände und der Zwang zur Zweigeschlechtlichkeit aber anhand der Frage nach der Transoffenheit der Institutionen dargestellt werden. Eine Befragte meint, dass es „kein Problem“ (ebd.: 76) sei, wenn Transgenderpersonen in die Beratung kommen würden. Interviewpartnerin* 3 sagt, dass „immer auch schon Transgenderpersonen“ (I3: 49) in die Beratung kommen konnten. Es ist jedoch ein Unterschied, ob die Ausgrenzung von Transpersonen „nie ein Thema [war]“ (ebd.: 55) oder ob sich Beratungsstellen mit ihren Angeboten dezidiert an jene Menschen richten, die sich außerhalb des Zweigeschlechtersystems verorten. Eine Beraterin* spricht diese Diskriminierungen, die sich auch in Sozialeinrichtungen finden, deutlich an:

Da habe ich auch schon Situationen erlebt, die find ich sehr ausschließende Strukturen aufgezeigt haben. Die diese Beratungsstelle halt hat. Genau, also würd ich eher sagen, ist eher ein Trans ausschließender Raum, nicht explizit und nicht unbedingt jetzt definiert, gewollt, aber auch nicht inkludierend. (I4: 27 f.)

Deshalb sei es wichtig, dass hegemoniale Vorstellungen von Weiblichkeit* und Gewaltdynamiken hinterfragt werden:

Also, ich glaub, das ist auch/wird oft sehr einfach dargestellt. Also, quasi, die Männer, die Gewalttäter und die Frauen, die/ahm/Betroffenen von Gewalt. Und das IST ja ganz häufig so, das ist wichtig, dieses Maßverhältnis zu benennen. [...] Und trotzdem funktioniert Gewalt nicht nur in diese Richtung, funktioniert eben auch wieder über andere Ebenen wie Rassismus oder Klassismus oder so, wo nochmal andere Machtebenen reinkommen, die auch/ahm/eine Rolle spielen können in solchen Dynamiken. Entweder quasi/sie noch quasi weiter auseinander bringen, also die wirklich Hierarchien auch/ahm/stärker machen im Sinne von, eine Frau, die von Sexismus UND Rassismus betroffen ist oder, vielleicht noch von Transphobie betroffen ist. Oder so, ja? Und ihr gegenüber ein, ein *weißer*, österreichischer Mann mit Au/mit fixem Aufenthalt und sie nicht. Also, wo sich das alles ja noch verstärken kann. Ja, und in, in, in/ah/anderen Fällen, ja, funktioniert's halt nicht in dieser Klarheit oder in dieser klaren Differenz von Täter und Opfer oder so. Oder auch Gewalt in lesbischen, bisexuellen Beziehungen so. So. Und das wird auch, find ich, find ich wenig thematisiert jetzt in dem Kontext. (Ebd.: 427 ff.)

5.4.1.5 Privilegien der Dominanzgesellschaft (A5)

Die Privilegien der Dominanzgesellschaft werden als Gegensatz zur Vulnerabilität von Migrantinnen* gegenüber verschiedener Formen von Gewalt dargestellt. Bezüglich der Verletzlichkeiten am Arbeitsmarkt sagt Interviewpartnerin* 1, es sei „viel schwieriger, eine Österreicherin auszubeuten“ (I1: 95). Auch eine andere Beraterin* ist unter Bezugnahme auf erhöhte Verletzbarkeiten von Migrantinnen* der Meinung: „Ah, Österreicherinnen sind das auch, aber sie spüren es oft nicht so stark.“ (I3: 328 f.)

Der Habitus mancher Österreicherinnen* in Gruppen gegenüber Migrantinnen* wird von Interviewpartnerin* 3 eindrücklich imitiert: „[A]lso so Gestandene²⁴⁵/Also so [...]: ‚Ich bin Österreicherin.‘“ (I3: 254) Sie zeigt mit ihrer Darstellung anschaulich Dominanz und deren Auswirkungen auf *Andere*.

Es wird die Vermutung in den Raum gestellt, dass Mitarbeiter_innen von Behörden gewisse unangenehme Umgangsformen nur gegenüber Migrant_innen zeigen würden: „[D]ie hat sich dermaßen aufgeführt und ich bin ziemlich sicher, das hätte sie nicht gemacht [...], wäre das eine *weiße* Frau gewesen oder gar eine Österreicherin.“ (I1: 376 ff.) Hier wird auch wieder die Einschätzung einer je nach „Phänotyp“ unterschiedlichen Betroffenheit von Rassismus, wie sie bereits in Bezug auf Rassismen gegenüber Schwarzen Menschen angesprochen wurde, deutlich. (I1: 335 ff.) Weiters wird angesprochen, dass auch für Österreicherinnen* der Umgang mit Behörden eine Herausforderung darstellt, diese allerdings in der Regel ein größeres soziales

²⁴⁵ Beim Wort „Gestandene“ wechselt sie in den Dialekt. Ihre Körperhaltung dazu ist Folgende: Sie plustert sich auf, macht sich breit, streckt die Arme leicht im Bogen zur Seite links und rechts.

Umfeld vor Ort haben, auf das sie zurückgreifen können: „[N]ur dass wir halt mehr Ressourcen hier rundherum haben, zu fragen/irgendjemanden Bekannten: ‚Sag einmal, wie geht denn das?‘ Wenn man das das erste Mal macht.“ (Ebd.: 402 ff.) Die Verwendung des Wortes „wir“ (ebd.: 402) deutet darauf hin, dass die Interviewpartnerin* sich auch selbst als der Dominanzgesellschaft zugehörig betrachtet.

Eine Beraterin* spricht nicht intendiert Privilegien der Mehrheitsgesellschaft an, als sie darüber spricht, dass auch Österreicherinnen* von einem Bundesland in ein anderes migrieren können und dann mit anderen Strukturen konfrontiert sind. (I3: 236 ff.) Wenn sie Krisen hätten, würden sie dann überlegen, ob sie nicht wieder „heim gehen sollten“²⁴⁶ (ebd.: 241), dorthin, wo sie Angehörige hätten. „Also, wo dann wirklich so Entscheidungssituationen entstehen: Bleib ich da oder geh ich.“ (Ebd.: 243 f.) Diese Wahlfreiheit ist allerdings mit einem sicheren Aufenthaltstitel sowie mit finanziellem und sozialem Kapital verbunden. All das steht Migrant_innen und insbesondere Geflüchteten häufig nicht oder nicht in dieser Form zur Verfügung. Schließlich räumt die Interviewpartnerin* zu diesem Beispiel der Binnenmigration ein: „Da ist halt, die Zuschreibung ist wahrscheinlich bei einer [...] Osttirolerin von außen noch einmal eine andere als bei einer/weiß ich nicht/türkischen Frau oder so.“ (Ebd.: 248 ff.) Es werden hier Rassismen zwar nicht dezidiert benannt, das Thema schwingt aber in der Aussage mit.

Die Privilegien der Mehrheitsgesellschaft werden ganz deutlich, wenn es um das Recht auf Sozialleistungen geht. Eine Beraterin* beschreibt, dass viele Leistungen, wie beispielsweise Mindestsicherung, an einen sicheren Aufenthaltstitel beziehungsweise die Staatsbürgerschaft gebunden sind (I5: 177 ff.) In Bezug auf österreichische Staatsbürger_innen sagt sie: „Diese Sozialleistungen sind kein Problem, sie sind für sie da.“ (Ebd.: 185 f.)

5.4.2 Identitätskonstruktion/Verortung der Beraterin* (Kategorie B)

In Kategorie B wird das Sprechen der Beraterinnen* über sich selbst zusammengefasst. Kategorie B1 bezieht sich auf die politische Positionierung, wobei von besonderem Interesse ist, ob sich die Interviewpartnerinnen* als Feministinnen* sehen und ob sie sich kritisch zu Rassismen äußern. Weiters wird im Rahmen dieser Unterkategorie darauf geachtet, ob sich die Interviewpartnerinnen* zu eigenen Rassismen und Privilegien reflexiv äußern. Während die politische Verortung in Kategorie B1 auch persönliche Ansichten inkludieren kann, liegt der Schwer-

²⁴⁶ Bei diesem Satz wechselt die Interviewpartnerin* vom Schriftdeutsch in den österreichischen Dialekt. (I3: 241)

punkt von Kategorie B2 in der Selbstdarstellung als professioneller Beraterin* und Fachfrau*.²⁴⁷ Von Interesse ist beim Sprechen über eigene Kompetenzen, inwieweit sich diese Narrative auf Erfahrungswissen und inwieweit auf Berufsausbildung oder ein Studium beziehen. Kategorie B3 wurde hinzugefügt, weil sich bei der Durchführung der Interviews gezeigt hat, dass einige Interviewpartnerinnen* erklären bis rechtfertigen, warum sie in der Rolle als Beraterin* sind beziehungsweise aufgrund welcher Kompetenzen sie die Arbeit bekommen haben. Diese Argumentationsmuster haben hier Platz.

5.4.2.1 Politische Verortung (B1)

Politische Einstellungen werden meistens nicht dezidiert von den Befragten geäußert, sondern schwingen in den Aussagen, die im Folgenden zusammengefasst werden, mit. Am deutlichsten erfolgt von meinen Interviewpartnerinnen* eine feministische Verortung. Interviewpartnerin* 1 sagt mehrmals, dass es ihr wichtig sei, feministisch zu arbeiten und sich mit feministischen Themen und Sexismen auseinanderzusetzen. (I1: 613 ff., 1150 ff., 1072 ff.) Auch Interviewpartnerin* 2 erzählt, dass ihr feministische Aspekte ihrer Arbeit sehr wichtig sind und wesentlich dazu beiträgt, dass sie die Arbeit gerne macht. (I2: 1001 ff.) Interviewpartnerin* 3 nimmt für sich in Anspruch, feministisch zu arbeiten (I3: 516) und reflektiert dazu:

Wobei [...] Ich arbeite auch mit Männern, also insofern/aber mit denen arbeite ich auch feministisch. [lacht] Und Feminismus ist ja ein weites Feld, also/und überhaupt nicht irgendwie so homogen und, und, und/unstreitbar, also da hat ja auch ganz viel Platz. Ahm, man verändert sich ja auch. Ah, es ist natürlich die Frage, was dann feministisch ist, ist gar nicht so leicht zu beantworten, ja? (Ebd.: 516 ff.)

Interessant ist, dass sich eine Beraterin* dezidiert zum Thema „Frauenquote“ (I1: 882) äußert, ohne dass ich diesen Begriff in meinen Fragen erwähne. Sie assoziiert mit dem Manifest von FeMigra (2004: 25) die Forderung nach einer Quotenregelung für Migrantinnen* und gibt daraufhin zu verstehen, dass sie weder davon noch von einer Frauenquote viel hält. (Ebd.: 882 ff.) Auch ich stelle in Kapitel 4 eine Verknüpfung zwischen der Forderung von FeMigra und Frauen*quoten her, allerdings mit dem Unterschied, dass ich Quotenregelungen durchaus für legitime Instrumente auf dem Weg zur Herstellung von Chancengleichheit erachte.

In allen Interviews wird eine Auseinandersetzung der Befragten mit Sexismen deutlich. (Vgl. I1: 605 ff.; I2: 284; I3: 636 ff.; I4: 844 ff.; I5: 301 ff.; siehe Kategorie A) Interviewpartnerin* 4 spricht ihr queer-feministisches Interesse an. (I4: 832) Eine andere Befragte betont zwar die

²⁴⁷ Wenn jedoch die Selbstdarstellung der Beraterin* eng mit der Konstruktion der *Anderen* zusammenhängt, wird die Aussage Kategorie C zugeordnet.

Parteilichkeit für Frauen* (I5: 839), spricht aber nicht dezidiert über Feminismen. Das Wissen um Ungleichbehandlungen von Frauen* und eigene Sexismuserfahrungen stellen für Interviewpartnerin* 4 eine grundlegende Motivation für die Arbeit in diesem Handlungsfeld dar:

Also, ist auch Teil meiner politischen Grundmotivation oder so. Also, nicht jetzt dass ich die/[...] Sexismuserfahrung gemacht hab nur, aber das ist natürlich Teil davon. Also/warum ich jetzt irgendwie [...] ja, dagegen handeln möchte oder ANDERS handeln möchte oder so. (I4: 844 ff.)

Auch das detaillierte Beantworten mancher Fragen kommt einer politischen Positionierung gleich. Interviewpartnerin* 1 beantwortet die Frage nach der Offenheit der Einrichtung für Transgenderpersonen²⁴⁸ besonders ausführlich. (I1: 114 ff.) Sie bedankt sich für die Frage (ebd.: 114), womit sie zeigt, dass ihr das Thema wichtig ist. Dass sie bei der Antwort kurz in der ersten Person singular redet, wenn sie sich fragt, wie sich Transpersonen in einer Frauen*einrichtung fühlen würden (ebd.: 135 f.), kann als Versuch, sich in Betroffene einzufühlen, gedeutet werden. Auch Interviewpartnerin* 2 sagt, dass sie sich selbst schon gefragt hätte, wie transoffen die Institution sei. (I2: 72) Interviewpartnerin* 4 kritisiert Ausschlüsse von Transpersonen. (I4: 27 ff.) Auch damit gibt sie zu verstehen, dass ihr das Thema wichtig ist. Interviewpartnerin* 3 betont, dass niemand im Team eine Öffnung für Transgenderpersonen infrage gestellt hätte – ebenso wenig wie die Schreibweise mit Asterisk (I3: 91 ff.), die implizieren würde, dass die Institution für „alle möglichen/ah/Geschlechter“ (ebd.: 9) offen sei.

An manchen Stellen lässt ein sensibler Sprachgebrauch der Befragten auf Auseinandersetzungen mit Rassismen und Diskriminierungen schließen. Beispielsweise spricht eine Beraterin* von „illegalisiert[en]“ (I4: 510) Menschen und von Migrantinnen* mit einem „prekären Status“ (ebd.: 512). Eine Beraterin* distanziert sich deutlich von dem Begriff der „Prostituierten*“ und bevorzugt jenen der „Sexarbeiterin*“, was feministische Debatten zum Thema widerspiegelt. (I1: 452 ff.)

Reflexivitätsprozesse

Interviewpartnerinnen* 1 und 4 nehmen mehrmals auf eigene Rassismen Bezug und betonen die Wichtigkeit, eigene Vorurteile zu reflektieren. Interviewpartnerin* 1 sagt dazu:

Und, was für mich wesentlich immer wieder dazu kommt ist eben auch, wie bei allen anderen Sachen/die ei/die Reflexion über das, was ich da tue und wieso mich was/Also, was wichtig für mich geworden ist, ist immer dann, wenn mich irritiert, das ganz besonders anzuschauen.

²⁴⁸ Auf die jeweiligen Institutionspolitiken diesbezüglich wird in Kategorie E ausführlicher eingegangen.

Was da alles drinnen steckt, auch jetzt in puncto/ah/Sexismen, Rassismen, eigenen Schubladen, eigenen Vorurteilen [...] Aber, es gibt viele -ismen und es gibt viel mit zu bedenken, was man sich immer wieder neu anschauen kann. Und das klingt jetzt aufs Erste einmal relativ kompliziert, aber wenn man eine gewisse Praxis drin hat, ist es nicht so/das ist nicht so viel in Wirklichkeit. Also, das ist schon/ja, das hat was mit einer Haltung zu tun und mit dem, was man sich zu eigen gemacht hat. (I1: 1145 ff.)

Interviewpartnerin* 4 setzt sich auch mit dem Kulturbegriff und der Wissensproduktion über die *Anderen* auseinander:

Rassismus funktioniert ja ganz viel über Stereotype, also wäre jetzt so ein zentraler Punkt für mich auf jeden Fall so zu sagen: Okay/ahm/im Kontakt mit Menschen einfach zu schauen: ‚Okay, welche Zuschreibungen mach ich aufgrund bestimmter Merkmale, die ICH auch zuschreibe oder wahrnehme und was sind da meine Assoziationsketten so?‘ Und dann/ahm/quasi/hm/Da find ich einfach notwendig, zu schauen: Okay, wo passiert denn das/so Kulturalisierungen, so/Wo bring ich da irgendwie [schnauft] bestimmte Assoziationen zum Beispiel zur rumänischen Kultur mit, von der ich aber eigentlich wenig weiß, weil ich die Gesellschaft, weil ich mich wenig mit der Gesellschaft befasst habe, noch nie dort war. Ah/keine Freundinnen hab, die Rumäninnen sind oder so zum Beispiel, ja? Also, wo ja dann auch ein sehr kleiner Ausschnitt v/von einer sehr heterogenen Gruppe wiederum nur/ah/präsent ist. (I4: 362 ff.)

Sie spricht damit ein wichtiges Thema an: Sozialarbeiter_innen haben in ihrem Beruf immer nur mit jenen Menschen zu tun, die bereits Probleme, welcher Art auch immer, haben. Mit jenen Bevölkerungsgruppen, die keinen Hilfsbedarf haben, haben Sozialarbeiter_innen höchstens in der Primärprävention, in der Regel aber nicht im Beratungssetting, zu tun. Deshalb ist es unzulässig, von Individuen ausgehend Schlüsse zu ziehen auf Gruppen, denen die Personen als zugehörig konstruiert werden. Die Befragte beschreibt, dass gerade deshalb die Selbstreflexion wichtig ist: „Deswegen/irgendwie/sich immer wieder zu überlegen: ‚Okay, was bring ich denn jetzt da schon wieder mit?‘ Ahm, und/Ja. Nicht auf diesen einfachen Erklärungen auch sitzen zu bleiben. So.“ (Ebd.: 385 ff.) Später im Interview kommt sie nochmals darauf zu sprechen, dass es ihr wichtig sei, zu hinterfragen, auf welche Themen sie sensibel reagieren würde und was das mit ihr selbst zu tun hätte. (Ebd.: 1042 ff.)

Interviewpartnerin* 1 spricht dieses Thema ebenfalls an, als sie ausführt, dass die Gefahr besteht, aus den Problemlagen bestimmter Zielgruppenangehöriger Schlüsse auf ganze Gruppen von Migrantinnen*, je nach deren Herkunftsländern, zu ziehen und so zu Homogenisierungen von Menschengruppen beizutragen. (I1: 509 ff.) Sie ergänzt: „[I]ch sehe ja nicht die ‚Normal‘/unter Anführungszeichen/-bevölkerung“ (ebd.: 517 f.) Diese Herausforderungen in der Sozialen Arbeit, der Verlockung kulturalisierender Zuschreibungen zu entgehen, wurden bereits in den Kapiteln 2 und 3 thematisiert.

Interviewpartnerin* 4 verortet sich als politisch links (I4: 1073) und spricht darüber, dass es ihr wichtig sei, das eigene *Weißsein* zu hinterfragen (ebd.: 1094). Über gesellschaftliche Normierungen reflektiert sie:

[U]nd eben/ahm [stammelt]/nicht nur den Blick auf mein Gegenüber zu richten, sondern auch zu schauen: Okay, was, was sind da jetzt die Normen die ich setzen/MEINE, mit meinem Dasein. Und wo könnten auch meine Defizite sein, dass ich was nicht verstehe oder ICH nicht [...] check. (Ebd.: 409 ff.)

Später im Interview, befragt danach, ob sie denkt, dass es spezielle Herausforderungen in der Arbeit mit Migrantinnen* gäbe (ebd.: 481 ff.), kommt sie nochmals auf das Thema der eigenen Zuschreibungen zu sprechen:

Und natürlich kommen jetzt, wenn ich/ah/nicht bestimmte Selbstverständlichkeit TEILE mit meinem Gegenüber kommt noch mehr Möglichkeiten von Missverständnissen, Möglichkeiten von zu/nega/also Zuschreibungen von mir oder so/ja?/hinzu, die, dann die, die Arbeit irgendwie/weiß ich nicht/ahm/ja, noch herausfordernder machen können, aber/Ja. (Ebd.: 540)

Das Hinterfragen der eigenen Privilegien sowie der Bereitschaft, welche davon abzugeben (I4: 936 ff.), lässt auf Reflexivitätsprozesse der Interviewpartnerin* schließen. Auch Interviewpartnerin* 3 meint, dass es wichtig sei, während Beratungsprozessen die eigene Rolle zu reflektieren: „Hab ich öfters solche Prozesse und hat das was mit mir zu tun? Ah, und so. Also, so, so Reflexionsschleifen find ich, find ich wichtig und spannend.“ (I3: 938 ff.) Manchmal würde es ihr auch helfen, Dinge niederzuschreiben: „Auch so, nicht nur das Gespräch protokollieren, sondern auch die eigene Verworrenheit.“ (Ebd.: 929 f.) An einer Stelle im Interview setzt sie kurz an, ihre eigenen Vorurteile gegenüber Partnerschaften zwischen österreichischen Männern und Migrantinnen zu reflektieren, sieht diese Vorurteile aber gleichzeitig aus ihrer Berufspraxis wieder bestätigt: „Das unterstelle ich natürlich allen diesen Beziehungen, das ist auch wieder gefährlich, aber/also, in manchen ist das halt einfach so.“ (Ebd.: 772 ff.) Interviewpartnerin* 1 beantwortet die Frage nach Rassismen im Sozialbereich sofort auf sich selbst reflektierend, indem sie sagt: „Und man muss sich natürlich auch immer wieder selber/ahm, hinterfragen sozusagen, weil natürlich/ah/muss man aufpassen, dass man nicht selber Schubladen entwickelt.“ (I1: 506 ff.)

Wie sich zeigt, bleiben Vorurteile seitens der Beraterinnen* dennoch oft unausgesprochen. Wenn beispielsweise darüber geredet wird, dass die Klientinnen* im Rahmen von Gruppen und Workshops ihre eigenen Vorurteile und Vorbehalte reflektieren könnten (I2: 241 ff.), so bleibt offen, ob dies auch für die anwesenden Sozialarbeiterinnen* gilt.

Auf weitere Reproduktionen von Vorurteilen und rassistischen Zuschreibungen wird in Kategorie C näher eingegangen, wenn der Fokus auf Differenzsetzungen zwischen den Beraterinnen* und den *Anderen*, die die Beratung aufsuchen, liegt.

5.4.2.2 Rolle als Beraterin*, Fachfrau* (B2)

Die Verortung als Fachfrau* hängt teilweise mit der politischen Verortung zusammen. Zur Auseinandersetzung mit Fachthemen gibt Interviewpartnerin* 1 beispielsweise an, während des Studiums feministische Lehrveranstaltungen besucht zu haben und durch die feministische Szene geprägt zu sein. (I1: 1073 ff.) Auch jetzt würde sie noch Zeitschriftenartikel zu diesen Themen lesen. (Ebd.: 1076) Sie erläutert: „Das interessiert mich immer noch und treibt mich um und beeinflusst mich auch klarerweise.“ (Ebd.: 1077 ff.) Allerdings gäbe es im Vergleich zur Studienzeit einen wesentlichen Unterschied:

[M]ittlerweile ist es insofern anders als im Studium, als das halt angereichert ist durch Praxis und ich halt auch quasi das Gefühl habe, dass ich auch in puncto Theoriebildung jetzt auch was mitzureden habe und da/da [stammelt] umgekehrt wieder auch was herzugeben habe. Was beeinflusst mich noch? Ja, ich meine, mich beeinflusst die ganze Welt, mich beeinflussen alle medialen Berichte, die so sind, mich beeinflussen Auseinandersetzungen da, ja, es ist schwer, schwer abzugrenzen. (Ebd.: 1079 ff.)

Diese Aussage zeigt, dass Theorie und Praxis nicht voneinander zu trennen sind und Sozialarbeiterinnen* zur Wissensproduktion beitragen.

Eine professionelle Verortung erfolgt auch durch die Betonung des Engagements in der Arbeit. Eine Beraterin* erzählt, dass dies die erste Arbeit gewesen sei, die sie „wirklich ernst“ (I3: 1270) genommen hätte. Eine andere Befragte geht näher auf ihre eigenen Ansprüche an sich selbst als Beraterin* ein und sagt, dass es ihr wichtig ist, verantwortungsvoll mit dem, was an sie herangetragen wird, umzugehen. (I4: 1046 ff.)

Auf die Frage danach, welche Kompetenzen in ihrer Arbeit wichtig sind, sagt Interviewpartnerin* 3, dass es wichtig sei, „offen zu sein, für das, was sie [die Frauen] erzählen und was sie beschäftigt und sie dann zu begleiten auf ihren Wegen“ (I3: 829 ff.). Weiters hält sie Folgendes für wichtig:

Natürlich/ah/also, beraterisch/ah/kompetent zu sein und möglichst vielfältige Möglichkeiten zu haben, mit Dingen umzugehen. Ahm [...] theoretisch und praktische Konzepte, wie man Sachen auch auflösen kann oder/ahm/nicht womöglich noch die Schwere vertieft, sondern eher abstützt und vielleicht ein bisschen mehr Leichtigkeit hineinbringt, oder wie man etwas abschließen und abrunden kann. Das/gibt's auch viele Menschen, die da ganz große Schwierigkeiten haben. Also, so Prozesse zu steuern. (Ebd.: 853 ff.)

Dieses von ihr angesprochene „Steuern“ von Prozessen impliziert eine machtvolle Position der Beraterin*. Auf die Frage danach, welche Fähigkeiten für ihre Arbeit wichtig seien, antwortet Interviewpartnerin* 5: „Na, welche Fähigkeiten? [lacht] NATÜRLICH das Wissen/das muss man schon genau wissen, wie und was hier“. (I5: 566 ff.) Sie führt allerdings nicht näher aus, welches Wissen genau sie meint. Sie betont, dass die Frauen*, die in die Beratung kommen,

ernsthafte Probleme hätten. „Ja. Deswegen Wissen, das ist wichtig, natürlich. Natürlich auch Empathie, das Wollen. Ja. Was? [lacht]Das ist das Wichtigste, find ich.“ (I5: 574 ff.)

Erfahrungswissen

Im Theorieteil wurde in Kapitel 3.3.2 die Bedeutung von Erfahrungswissen in der Sozialen Arbeit untersucht. Auch in den Interviews nehmen die Beraterinnen* darauf Bezug. Sie verwenden zwar nicht den Terminus „Erfahrungswissen“, thematisieren aber den Einfluss ihrer Identitätsmerkmale als Migrantin* und/oder Frau* auf ihre professionelle Tätigkeit. Eine Beraterin* spricht ihr Erfahrungswissen als Frau*, die Erfahrungen mit Sexismus gemacht hat, an. (I4: 844 ff.) Eine befragte Beraterin*, die sich selbst als „Migrantin“ (I2: 209) bezeichnet, setzt ihre Identität als Migrantin* ein, um gegen Rassismen zu argumentieren. (Ebd.: 208 ff.) Sie erzählt, dass sie aufgrund ihrer sexuellen Orientierung nicht in ihrem Herkunftsland leben konnte, womit auch ihr Erfahrungswissen bezüglich nicht heteronormativer Lebensweisen deutlich wird. (Ebd.: 306 ff.) In ihren Erzählungen darüber, wie sie ihre Migrantinnen*eigenschaft in der Beratung einsetzt, liegt der Fokus häufig auf ihren Sprachkenntnissen. (Ebd.: 215 f., 407, 861) Das Erfahrungswissen, das durch die Migrationserfahrung erworben wurde, rückt so, im Vergleich zu den Sprachkenntnissen, in den Hintergrund.

Auch Interviewpartnerin* 5 bringt ihr Erfahrungswissen als Migrantin* und als Frau* ins Spiel:

Na, für mich gilt es irgendwie/also, ich denke mir, dass ich schon den Vorteil habe, dass ich auch beides kenne. Ja. Und ich/Ich [lacht]/Und wenn ich beide kenne, dann weiß ich schon, wie ich rauskommen kann oder welche Strategien ich schon auch benutzen kann. (I5: 326 ff.)

Sie setzt fort: „Ja. Das ist ein Vorteil für mich. Als Migrantin und als [lacht] eine Frau, die so lange auch hier lebt, hier studiert hat. Und deswegen denk ich mir, das ist ein Vorteil für mich.“ (Ebd.: 334) Später sagt sie nochmals: „Ja, wie gesagt, ich kenne das schon von beiden Seiten, aber für die Österreicher, die kennen das vielleicht nicht.“ (Ebd.: 367 f.) Diese Aussage ähnelt jenen Aussagen, die die Forscherin* Gail Lewis aus ihren Interviews mit Schwarzen Sozialarbeiterinnen* in England zitiert. (Lewis 1996a) Auch die von ihr Befragten geben an, dass sie in ihrer Arbeit davon profitieren würden, selbst Erfahrungen mit Rassismen gemacht zu haben, da sie es beispielsweise gewohnt sind, gegen Ungerechtigkeiten zu kämpfen. (Lewis 1996a: 30 ff.)

Eine Beraterin* erzählt, dass sie nach ihrem Studium versucht hat „irgendwo einen Job zu finden“ (I5: 867). Dieses „irgendwo“ (ebd.: 867) könnte auf eine längere Jobsuche hindeuten,

während der es nicht mehr möglich war, sich nur mehr für spezielle Stellen zu bewerben, sondern wo der Druck größer wurde, sich irgendwas zu suchen. Diese Erfahrung gemacht zu haben, kann ebenfalls als Erfahrungswissen gewertet werden.

5.4.2.3 Erklärung und Rechtfertigung der eigenen Position (B3)

Eine Mitarbeiterin* einer Migrantinnen*organisation gibt an, dass sie als Österreicherin* für sich empfindet, dass es einer Rechtfertigung bedarf, dass sie in einer Migrantinnen*organisation arbeitet. (I1: 967 f.) Sie ergänzt: „Nicht so sehr, weil das so wahnsinnig von den Kolleginnen gefordert worden wäre, aber ich finde das schon wichtig.“ (Ebd.: 697 ff.) Im Folgenden erklärt sie ihre Position:

Also da, wo ich beauftragt bin ganz klar/jetzt für Migrantinnen zu sprechen oder/selbst als potentielle Migrantin möchte ich eigentlich fast sagen/also für ist irgendwie ein bisschen komisch, sondern ich muss mir ja bewusst sein, dass ich/dass ich im Grunde genauso Migrantin sein könnte, dass ich aber trotzdem jetzt hier die Vorteile der Mehrheitsgesellschaft genieße und auch die Vorteile dessen, dass ich da jetzt eben nicht Migrantin bin. Aber grundsätzlich könnte ich das ja auch sein und es ist ja so, dass ich/dass ich schon eine Migrationserfahrung habe, aber es ist/Trotzdem bin ich da Österreicherin und das ist so. (Ebd.: 710 ff.)

Sie bricht auf überraschende Weise mit dem binären Modell *der Beraterin** gegenüber *der Migrantin**, indem sie die Möglichkeit, selbst Migrantin* sein zu können, ins Spiel bringt. Damit stellt sie essentialistische Definitionen von Migrantin* infrage und solidarisiert sich mit Migrantinnen*, ohne Unterschiede zu ihnen und eigene Privilegien zu verschweigen. Eine Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle im Sinne eines Erklärens und Rechtfertigens der eigenen Position findet statt. In Bezug auf ihre Anstellung sagt die Befragte später noch, dass es schon „ein bisschen frech“ (ebd.: 1177) gewesen wäre, sich zu bewerben, obwohl sie keine Migrantin ist. (Ebd.: 1178)

Es ist auffallend, dass die beiden Beraterinnen*, die sich selbst als Migrantinnen* bezeichnen²⁴⁹, (I2: 209; I5: 334) stärker als die befragten Mehrheitsangehörigen thematisieren, warum sie diese Arbeit bekommen haben. Dies passiert an mehreren Stellen in den Interviews, nicht nur auf die dezidierten Fragen nach ihrem Erfahrungswissen oder ihrer beruflichen Laufbahn. Eine Interviewpartnerin* berichtet, dass einige Personen rassistische Äußerungen darüber machen würden, dass die „Ausländerinnen“ (I2: 190) den Mehrheitsangehörigen die Arbeit wegnehmen würde. (Ebd.: 190 ff.) In solchen Fällen würde sie damit argumentieren, dass sie selbst

²⁴⁹ Ich breche in diesem Absatz mit meinem Vorsatz, den Forschungsfokus nicht auf Aussagen von Migrantinnen* zu legen. Dies geschieht nicht deshalb, weil ich denke, dass die von ihnen geäußerten Rechtfertigungen und Erklärungen der eigenen Rolle als Beraterin* etwas über sie als Individuen oder als Migrantinnen* aussagen, sondern weil ich denke, dass diese Äußerungen auf Rassismen in der Sozialen Arbeit hinweisen (siehe Kapitel 3.3).

Migrantin* sei, indem sie sagt: „[A]ber ich wurde genommen, weil ich ausgebildet bin./Ich habe diesen Platz bekommen, weil ich Türkischkenntnisse habe.“ (Ebd.: 215 f.) Sie führt bei der Frage danach, welche Fähigkeiten für die Arbeit wichtig seien, zuerst detailliert aus, dass sie denkt, dass eine Sozialarbeits- oder Sozialpädagogikausbildung gut wäre. (Ebd.: 693 ff.) Dann sagt sie: „Ganz am Anfang habe ich gar nichts gehabt.“ (Ebd.: 698) Ihr sei aber gesagt worden, dass sie Talent für die Arbeit im Sozialbereich hätte. (Ebd.: 700) Dennoch wollte sie auch eine fachliche Ausbildung absolvieren, um „etwas bewusster“ (ebd.: 701) handeln zu können. Sie setzt fort: „Und dann habe ich nur ein Jahr Freizeitpädagogik [gemacht].“ (Ebd.: 702) Dieses „nur“ (ebd.: 702) kann durchaus als Abwertung der eigenen Ausbildung interpretiert werden, obwohl die Befragte auch angibt, in ihrem Herkunftsland ein Studium abgeschlossen zu haben (ebd.: 704) und erfolgreich in ihrer Arbeit gewesen zu sein (ebd.: 1000 f.). In Österreich hat sie darüber hinaus schon vor Antritt dieser Stelle Erfahrungen im Bereich der Sozialen Arbeit gemacht. (Ebd.: 806) Sie hat die Arbeit nach einem Probetag auch aufgrund dieser Erfahrung bekommen. (Ebd.: 819) Dass die Ausbildung, die sie im Rahmen ihres ersten Studiums genossen hat, durchaus auch in ihre Arbeit einfließt, wird im Gespräch deutlich, beispielsweise als sie sagt: „Ich benütz das, was ich gelernt habe, auch in der Arbeit.“ (Ebd.: 706 f.) Gleich im Anschluss spricht sie ihre Sprachkenntnisse an und betont, dass sie es wichtig findet, miteinander kommunizieren zu können. (Ebd.: 714) Allerdings relativiert sie die Bedeutung der Sprache, als sie anschließend sagt, dass Kommunikation „[n]icht nur die Sprache“ (ebd.: 721) sei. Sie erzählt, dass sie „gewählt worden [ist], weil eine türkische Mitarbeiterin die Arbeit gewechselt hat und die dringend jemanden suchten, die Türkischkenntnisse hat“ (Ebd.: 813). Zu ihren Deutschkenntnissen meint sie: „Als ich begonnen habe, hatte ich keine Deutschkenntnisse/oder ein bisschen Deutsch/A1 oder A2. Mein Integrationsdeutsch²⁵⁰. [lacht]“ (Ebd.: 812 ff.) Angesprochen auf die Forderung von FeMigra²⁵¹ (2004), nur mehr oder viel mehr Migrantinnen* in der Migrantinnen*arbeit anzustellen, betont sie, dass ihr unterschiedliche Kompetenzen im Team wichtig sind (ebd.: 848 ff.) und sie sich zum Beispiel mit manchen Dingen nicht so gut auskenne: „[I]ch kenne auch viele Sachen nicht in Österreich. Das Schulsystem oder welches Magistrat für was zuständig ist und so“. (Ebd.: 852) Sie beschreibt, dass das eine Kollegin* von ihr besser wüsste, wobei sie nicht anführt, ob diese Kollegin* in Österreich die Schule besucht hat²⁵². Bei der Zusammenarbeit im Team betont sie ihre Rolle als „Vertrauensperson“ (ebd.:

²⁵⁰ Diese Aussage zeigt, dass eine Auswirkung des Deutschsprachzwangs in Österreich ist, dass Menschen, die andere Erstsprachen haben, ihre Deutschkenntnisse automatisch in die Kategorien der Integrationsvereinbarung (BMI o. J.) einordnen.

²⁵¹ Auf die Forderung von FeMigra wird in Kategorie E noch näher eingegangen.

²⁵² Bezüglich des Schulsystems könnte es tatsächlich sein, dass jene Personen, die selbst im österreichischen Bildungssystem sozialisiert wurden, sich leichter in diesem System orientieren können. In Bezug auf das Wissen über

856), der die Mädchen was erzählen würden. Die Arbeitsaufteilung zwischen ihr und ihren Kolleginnen* beschreibt sie dann folgendermaßen:

[I]ch kriege die Sachen von den Mädchen, weil ich bin die Vertrauensperson/es ist super, dass sie mir vertrauen und dann erzählen und so [...] Ich sage dann: „Ja, okay, schauen wir mal, was es gibt.“ Und dann rede ich mit meinen Kolleginnen und dann arbeiten wir zusammen. (Ebd.: 855 ff.)

Diese Rolle als Vertrauensperson passt zu dem, was Helma Lutz in ihrer Studie über die Rolle türkischer Sozialarbeiterinnen* von ihren Interviewpartnerinnen* erfahren hat. Diese gaben an, als Vermittlerinnen* zwischen Klientinnen* und den Arbeitskolleginnen* eingesetzt zu werden. (Lutz 1993: 488 ff.) Im Unterschied zu den von Helma Lutz Befragten fühlt sich Interviewpartnerin* 4 allerdings von ihren Kolleginnen* geschätzt und betont die gute Zusammenarbeit. (I4: 855 ff.)

Auffallend ist, dass sie beim Reflektieren der FeMigra-Forderung auch sagt, dass sie den Job nicht bekommen hat, weil sie selbst Migrantin* ist:

Und ich habe nie gedacht, dass ich hier gewählt wurde, weil ich Migrationshintergrund habe, zum Beispiel. Das ist auch interessant, dass die/wenn die [Anmerkung: mit „die“ meint sie FeMigra, wie meine Nachfrage ergibt] so denken [...] /dass ich diesen Arbeitsplatz habe, weil ich eine Migrantin bin und so. (Ebd.: 870 ff.)

Zuvor im Interview hat sie hingegen festgestellt, dass zumindest ihre Sprachkenntnisse eine wichtige Rolle gespielt hätten. (Ebd.: 215 f., 813)

Eine andere Beraterin*, die sich selbst auch als Migrantin* bezeichnet (I5: 334), betont an mehreren Stellen im Interview, dass sie in Österreich studiert hat. Sie sei „eine Frau, die [...] hier lebt, hier studiert hat“ (Ebd.: 335). Sie sei nicht der Meinung, dass ausschließlich Migrantinnen* in diesem Bereich arbeiten sollen (ebd.: 356), weil ihr die Vielfalt im Team wichtig sei (ebd.: 357 ff.). Als ich offenlege, warum ich die Frage gestellt habe, nämlich weil in einigen wissenschaftlichen Texten Bezug darauf genommen wird, dass es Migrantinnen* leichter fallen würde, eine Beratungsstelle aufzusuchen, wo auch Migrantinnen* arbeiten (Czollek 1998), meint die Beraterin*: „Ja. Mhm. Ma, ich finde, dass es schon sehr wichtig ist“ (I5: 397), dass Migrantinnen* in dem Bereich arbeiten. Sie spricht später auch an, dass nicht nur Österreicherinnen* fachlich qualifiziert seien, als sie sagt: „Ja. Sie sind nicht diejenigen, die allein hier studieren. Die Migrantinnen studieren auch hier.“ (I5: 406 f.)

Ämter und Behörden ist meine Erfahrung aus der Praxis der Migrantinnen*beratung eine andere, nämlich jene, dass Migrantinnen* häufig sehr gut über Ämter Bescheid wissen, weil sie aufgrund struktureller Benachteiligungen viel häufiger zu Ämtern gehen müssen, um beispielsweise ihre Aufenthaltstitel zu verlängern.

Dass dieses Rechtfertigen der eigenen Position bei jenen Befragten, die sich selbst als Migrantinnen* bezeichnen, häufiger oder verstärkter vorkommt, deute ich nicht als individuelles Persönlichkeitsmerkmal oder als individuelle Narrative bezüglich der eigenen beruflichen Sozialisation, sondern als Ausdruck gesellschaftlicher Rassismen. Es wäre eine zu starke Interpretation, dies auf persönlich erlebte Rassismen bei der Arbeitssuche oder im Berufsleben zurückzuführen. Aber alleine strukturelle Rassismen und mediale Berichterstattungen würden als Erklärung ausreichen. Davon ausgehend, dass wir alle diskursiv geformt sind, können rassistische Diskurse wie jene um Migrant_innen, die angeblich jemandem die Arbeit wegnehmen würden, nicht ohne Folgen bleiben. Interviewpartnerin* 2 betont, den Job nicht bekommen zu haben, weil sie Migrantin* ist. (I2: 870 ff.) Dies ist auffallend, denn die wichtige Bedeutung ihrer Sprachkenntnisse (ebd.: 215 f.) sowie die Tatsache, dass vor ihr auch eine Migrantin* aus demselben Herkunftsland gearbeitet hat (ebd.: 812 f.), legen die Deutung nahe, dass ihre Erfahrung als Migrantin* sehr wohl eine wichtige Rolle bei der Anstellung gespielt hat. Auch in der tagtäglichen Arbeit stellt ihre Identität als Migrantin* in der Arbeit eine wichtige Ressource dar. (Ebd.: 855 ff.) Die Betonung, dass die eigene Migrationsgeschichte und das damit einhergehende Erfahrungswissen bei der Anstellung keine Rolle gespielt hätten, macht aus diesem Blickwinkel keinen Sinn. Erklärbar ist sie hingegen mit dem nachvollziehbaren Bedürfnis, rassistische Diskurse zu widerlegen. In Kapitel 3.3 wurde darüber hinaus bereits problematisiert, dass Professionalität in der Regel mit Distanzierung gleichgesetzt wird, was darin resultiert, dass eine eigene Betroffenheit häufig als weniger professionell eingestuft wird. Auch das könnte ein Grund für die Argumentation der Interviewpartnerin* sein. Letztlich bleibt das aber unklar. Die Befragte sagt an einer Stelle auch: „[I]ch weiß nicht, es ist gut für die Migrantinnen, Arbeit zu haben und so/weil ich möchte nicht meinen Arbeitsplatz verlieren.“ (I2: 863) Gleich darauf fügt sie aber an: „Nein, das ist ein Scherz.“ (Ebd.: 865)

5.4.3 Die Beziehung zwischen dem Selbst (der Beraterin*) und der/den Anderen (Kategorie C)

Kategorie C ist relevant, weil die Frage danach, wie sich Beraterinnen* gegenüber den Migrantinnen*, die zu ihnen in die Beratung kommen, verorten, Teil der Forschungsfrage ist. In Differenzsetzungen des Selbst zu den *Anderen* werden Prozesse des *Otherings* deutlich (Unterkategorie C1). Abgrenzungen zur *Anderen* können durch Bezugnahme auf die Helferinnen*-, Vorbild- und Vermittlungsfunktionen der Beraterinnen* gegenüber den Migrantinnen* zum Vorschein kommen. Auch paternalistisch anmutende Aussagen werden unter dieser Unterkate-

gorie zusammengefasst. Wie bereits im Theorieteil thematisiert wurde, ist die Selbstkonstruktion der HelferIn* mit der Konstruktion von MigrantInnen* als hilfsbedürftig und/oder *anders* verknüpft. Gesellschaftliche Machtverhältnisse werden damit, auch wenn dies nicht intendiert ist, in Beratungssettings wirkmächtig. Unterkategorie C2 hingegen erfasst Aussagen, in denen auf Gemeinsamkeiten zu den *Anderen* Bezug genommen wird. Diese Konstruktionen von Gemeinsamkeiten können sich beispielweise in einem Sprechen von „Wir Frauen*“ oder „Wir MigrantInnen*“ zeigen. Unter Kategorie C3 werden Aussagen der InterviewpartnerInnen* zusammengefasst, in denen sie darüber reden, wie sie sich mit den Frauen*, die in die Beratung kommen, solidarisieren, sich ihnen gegenüber parteilich fühlen und auch Nähe zulassen. C4 widmet sich dann der Bedeutung der professionellen Abgrenzung für die InterviewpartnerInnen*. Aus eigener Erfahrung weiß ich, dass in Sozialarbeitsausbildungen gelehrt wird, dass die sogenannte Abgrenzung wichtig für die Psychohygiene und Merkmal professionellen Arbeitens sei. Andererseits sind Frauen*einrichtungen historisch betrachtet oft aus Solidaritätsbekundungen von Frauen* für Frauen* und mit einem Fokus auf die gemeinsame Betroffenheit aller Frauen* von patriarchalen Machtstrukturen entstanden. Mich interessiert, wie die BeraterIn* die notwendige Balance zwischen Nähe und Distanz zu den Frauen*, die zu ihr in die Beratung kommen, findet oder worauf sie den Schwerpunkt legt.

5.4.3.1 Konstruktion des Selbst im Unterschied zu den Anderen (C1)

Die Rolle der HelferIn*

Soziale Arbeit ist Beziehungsarbeit. Das bringt eine BeraterIn* folgendermaßen auf den Punkt: „[W]enn ich [...] /ahm, in einer Fabrik arbeiten würde, würde ich nur einen Knopf drücken und alle würden den gleichen Stempel bekommen, aber in der Sozialarbeit geht es mehr um Beziehungen.“ (I2: 1080 ff.) Die Befragten sprechen in unterschiedlicher, aber doch auch sehr ähnlicher Form von ihrer HelferInnen*rolle. Sie reden davon, mit den MigrantInnen*, die zu ihnen in die Beratung kommen, etwas „gemeinsam planen zu können“ (I1: 872), sie zu „unterstütze[n]“ (I4: 176; I5: 241), sie zu „stärken“ (I5: 281, 685), „zu ermutigen“ (ebd.: 241) und sie „ein Stück begleiten zu können“ (I1: 872 f.). Wie wichtig die Beziehungsarbeit ist, zeigt auch der Fokus von InterviewpartnerIn* 2 darauf, eine Vertrauensbasis zu schaffen. (I2: 404, 856, 1088) Diese sei ihrer Meinung nach unabdinglich, um über sensible Themen wie etwa Sexualität reden zu können. (Ebd.: 404 f.)

InterviewpartnerIn* 5 beschreibt, dass ihr in der Beziehungsarbeit die Stärkung der Frauen* ein Anliegen ist: „Die Frauen zu ermutigen, nicht [...] nur zu sitzen und zu denken, dass sie nichts

können. Nein, sie können schon viel. Ja.“ (I5: 792 ff.) Sie meint auch, dass es wichtig sei, nicht für die Frauen* zu sprechen, um sie in ihrer Macht nicht zu beschränken. (Ebd.: 809 ff.) Auch Interviewpartnerin* 1 spricht über die Bestärkung der Frauen*:

Und das finde ich wirklich eine große Herausforderung, da / ah / zu schaffen quasi so diesen Glauben an sich selbst [lacht] ein bisschen / ah / zu stärken, also so / dieser Prozess der Ermutigung, den finde ich extrem wichtig und der ist aber sehr, sehr schwierig. Also, für mich kommt diese Ermutigung kommt noch vor der Ermächtigung [lacht], also die Ermutigung muss zuerst einmal möglich sein, damit die Einzelne dann wirklich auch weiter gehen kann und tatsächlich was umsetzen kann. (I1: 272 ff.)

Auch „mit der Frau dranzubleiben“ (I3: 797) ist, so eine andere Beraterin*, eine Herausforderung in der Arbeit. Gelänge das in Fällen von Gewalt, sei es „ein Riesenschritt“ (ebd.: 799).

Dass die Rolle der Beraterin* von der Konstruktion der Hilfsbedürftigkeit der *Anderen* abhängig ist, zeigt sich beispielsweise an folgender Aussage: „Sie kommen nicht nur, um zu PLAUDERN, sie kommen, weil sie schon Probleme haben.“ (I5: 568 ff.) Bezüglich ihrer Helferinnen*rolle ist für Interviewpartnerin* 1 die Frage nach adäquaten Unterstützungsformen für die von ihr beratenen Migrantinnen* zentral. Sie fragt sich: „Wie kann ich es schaffen, denen soweit zur Seite zu stehen, als dass sie selber sich wieder trauen, an die eigene Zukunft zu glauben?“ (I1: 254 ff.) Sie sieht einen Teil ihrer Aufgabe darin, Frauen* dazu zu ermutigen,

dass die Einzelne eine eigene Zukunft hat und sich aufbauen kann und darf und hinschauen darf, was sie gerne machen möchte und das erkunden darf. Und dabei auch erfolgreich sein darf. Und/ah/und dann halt schließlich und endlich bis hin zur Ermächtigung, dann wirklich was Eigenes aufzubauen. Und dabei unterstützend zu sein und aufzupassen/ah/jetzt nicht selber dran zu picken, sondern die Frau auch dort zu lassen. Und auch ein bisschen/das ist wieder die Ermutigung/[...] Also, ich muss ganz oft sagen: ‚Nein, nein, ich gehe da jetzt nicht mit und du kannst das schon und ich bin aber da, falls was schiefgeht, dann bin ich eh da, kein Problem, aber mach das mal.‘ Weil die Angst davor so oft so groß ist,/ahm/dass es schiefgehen könnte, dass die Frauen immer wieder sagen: ‚Nein, nein, und ich kann nicht und du musst mitgehen. Und ich ihnen sage halt, ab einem gewissen Zeitpunkt: ‚Nein, Du kannst das schon. Und es passt schon, ich bin aber da.‘ Und das muss ich aber dann natürlich auch einhalten, das ist auch klar. Also, wenn dann irgendwas schiefgeht, dann muss ich da sein. So ist es. Aber, das ist einfach sehr wertvoll dann, doch die Erfahrung gemacht zu haben: Es ist gegangen. (I1: 944 ff.)

Eine andere Beraterin* beschreibt, dass es in Beratungsprozessen wichtig ist, eine Stütze zu sein: „[W]enn jetzt jemand selber in einer Krise ist, dann braucht die/braucht’s ein Außen, das irgendwie Stabilität gibt und grad weiß: Okay, das kann ich unterstützen. Das ist total wichtig und zentral. Ahm, ja.“ (I4: 983 ff.)

Diese Aussagen stehen im Gegensatz zu jenen der Soziologin Stefanie Duttweiler (2004), die davon ausgeht, dass Beratungsprozesse in neoliberalen Systemen von Anrufungen zum Selbstmanagement geprägt sind. Sie schreibt zur Beratung: „Dass die Optimierung der Situation durch Selbstveränderung erreicht werden kann, ist dabei die Grundannahme, die jede Beratung organisiert.“ (Duttweiler 2004: 23) Dies trifft zwar grundsätzlich insofern zu, als dass auch im

Rahmen der psychosozialen Beratung davon ausgegangen wird, dass Menschen in der Lage sind, ihre Lebenssituationen zu verbessern, allerdings steht dies nicht im Widerspruch dazu, als Beraterin* Prozesse zu leiten und Hilfestellungen zu geben. Insbesondere in der Beratung von Migrant_innen ist es zudem offensichtlich, dass restriktive rechtliche Rahmenbedingungen die Lebensbedingungen der Betroffenen prekär machen und es deshalb nicht immer in der Macht der Einzelnen liegt, Veränderungen herbeizuführen.

Die Rolle der Vermittlerin*

Die Vermittlerinnen*rolle, die Rolle, der *Anderen* etwas zu erklären, wird ebenfalls als Teil der Arbeit gesehen: „zu erklären, wie die Sachen sind und wie sie mit Problemen umgehen können, wie sie rauskommen können.“ (I5: 790 ff.) Parallelen zur pädagogischen Arbeit werden deutlich, als eine Beraterin* sagt, sie sehe ihre Arbeit darin, „einen Weg zu zeigen, aber diesen Weg müssen sie selber machen“ (Ebd.: 810 f.). Es kommt auch die Rolle der Vermittlerin* zwischen den vermeintlichen Kulturen zum Vorschein, wenn Beraterinnen* erzählen, dass sie die Klientinnen* über österreichische Gesetze informieren (I2: 139 f.; I3: 867 ff.) oder ihnen die Angebote anderer Sozialeinrichtungen näherbringen (I3: 820 f.). Folgendes Zitat macht dies deutlich „Manche [Anm.: Migrantinnen] verstehen das auch nicht, weil in den eigenen Ländern nicht solche Sachen passieren wie, zum Beispiel, das mit dem Jugendamt. Dass das Jugendamt die Kinder immer wieder wegnimmt.“ (I5: 508 ff.)

All die genannten beraterischen Aufgaben und Rollen gehen mit Differenzsetzungen zwischen den Beraterinnen* und den Frauen*, die zu ihnen in die Beratung kommen, einher. Dies wird als Teil des professionellen Handelns betrachtet. Interviewpartnerin* 4 bringt das deutlich zum Ausdruck, indem sie sagt:

Also, in den Angeboten, die wir haben, sind wir ganz klar in der Therapeutinnen/Beraterinnen/Was-auch-immer - Rolle. Und da gibt's keine/ahm/Also, es gibt nicht diese Ebene: Wir sind ja alle gleich. Ja? Als Frauen, ja. Und eben auch durch die eigene Lebenswahl ist man irgendwie positioniert, aber nicht in der, nicht in der Beratungssituation. (I3: 706 ff.)

Feministische „Role Models“?

Die Rolle als Role-Model ist nur durch die Synthese gemeinsamer und unterschiedlicher Eigenschaften und Positionen möglich. Das durch die Gemeinsamkeiten bestehende Identifikationspotential und die Unterschiede zwischen Beraterin* und Migrantin* ergänzen sich. Eine Beraterin* erklärt, dass der Grundsatz, dass Frauen* Frauen* beraten sollten, auch den Grund habe,

so was zu sein wie ein Role Model/Frauen, Migrantinnen, die es geschafft haben, hier eine Arbeit zu haben und eine Position haben und gesellschaftlich was zu sagen zu haben, anderen was weiterzugeben, Schulungen zu machen, durchaus auch für Behörden. Wir reden das schon auch mit unseren Klientinnen. Also das ist uns/jetzt nicht im Sinne von Angeberei, aber im Sinne von: ‚Doch, du kannst das auch. Das ist möglich.‘ (I1: 836 ff.)

Interviewpartnerin* 3, die betont, feministisch zu arbeiten (I3: 516 ff.), beschreibt, wie Differenzen zwischen Frauen* auch konstruktiv im Beratungsprozess wirken können:

Vielleicht sagen wir mal bei denen, die femini/ein bisschen feministisch/feminismusKRITISCHER sind. Die kommen ja auch, ne? Also, es kommen Klientinnen, die setzen sich her und sagen: ‚Ich bin keine Feministin.‘ [lacht] Dann schauen sie mal, ob das jetzt wieder ein Grund ist, dass sie wieder gehen sollen. Oder ich hab keine Ahnung, ja? [lacht] noch weiter) Aber das ist ihnen total wichtig und das ist ein irre spannendes Thema dieses/ah/als ersten Satz der Selbstdarstellung diese/ah/diese Abgrenzung. Ja? Ahm, oder wenn so Fragen kommen: ‚Haben Sie eh Kinder?‘ und ‚Sind Sie verheiratet?‘ oder so, ja? Und das sind natürlich dann auch Phantasien. [...] Aber was für Phantasien sind da dann damit verknüpft: ‚Was ist das da für ein Gefährliches?‘/Wie auch immer/was die da führt. Ja? [...] Also, wo/wo ich dann gewisserweise natürlich schon auch so quasi das Neue und die Irritation bin. Ja? Die sie sich ein Stückweit hereinholen kann/möglich, ja? Möglicherweise. Ahm/Oder umgekehrt: Wenn so ganz gezielt feministische Frauen kommen/ah/lesbische Frauenpaare und so weiter/Wie geht’s dann damit, wenn die Kollegin verheiratet ist und Kinder hat und eigentlich seit/womöglich sogar RELIGIÖS ist, in die Kirche geht? [schneidet eine Grimasse]/Also, sag ich mal. Ja? Also, wo alle diese sensiblen Themen/ah, ah, ah/berührt werden. Ja? Und/ja, aber, das ist ja, das ist ja, das ist ja genau das Spannende und das ist ja genau das Wichtige, dass das alles aktiviert wird und da ist, darum geht’s ja. (I3: 654 ff.)

Sie sagt auch, dass die meisten zwar erwarten würden, von Frauen* beraten zu werden, aber nicht von „Feministinnen“ sprechen würden. (Ebd.: 619 ff.) Sie erläutert später dazu: „Ich glaube auch, dass es viele Missverständnisse und Fehlinterpretationen gibt. Also, im Sinne von was die Klientin* von mir glaubt, wie ich denke und bin, was ich gar nicht denke und bin.“ (Ebd.: 642 ff.) Sie beschreibt hierbei allerdings primär die Zuschreibungen ihr gegenüber, nicht umgekehrt ihre Zuschreibungen den Frauen* gegenüber. Es kann jedoch davon ausgegangen werden, dass Vorbildwirkung und Inspirationen zu neuen Handlungsmöglichkeiten und Lebensformen in beide Richtungen wirken.

Eine Beraterin*, die als Mehrheitsangehörige identifiziert wird, schildert, dass es „eher die Ausnahme“ (I3: 345 ff.) sei, dass Migrantinnen* in Erzählungen ihr gegenüber erfahrene Rassismen als solche benennen. Die meisten seien „sehr zurückhaltend“ (ebd.: 346) damit, „solche Dinge in den Vordergrund zu rücken“ (ebd.: 349) Sie hat dafür auch eine Erklärung: „Ahm, vielleicht

auch, weil sie die Beratungsstelle ja als österreichisch identifizieren, kann durchaus sein, ja?“ (Ebd.: 346 ff.) Dies verleiht dem Argument Gewicht, dass nicht nur Frauen* Frauen*, sondern auch Migrantinnen* Migrantinnen* beraten sollen. Die in Kapitel 2 zitierte Studie von Claus Melter, in der er resümiert, dass migrantische Jugendliche ihren mehrheitsangehörigen Sozialarbeiter_innen häufig nichts über ihre Diskriminierungserfahrungen erzählen, führt in dieselbe Richtung. (Melter 2007: 107 ff.)

Paternalismus

In einigen Aussagen wird deutlich, wie schwierig es ist, sich als Beraterin* nicht paternalistisch zu verhalten. Eine Beraterin* spricht, ohne den Begriff zu verwenden, Paternalismus in der Sozialen Arbeit an. Sie meint, dass es oft vorkommen würde, dass aus „einer professionellen Haltung“ (I4: 980) heraus angenommen wird: „Ich weiß‘/in manchen Situationen: ‚Ich weiß besser, was Du brauchst.‘“ (Ebd.: 981 f.) Sie erlebe dies auch in ihrer Einrichtung. (Ebd.: 975) Sie kritisiert diese Haltung und nimmt dabei Bezug auf die Geschichte der Psychiatrie:

[J]a, wiederum Zuschreibungen, eben auch so Sachen wie eben wer psychisch krank ist oder psychisch auffällig ist, ein sehr beliebtes Wort. Ahm, keine Ahnung, wenn man sich überlegt, was die Psychiatrie alles schon so gemacht hat oder macht, dann/ah/denk ich mir, also wie oft da passiert wird/passiert, dass jemand denkt: ‚Okay, ich sprech für Dich und ich weiß, was Du brauchst, weil Du bist krank.‘ So, wenn man sich überlegt, dann ist das/glaube ich, ist ja/ja. Läuft sehr vieles schief. (Ebd.: 991 ff.)

Paternalistische Äußerungen gehen in den Interviews meist mit viktimisierenden Darstellungen der Frauen*, die die Beratung aufsuchen, einher: „Ja. Und die Frauen dann/Wenn sie zu uns kommen, versuchen wir, sie zu ermutigen, zu unterstützen, sagen auch was besser für sie ist. Und, und. Damit sie raus aus der Wohnung gehen können.“ (I5: 240 ff.) Die Beraterin* sagt, dass sie die Frauen* natürlich bestärken würde, sich zu wehren, da es immer wieder zu Diskriminierungen kommen könne. (Ebd.) Die Frauen* dürften dann aber nicht nur rumsitzen (I5: 285): „[Sie] müssen schon auch lernen irgendwie, damit umzugehen [...]. Sie muss schon weiterkämpfen. Ja.“ (I5: 283 ff.) Kämpfen wird hier zum Imperativ. Die Aussage der Beraterin* impliziert den Glauben, zu wissen, was gut für die *Andere* sei. Interviewpartnerin* 4 betont, dass genau dieser Glaube reflektiert werden muss, wenn sie sagt: „Gleichzeitig wiederum/Ja, braucht’s da glaub ich auch die/das kritische Hinterfragen von: ‚Okay, was, was glaub ich, dass die Leute brauchen?‘“ (I4: 986 ff.) Sie betont, dass sie da sehr vorsichtig sei (ebd.: 970): „Also, ich versuch nicht,/ah/zu handeln im Sinne von: ‚Ich weiß, was Du brauchst.‘ Sondern da eben sehr ernst zu nehmen, was, was eben von den Klientinnen kommt.“ (Ebd.: 971 f.) Auch Interviewpartnerin* 5 führt im Interview aus, dass beispielsweise vor Begleitungen alles mit der

Klientin* besprochen wird und die Klientin* letztlich diejenige ist, „die wirklich die Entscheidung trifft.“ (I5: 821 f.) Sie ergänzt: „Nicht wir. Wir sagen schon alles, aber die Entscheidung ist/liegt bei ihr. Ja.“ (Ebd.: 822 f.) Diese Reflexionen deuten auf ein gewisses Problembewusstsein in Bezug auf Paternalismus in der Sozialen Arbeit hin.

Auffallend ist, dass an mehreren Stellen in den Interviews die Beraterinnen* von den Frauen*, mit denen sie arbeiten, in der ersten Person singular sprechen, als ob sie selbst betroffen wären. Dieses Reden in der Ich-Form (I3: 260 ff.; I4: 761), kann in positivem Sinne als ein Versuch des Einfühlens gedeutet werden, kann aber andererseits eine paternalistische Sprechform darstellen. Ähnlich uneindeutig sind manche Aussagen, die zwischen Solidarisierung und Paternalismus eingestuft werden können. Eine Beraterin* schildert beispielsweise, dass sie Migrantinnen* dabei unterstützt, die erlebten Rassismuserfahrungen auszudrücken:

Ah, also ich versuch's mit ihr erstens zu besprechen, ihr den Raum zu geben, den sie braucht/ihr auch die Sprache/sie zu unterstützen, dass sie die Sprache dafür findet, weil damit beginnt's ja oft auch, ja, dass es so schwer ist, überhaupt Sprache zu finden/was sie erlebt hat und wie sie das erlebt und was sie empfunden hat, wie es war. (I3: 406 ff.)

Abgesehen davon, dass hier feministische und antirassistische Beratungspraxis deutlich wird, kann die Hilfestellung, eine Sprache zu finden, auch eine unterstellte Sprachlosigkeit implizieren.

5.4.3.2 Konstruktion von Gemeinsamkeiten mit den Anderen (C2)

Die Interviewpartnerinnen* thematisieren aber nicht nur Differenzen zwischen ihnen und den Frauen*, die in die Beratung kommen, sondern auch Gemeinsamkeiten. Bei der Frage danach, worin in ihrer Arbeit „das Feministische“ liegt, antwortet eine Interviewpartnerin*:

Das hängt mit einer Anerkennung zusammen, einer bestimmten Sozialisation und auch mit einer Haltung dann, in der Beratung, dass ich als auch/auch als Frau/ohne das jetzt essentialistisch definieren zu wollen/davon viel/ahm/mitbekommen habe, in der Gesellschaft, von da aufgesetzt bekommen habe und es da einen gewissen Standpunkt gibt, wo ich/wo ich die Frauen, die zu uns kommen, unterstützen kann. (I1: 596 ff.)

Es wird deutlich, dass sich auch die Sprecherin* von sexistischen Gesellschaftsstrukturen betroffen fühlt. Eine andere Befragte führt ebenfalls aus, dass Frauen* noch immer nicht gleichgestellt sind und ihr die feministische Arbeit wichtig sei, weil sie so ein Bild von Frauen* als selbstständige Personen weitergeben könne. (I2: 1005 f.) Interviewpartnerin* 1 fühlt sich der Gruppe „Frauen*“ zugehörig, relativiert dies aber gleich im nächsten Satz, wenn sie Unterschiede zwischen Frauen* betont: „Immer aber auch unter Anerkennung der Differenzen, die es gibt. Also nicht unter Verschleierung derjenigen.“ (I1: 603 f.) Damit nimmt sie Bezug auf

Debatten zu Subjektkonstitutionen in Frauen*bewegungen und Ausschlüssen in frauen*bewegten Zusammenhängen, auf die in Kapitel 3 ausführlich eingegangen wurde. Auch Interviewpartnerin* 3 spielt auf die „Zweite Frauenbewegung, diese Ursprungsgedanken von/ahm/Gemeinsamkeit/ahm, und Schutzraum“ (I3: 635) an. Das Teilen von Sexismuserfahrungen ist für sie „in jedem Fall bedeutsam“ (ebd.: 612). Auf Frage nach der Bedeutung geteilter Sexismuserfahrungen für ihre Arbeit antwortet Interviewpartnerin* 4, dass dies eine Grundmotivation für sie ist, in diesem Bereich tätig zu sein, weil Sexismus auch ihren Alltag prägt: (Ebd.: 830 ff.) Sie stellt aber auch die gemeinsame Kategorie Frau* infrage, indem sie sagt: „Wo gibt’s schon ein Wir-Frauen?“ (I4: 826)

Eine Beraterin* beschreibt, wie manche Themen auf sie wirken, und nimmt damit auch Bezug auf Gemeinsamkeiten mit den Frauen*, die zu ihr in die Beratung kommen: „Das wirkt ja alles nach, ja? Es klingen die eigenen/ah/Geschichten.“ (I3: 845 f.) Eben aus diesem Grund sei es wichtig,

mit sich selbst und den eigenen Gefühlen gut umgehen zu können, [...] wenn man in Kontakt kommt mit wirklich starken und belastenden Situationen. [...] sehr viel Wertschätzung auch sich selber gegenüber. Das klingt jetzt komisch, aber ich glaube, das ist total wichtig für die Arbeit und für die Frauen auch. Ja? Also, das als Ausgangspunkt, dass man das sozusagen auch den Frauen entgegenbringen kann. (Ebd.: 847 ff.)

Interviewpartnerin* 5 betont ihr Erfahrungswissen als Migrantin* (I5: 326 ff.; siehe Kategorie B2), rekurriert aber stärker auf ein „Wir-Frauen*“, indem sie strukturelle Sexismen anspricht und sagt: „Wir müssen leider kämpfen. Immer.“ (Ebd.: 305 f.)

5.4.3.3 Bezugnahme auf das solidarische Selbst (Allying) (C3)

Solidarisierungen sind oft verbunden mit Gefühlen der Empörung und des Ärgers über Diskriminierungen. Dies wird beispielsweise an folgender Aussage einer Beraterin* deutlich:

Das Schlimme ist, [...] wenn man zum Beispiel eine Frau begleitet, die/weiß ich nicht/ein Verfahren hat wegen Vergewaltig/also, vergewaltigt wurde und/ah/weil du ge/es gibt hunderttausend Beweise und/ah/es sind so viele, so schwierige Situationen überhaupt auszuhalten/ob die Anzeige zu machen und dieses Verfahren und die Termine zu haben und dann gibt’s einen Freispruch wegen Zweifel und der Täter fühlt sich so was von bestätigt und im Recht und ‚na bitte‘ und/Also, das sind Einbrüche, wo man teilweise wirklich/Also, es ist wirklich/Ich denke mir, es ist für die Frau nicht auszuhalten und es ist auch als Begleiterin/als Beraterin/ah/sehr schwer auszuhalten oder es ist sehr belastend, sehr schmerzlich, das zu sehen, dass das eben so ist. Ja. Und solche Situationen gibt’s leider halt auch. Im Kleineren und im Größeren auch immer wieder. (I3: 205 ff.)

Diese Empörungen über Sexismen und Rassismen ziehen sich durch alle Interviews. Eine Beraterin* zeigt sich empört über die Formulierung eines Ablehnungsbescheides, in dem „ständig die Rede war davon, dass die Klientin* nicht ausreichend mit der Behörde zusammengearbeitet

hätte“ (I1: 221 ff.). Die Beraterin macht ihrem Ärger Luft: „[E]s stimmt einfach nicht, ah, so wie ich ihre Geschichte kenne, hat sie sich sogar extrem ins Zeug gehaut und [lacht] also, konnte ich keinerlei Unwilligkeit zur Kooperation, ah, feststellen.“ (Ebd.: 223 ff.) Das Lachen kann hier als Ausdruck der Empörung, vermischt mit Resignation, gedeutet werden (ebd.: 223 ff.), der Tonfall der Interviewpartnerin* ist verärgert. Sie erklärt, dass sie die Frage nach Kooperationsunwilligkeit ohnehin problematisch finde. (ebd.: 226) Generell sei der Umgang mit Behörden oft „an der Substanz zehrend“ (I1: 245). Die Vermischung von Ärger mit Lachen kommt an mehreren Stellen im Interview vor, auch beispielsweise als sie darüber spricht, dass Migrantinnen* Probleme bekommen können, wenn sie sich nicht so verhalten, wie es von Opfern erwartet wird. (I1: 420 ff.) Generell wird auch von Gewalt in Paarbeziehungen mit Empörung und Betroffenheit erzählt. (I3: 781 ff.) Besonders empört zeigt sich Interviewpartnerin 1 von rassistisch agierenden Behördenvertreter_innen (I1: 198 ff., 340 ff.; siehe Kategorie A) und bezeichnet deren Umgangsformen als „blockierend und sehr, sehr unangenehm“ (I1: 208). Sie meint, sie sei „oft ganz schockiert“ (ebd.: 331 f.), wenn sie bei Begleitungen zu Ämtern mitkommen würde, wie die Frauen* behandelt werden. (Ebd.: 332) Teilweise mache es auch keinen großen Unterschied, ob die Beraterin* mit dabei wäre. (Ebd.: 346 ff.) Bezugnehmend auf eine Szene, in der sich eine Behördenmitarbeiterin* mehrfach über eine Frau* lustig gemacht hat, drückt die Beraterin* ihre Empörung folgendermaßen aus: „Hat sie sich auch total alteriert darüber und lustig gemacht, wirklich lustig gemacht.“ (Ebd.: 362 f.) Bezugnehmend auf dieselbe Situation meint die Beraterin* schließlich: „Also, da war ich wirklich schockiert auch wieder und habe gedacht: ‚Das gibt es ja nicht. [seufzt] Das ist wirklich böse.‘ Ich habe mich in Grund und Boden geniert.“ (Ebd.: 380) Hier vermischt sich die Empörung mit Traurigkeit über die Verhältnisse und Scham darüber, selbst zur Dominanzgesellschaft zu gehören. Diese Emotionen, die die Interviewpartnerinnen* zeigen, wenn sie etwas ungerecht finden, bestätigen die Annahme, dass Empörung wesentlich ist, um gegen Diskriminierungen vorzugehen.²⁵³ Sie verstärkt Gefühle der Solidarisierung und Parteilichkeit für die Migrantinnen*.

Interviewpartnerin* 3 betont, dass ihrer Meinung nach der Solidaritätsgedanke nach wie vor „immens wichtig“ (I3: 703) ist. Sie sagt: „Also, ich würde sagen, der trägt wirklich die Arbeit, ja?“ (Ebd.: 703 f.) Einer anderen Beraterin* fällt zum Thema Solidarität die Entstehungsgeschichte von Frauen*einrichtungen im Zuge der sogenannten Zweiten Frauen*bewegung ein:

Also, das da kann ich jetzt nicht so viel sagen, weil ich nicht dabei war. Aber, natürlich Solidarität/Das ist allgemein, Solidarität ist das Beste, das es irgendwo in einer Gruppe gibt, und

²⁵³ Ein Prinzip der Migrantinnen*selbstorganisation maiz lautet: „Ethische Empörung: ist die Grundlage für unser politisches Handeln.“ (maiz o. J.)

die helfen zusammen, die schauen, was sie gemeinsam etwas Besseres tun können. Das ist toll.
Ja. (I5: 567 ff.)

Sie erwähnt auch, dass zu Beginn viel Arbeit ehrenamtlich geleistet wurde, ehe Förderungen für frauen*spezifische Einrichtungen bereitgestellt wurden. (Ebd.: 598 ff.) Solidarisierung führt aber nicht nur zu einem Teilen von Wut und Ohnmachtsgefühlen, sondern auch zu einem Teilen freudiger Momente. Interviewpartnerin* 3 beschreibt dies folgendermaßen:

[A]ndererseits/ah/kriegt man dann aber auch eben mit, also in diesem Mitschwingen mit diesen/ah/niedergedrückten, verletzten Gefühlen und so weiter kriegt man aber auch dann mit, wenn sich was ändert. Und das tut's halt auch regelmäßig, ja? Und da entsteht so eine Freude (lächelt), also das ist wirklich auch ein sich/ah/selber ein Ge/Glücksgefühl haben/man merkt, die Frau fängt jetzt an, das zu tun und das und da/oft sind das nur ganz kleine Dinge [...] Also wenn man so die kleinen Veränderungen merkt und das ist/Also das ist so gehaltvoll und so erfreulich und das passiert halt auch regelmäßig. Ja, das würd ich schon sagen. (I3: 187 ff.)

Dieses „Mitschwingen“ passiert auch bei freudigen Nachrichten. Interviewpartnerin 1 führt als Beispiel an, dass sie es „irrsinnig schön“ (I1: 183) gefunden habe, als sie einer Person mitteilen konnte, dass diese einen positiven Asylbescheid erhalten hat:

[S]ie hat so gejubelt und sie war so erlöst und sie hat so dann sich tausendmal bedankt [lacht], obwohl ich ihr eh gesagt habe: ‚Das ist aber jetzt nicht mein Verdienst.‘ [...] und es war einfach irrsinnig nett, mitzuerleben, wie sehr ihr das jetzt doch einen Boden verleiht. (I1: 170 ff.)

Als „besonders schön oder berührend“ (I4: 171) beschreibt Interviewpartnerin 4 auch jene Momente, in denen sie merken würde, dass sich bei den von ihr beratenen Frauen* etwas verändere:

Also, besonders schön oder berührend finde ich immer Momente, wo ich einfach merke: Okay, die Frau, die mir da gerade gegenüber sitzt, erzählt mir was, was sie noch niemandem erzählt hat und [stammelt] es ist der total wichtige und stärkende Moment für sie, dass ich so zuhöre und absolut quasi ihr meine Aufmerksamkeit geb und sie unterstütze so. Auch/Jetzt einfach nur vom Gefühl her im Gespräch auch. Jetzt auch mit einem anderen Unterstützungsangebot, aber diese/[stammelt] dieser persönliche Kontakt oder Austausch/ahm/den find ich immer besonders schön. (I4: 171 ff.)

Die Konstruktion von Gemeinsamkeiten, wie sie in Kategorie C2 beschrieben wurde, trägt vielfach auch ein Gefühl von Solidarität in sich. Interviewpartnerin* 1 äußert beispielsweise Verständnis dafür, dass manche ihrer Klientinnen* nicht alleine zu Behörden gehen wollen: „Frau muss ja nicht alles ganz alleine tun, tu ich ja auch nicht, aber/ja.“ (I1: 990 f.) Sie stellt sich dadurch, dass sie zugibt, selbst auch nicht alles alleine machen zu können, in die Nähe ihrer Klientinnen*. Solidarisierung drückt sich auch in einem Gleichsetzen des Nicht-Wissens von Migrantinnen* und Nicht-Migrantinnen* beziehungsweise einer Betonung dessen, dass etwas nicht gewusst werden muss oder gar nicht gewusst werden kann, aus. (Ebd.: 371 ff.) Bei der Schilderung einer Situation auf einer Behörde, im Rahmen derer eine Mitarbeiterin* ungehalten reagierte, weil eine Migrantin* ein Formular nicht sofort korrekt ausgefüllt hat, erklärt die befragte Beraterin*, dass die Migrantin* das einfach nicht hätte wissen können. (Ebd.: 374 f.) Sie

ergänzt: „Jetzt glaube ich, jeder Österreicher, jede Österreicherin tut sich auch schwer mit Formularen“. (Ebd.: 400 ff.) Sie bezieht sich selbst in diese Gruppe mit ein: „Also, ich habe kaum noch ein Formular jemals ausgefüllt, das wirklich selbsterklärend gewesen wäre, komplett. [lacht] Da gibt es immer Fragen dazu.“ (Ebd.: 407 ff.)

Dass der Solidaritätsbegriff allerdings nicht unumstritten ist, wurde in Kapitel 4 erläutert. Eine Beraterin* thematisiert dies, indem sie die Frage, inwieweit Solidarität in ihrer Arbeit eine Rolle spielt, mit einer Gegenfrage beantwortet:

Ja, was heißt jetzt Solidarität? Also, [...] Ich will mich solidarisch zeigen mit Dir, ich will parteilich sein mit Dir, ich will Dich unterstützen, ich will auch mit meine Energie dafür hergeben, Dich zu unterstützen. So. Ahm, [...] ja, aber eben/ist auch die Frage, was heißt denn dann solidarisch sein? Also, heißt das, ich muss auch was von/ich sollte eigentlich auch was von MEINEN Privilegien abgeben? Wie kann das im Rahmen von Sozialer Arbeit passieren? Also, weiß ich nicht, da, da/Ich finde, Solidarität wird sehr oft, wird halt auch sehr leicht gesagt, weil man ist ja auch schn/Ich kann auch schnell solidarisch sein. Ich brauch's quasi nur sagen: ‚Ich bin solidarisch mit Dir.‘ Und mich irgendwie [stammelt] solidarisch positionieren oder quasi sagen: ‚Ja, find ich auch.‘ (I4: 930 ff.)

Auch dem Begriff der Parteilichkeit steht sie fragend und kritisch gegenüber und verbindet ihn mit der oft fehlenden Fähigkeit zu Reflexivität. Sie sagt:

Da gibt's natürlich eine Parteilichkeit, da gibt's eine Wertschätzung, da gibt's eine grundsätzliche antirassistische/ähm/Haltung, ja? Ahm, und gleichzeitig/ahm/hab ich das Gefühl, hört die manchmal bei einer selber auf. Also, quasi beim Hinterfragen von dem: ‚Was habe ich denn für einen Blick?‘ und ‚Was ist denn mein Wissen und auf was baut dieses Wissen auf?‘ (Ebd.: 256 ff.)

Ihr sei es wichtig, sich den Frauen*, die sie berät, klar parteilich gegenüber zu positionieren. (Ebd.: 142 f.) Als sie darüber reflektiert, was diese Parteilichkeit beinhaltet, (ebd.: 144) stellt sie fest, dass diese manchmal durch institutionelle Normen beschnitten sei. (ebd.: 149 ff.) Auf diese Ambivalenzen zwischen dem Selbst und der Institution wird in Kategorie E noch näher eingegangen.

5.4.3.4 Abgrenzung (C4)

Beim Thema der Abgrenzung wird deutlich, wie sehr die Unterkategorien, die unter Kategorie C zusammengefasst sind, verschwimmen und keine klaren Grenzziehungen zwischen ihnen möglich sind. Interessanterweise steht nämlich für mehrere Interviewpartnerinnen* die professionelle Abgrenzung nicht zwangsläufig im Gegensatz zum Zulassen von Nähe, sondern ermöglicht dieses vielmehr. (I1: 861 f.; I4: 804 ff.) Interviewpartnerin* 1 beantwortet die Frage danach, wie sie die Balance zwischen Abgrenzung und Solidarität findet, so:

Also, ich glaube, eine gesunde Abgrenzung ist ganz, ganz wichtig. Und gleichzeitig ist in so einem Bereich, wo man arbeitet, auch so etwas wie ein solidarisches Handeln beziehungsweise

auch ganz viel Empathie notwendig. Aber das ist kein Gegensatz, habe ich mittlerweile herausgefunden. Das kann gleichwertig nebeneinander bestehen und ist beides notwendig für die Arbeit. Das hat jetzt sogar weniger mit Feminismus zu tun oder irgendeiner Auseinandersetzung, das ist ganz einfach eine/so was wie eine professionelle Grundhaltung, dass man weiß, wo ist mein privater Bereich und in den darf nicht eingedrungen werden, das ist schon wichtig, um sich die eigene Arbeitsfähigkeit zu erhalten. Und gleichzeitig muss ich als Mensch da sein und sozusagen auch mitkriegen, wie es der Anderen geht und, und das auch mitempfinden können und/ahm/um mit der überhaupt arbeiten zu können daran. Ich muss offen sein dafür, um das/um dann gemeinsam planen zu können und ein Stück begleiten zu können einfach. Das ist für mich das Um und Auf und zwar beides. Recht gleichwertig. Also, weder einfach halt ich viel davon/also, ich glaube, es funktioniert weder das, wenn man sagt/ah /: ‚Was, Dir geht es jetzt schlecht nach der Beratung? Du bist zu wenig abgegrenzt. Das darf nicht sein.‘ Das ist ein Blödsinn. Also, [stammelt] das funktioniert so nicht. Das kann auch einmal sein. Das kann man sich auch erlauben. Man muss nur wissen, wie man da auch wieder herauskommt. Das muss man gelernt haben. Und man darf es nicht sozusagen so weit privat werden lassen als dass man dann wirklich die private Telefonnummer hergibt und die Klientinnen mit heim nimmt. Das ist dann nicht mehr förderlich/ja, kann man auch machen, aber dann hat man halt wahrscheinlich zwei, drei Klientinnen und dabei wird es dann bleiben. Weil mehr ist da nicht möglich. Und es bleiben dann auch keine Klientinnen, also das ist dann/das wird dann wirklich auch was anderes. Aber darf auch gemacht werden von Leuten, aber das ist halt einfach ein anderer Zugang. (I1: 857 ff.)

Die häufige Verwendung des Wortes „Klientin“ in diesem Zusammenhang ist auffallend und weist auf eine distanzierte Positionierung hin. (Ebd.: 883 ff.) Eine andere Beraterin* sieht ebenfalls einen engen Zusammenhang zwischen Abgrenzung und „Nähe zulassen“ (I4: 783). Zur Frage danach, wie sie sich im Spannungsfeld zwischen Parteilichkeit/Solidarität und Abgrenzung bewegt, antwortet sie:

Mhm, ich glaube, dass das nicht ein Widerspruch ist. Also, ich glaube, das ist/Damit ich eine gute Unterstützerin sein kann, brauch ich auch diese Abgrenzung, weil sonst bin ich in kürzester Zeit ja selber a/[stammelt] quasi da, wo ich nicht hinmöchte und kann keine gute Unterstützerin mehr sein. Also, von dem her glaub ich, lässt sich das sehr gut vereinbaren. (I4: 804 ff.)

Sie nimmt Bezug auf darauf, dass in der Ausbildung für Soziale Arbeit gelehrt wird, dass eine gewisse Distanz und professionelle Haltung wichtig sei und das würde sich für sie bestätigen, da sonst die Arbeit emotional schwer auszuhalten sei. (I4: 781 ff.) Die Fähigkeit zur Abgrenzung sei auch deshalb wichtig, so Interviewpartnerin* 3, weil die Frauen*, die in die Beratung kommen, nur „wenn man Glück hat, in die Richtung gehen, die man selber gut findet, wenn man Pech hat, nicht, in eine andere Richtung gehen [lacht]“ (I3: 831 ff.). Manche Belastungen würden erst nach längerer Zeit im Arbeitsfeld spürbar werden. (Ebd.: 841 ff.) Es besteht Einigkeit darüber, keine Privatdaten wie Telefonnummer und Adresse weiterzugeben (I2: 1093 f., I3: 716 ff.) Auch dass sie keine Geschenke annehmen darf, erwähnt eine Beraterin*. (I2: 1096 f.) Sie sagt auch, dass sich bei ihr das Private und das Berufliche nicht so sehr vermischen würden. (Ebd.: 1136 ff.) „[I]ch mach nur keine extra Sachen“ (ebd.: 1112), sagt sie und erklärt, dass sie beispielsweise nicht auf Hochzeiten von Frauen*, die bei ihr in der Beratung waren, gehen würde, auch wenn sie manchmal dazu eingeladen werde. (Ebd.: 1112 ff.) Sie meint: „[D]as ist jetzt Privatsache und da muss man aufpassen.“ (Ebd.: 1135 f.)

Eine Befragte erzählt, dass sie von älteren Kolleginnen* gelernt hat, dass es wichtig ist, sich der eigenen Grenzen bewusst zu sein (I3: 912 f.) und dass sie bei manchen Frauen* sagen muss:

„Ich fürchte, ich kann da/oder ich kann Ihnen nicht weiterhelfen.“ Ja? Also, auch sozusagen nicht jedes/jeden Auftrag, jeden Anspruch und jedes Leids aufzunehmen [...] Und da, das zu lernen, wo ist dieser Punkt, wo es wirklich für beide Seiten nicht mehr gut ist, ja? Trotzdem. Weiterzutun. Und das auch sagen zu können. Das, zum Beispiel, das war so ein ganz wichtiger Lernschritt. (Ebd.: 909 ff.)

Beim Thema der Abwägung zwischen Solidarisierung und Abgrenzung wird deutlich, dass Differenzsetzungen zwischen Frauen* nicht zwangsläufig negativ sind, sondern schlichtweg mit der Beraterinnen*rolle einhergehen und auch einen Bestandteil der Beratungskompetenz darstellen. Interviewpartnerin* 4 beschreibt die Notwendigkeit einer gewissen Abgrenzung, um als Beraterin* tatsächlich unterstützend wirken zu können:

Ah, und ich brauch da eine gewisse Distanz, weil ich dann/weil ich das Gefühl hab, ich kann als Beraterin/ich nehme mir, ich depotenzieren mich als Beraterin, wenn ich mich ganz in ein Boot setz und sag/Ich kann natürlich, wenn ich die Frau in einem anderen Zusammenhang kennenlerne, freunde ich mich vielleicht mit ihr an und ka/ Das ist durchaus eine Möglichkeit, ja? Aber wir lernen uns eben in diesem Setting kennen und da brauch ich/Ich brauch diese, diese Kraft, die dadurch entsteht, dass ich in einer anderen Rolle bin. Also, diese Differenz muss erhalten bleiben. Ahm, auch wenn's eine Gemeinsamkeit als Frau gibt oder als in der Gesellschaft oder durch [...] Zuschreibungen. Das kann alles sein, ja? Aber in der Situation selber brauch ich, brauch ich diese, dieses Anderssein und diese Distanz. (I3: 719 ff.)

Dieses offene Thematisieren von Machtverhältnissen ermöglicht, diese Macht auch konstruktiv im Beratungssetting zu nutzen.²⁵⁴

5.4.4 Das Sprechen über die Anderen (Kategorie D)

Kategorie D behandelt Aussagen der Beraterinnen* über Migrantinnen*, die die Beratungen aufsuchen. Unterkategorie D1 soll klären, welche Aussagen der Interviewpartnerinnen* essentialistische Zuschreibungen verstärken. Rassistische und kulturalisierende Zuschreibungen werden dabei ebenso erfasst wie Intersektionen von Rassismen und Sexismen, die beispielsweise bei Viktimisierungen von Migrantinnen* auftreten. Auch das Problem, dass der Wahrheitsgehalt von Aussagen über Rassismuserfahrungen teilweise infrage gestellt wird, wird hier

²⁵⁴ Dazu passt, was Bratić in Anlehnung an Michel Foucault zum Faktor Macht in der Sozialen Arbeit schreibt: „Macht ist ein Kräfteverhältnis, eine Situation, wo eine Handlung auf die anderen Handlungen einwirkt. Die Einwirkungen sind die Kategorien der Macht. Veranlassen, verleiten, umleiten, erschweren, erleuchten, wahrscheinlich oder unwahrscheinlich machen... All das sind Handlungsmodi, mit denen SozialarbeiterInnen ihre Arbeit verrichten. Es sind die Wirkungsmöglichkeiten derer sich die Soziale Arbeit bedient. Darin ergibt sich ein direkter Zusammenhang zwischen Macht und Sozialarbeit.“ (Bratić 2010: 192)

behandelt. Weitere Beschreibungen vermeintlicher Schwächen der *Anderen*, die aber nicht dezidiert als essentialistisch gedeutet werden können, werden unter Kategorie D2 subsummiert. Unterkategorie D3 fasst jene Aussagen zusammen, in denen mit essentialistischen Darstellungen von Migrantinnen* gebrochen beziehungsweise diesen etwas entgegengesetzt wird. Um den Erzählungen über vermeintliche Schwächen der Frauen* etwas entgegenzuhalten, wurde Kategorie D4 nach einem ersten Materialdurchlauf ergänzt. Sie behandelt Beschreibungen von Stärken der Migrantinnen*, die die Beratungsstellen aufsuchen.

Vorab muss zu Kategorie D Folgendes festgestellt werden: Auch wenn in der Forschungsfrage das Reden über Migrantinnen* im Fokus steht, ist dieses nicht immer klar abgrenzbar vom allgemeinen Reden über Frauen*, die die Beratung aufsuchen. Das heißt, wenn in der Institution auch mit mehrheitsangehörigen Frauen* gearbeitet wird, findet meistens ein Reden allgemein über die Frauen*, die die Beratung aufsuchen, statt. Schon alleine die Tatsache, dass Beraterinnen* im Reden über ihre Klientinnen* nicht zwingend zwischen Mehrheitsangehörigen und Migrantinnen* differenzieren, kann als Hinweis darauf gedeutet werden, dass die Arbeit mit Migrantinnen* sich nicht unbedingt von der Arbeit mit Mehrheitsösterreicherinnen* unterscheiden muss.

5.4.4.1 Verstärkung essentialistischer Zuschreibungen (D1)

Generell ist auffallend, dass viktimisierende Darstellungen von Migrantinnen* in den Erzählungen überwiegen. Dies liegt teilweise darin begründet, dass Sozialarbeiterinnen* primär mit Menschen, die sich in Krisensituationen befinden, arbeiten und auch in den Interviews nach den Problemlagen der Klientinnen* gefragt wurde. Andererseits erscheint mir aber, dass ausbleibende Erzählungen über die Stärken einzelner Frauen* und die weitgehend fehlende Anerkennung von Migration als subversive Praxis darauf hindeuten, dass sich Soziale Arbeit hier in hegemoniale Diskurse um Migration und Flucht, die mit einer Viktimisierung und Essentialisierung betroffener Subjekte einhergehen, einschreibt. Das Thema Migration wird mit „kulturelle[r] Identität und Migration und Flucht und Traumata“ (I3: 149 ff.) verbunden. Bezüglich der erhöhten Vulnerabilität von Migrantinnen* meint dieselbe Befragte, dass die eigene Identität bei Migrantinnen* stärker verunsichert sei und diese verletzbarer²⁵⁵ seien. (Ebd. 324 ff.) Die Annahme, Migrantinnen* seien in ihrer Identität verunsichert, kommt auch in einer anderen Aussage zum Ausdruck:

²⁵⁵ Dies kann auch als Anspielung auf strukturelle Rassismen (siehe Kategorie A) gewertet werden.

Was auf jeden Fall Thema ist, ist sozusagen [...] Identität/Ja? Also: Wo komme ich her? Wie ist es dort? Wer war ich dort?/ahm/Wie wäre dort mein Leben gewesen? Wie hat sich das angefühlt? Wie war ich dort beheimatet? Ahm, dann die Entscheidung wegzugehen oder das Müssen, also die Phase des Weggehens, wie hier ankommen, wie hier sein und dann: Wie bin ich und wer bin ich hier? Was kann ich überhaupt erkennen? Weil sozusagen ja Muster, die einem fremd sind, erkennt man ja dann auch, glaub ich. Also das ist ja auch überhaupt erst ein Prozess, die verschiedenen Strukturen bei uns erkennen zu lernen sozusagen und wie verorte ich mich hier und wie beheimatet bin ich dann hier. (Ebd.: 259 ff.)

Auffallend ist hier wieder das Sprechen in der Ersten Person singular, was ein Einfühlen suggeriert, aber auch unterschiedliche Privilegien zwischen der Sprecherin* und der Frau*, über die sie spricht, verschweigt.

Kulturalisierungen und Homogenisierungen

An einer Stelle wird deutlich, wie schwierig es ist, kulturspezifische Beschreibungen nicht zu reproduzieren. Gerade dann, wenn Beraterinnen* gefordert sind, weil sie gegen Rassismen eintreten wollen und Situationen emotional aufgeladen sind, ist die Gefahr groß, kulturalistische Zuschreibungen zu reproduzieren. In einer Situation, in der eine Behördenmitarbeiterin* sich über das Passfoto einer Frau* lustig macht, reagiert die Beraterin* folgendermaßen:

Und ich habe halt dann gesagt: „Entschuldigen Sie bitte, [...] Ah, ich weiß, dass sie heute anders aussieht, aber ich kenne das so, dass/ah, ah/dass Frauen aus Nigeria, aus dieser Gruppe, ganz oft zum Friseur gehen und sich ganz oft neue Haare/das gehört da dazu. Das ist nicht ein altes Foto, sondern das ist ein aktuelles Foto. (I1: 353 ff.)

Sie scheint sich in dieser Situation als „Vermittlerin* zwischen den Kulturen“ angerufen zu fühlen und tritt in die Rolle derer, die etwas über die vermeintlich *andere* Kultur erklärt. Homogenisierungen, in diesem Falle von „Frauen aus Nigeria“ (ebd.: 356) sind dabei unumgänglich. Von diesen Schwierigkeiten, nicht rassistisch zu sein, redet eine andere Beraterin*, wenn sie darüber spricht, dass es schwierig ist, verallgemeinernde Zuschreibungen an bestimmte Menschengruppen zu vermeiden. (I4: 380 ff.)

Dies passt zu der in Kapitel 2.2.1.1 geäußerten Annahme, dass der Kulturbegriff in der Sozialen Arbeit oft zu wenig hinterfragt wird. Beim Reden über Migrantinnen* kommt es an einigen Stellen zur Konstruktion nationaler Zugehörigkeit als vermeintlich primäres Identitätsmerkmal. Eine Beraterin* schildert die Frauen* einer Gruppe, mit der sie gearbeitet hat, folgendermaßen:

Also, ich kann mich erinnern an eine Spanierin, zum Beispiel/Da hab ich dann lang überlegt, ob ich die in die Gruppe nehmen soll, weil die war zwei Einzelgespräche bei mir und die hat zwei Stunden nur geschimpft auf Österreich. Aber so was von [verändert die Stimme] ‚Scheiß Österreicher, die sind so arrogante Trottel. Sie gehen mir so auf die /‘ [lacht] Also, nur geschimpft irgendwie. War in einer Trennungssituation von einem Österreicher und ich habe mir gedacht: ‚Nein, die kann ich nicht/Wenn ich die in die Gruppe nehme, dass/die sprengt mir die Gruppe, das geht irgendwie nicht.‘ Und so. [lacht] Habe mich dann aber entschieden: ‚Na, ich probier’s jetzt.‘ Weil sie war eigentlich eine sehr extrovertierte und sehr temperamentvolle

Frau und ich hab mir gedacht, wenn das/ah/anders sein darf und wenn das anders zur Geltung kommt, dann ist das super. Ja? Und es war dann auch. Ich meine, sie war ein bisschen ein Wirbelwind und hat schon immer wieder was durcheinandergehaut, aber es war dann super. Also, es war dann in der Gruppe eine Ägypterin, zwei Polinnen, sie, weiß ich jetzt nicht was noch, also einige, eine Deutsche, genau/ahm/eine Kurdin, also wirklich unterschiedlichste Geschichten. Und das war gut. (I3: 271 ff.)

In diesem Absatz werden die Unterschiede zwischen den Frauen* an ihren Nationalitäten festgemacht. Später lässt die Interviewpartnerin* diese Zuschreibungen aber außen vor, wenn sie von den individuellen „Lebensgeschichten und [...] Lebenslinien“ (ebd.: 27) der Gruppenteilnehmerinnen* spricht. Auch eine andere Beraterin* betont zuerst die Unterschiedlichkeit aller Frauen*, die zu ihr in die Beratung kommen (I5: 771) und setzt dann fort zu erklären:

Ja, zum Beispiel eine Frau aus Afrika ist nicht wie eine Frau aus dem Iran. Zum Beispiel. Ja. Die aus Afrika vielleicht haben so viel zu kämpfen mit der Hautfarbe, weil so direkt bemerkbar ist. Und vielleicht aus dem Iran auch wegen dem Kopftuch oder so was und die/Also, die Strategie es ist auseinander, aber je nachdem natürlich. Und es ist, es ist auch gleich. Und von außen ist es auch sofort sichtbar. (Ebd.: 776 ff.)

Hier finden kulturalisierende Zuschreibungen und Homogenisierungen statt, weil tatsächlich weder alle Frauen* aus „Afrika“ Schwarz sind noch alle Iranerinnen* ein Kopftuch tragen. Dennoch handelt es sich hier nicht um rein kulturalisierende Zuschreibungen, sondern auch um eine Aufzählung unterschiedlicher Rassismen, weshalb diese Aussage zusätzlich unter Kategorie A subsummiert wurde. Angedeutet wird auch, dass unterschiedliche Strategien notwendig sind, um mit unterschiedlichen Formen von Diskriminierung umzugehen. (Ebd.: 781). Anschließend findet wieder eine Betonung der Unterschiede zwischen den, zuvor in Gruppen zusammengefassten, Frauen* statt: „Sie kommen nicht nur, weil sie/sie eine Schwarze Hautfarbe haben oder ein Kopftuch tragen, die kommen auch mit anderen Problemen, natürlich. Vielleicht Aufenthalt. Vielleicht Familienrecht. Was/ja. Je nachdem.“ (Ebd.: 784 ff.)

Auch folgendes Zitat macht verschiedene Zuschreibungen, mit denen Migrantinnen* konfrontiert sein können, deutlich:

Also, wenn das zum Beispiel Frauen aus, aus Afrika oder aus dem asiatischen Raum sind, da hab ich auch den Eindruck, dass die teilweise wirklich, wirklich isoliert sind und gar nicht so viel/ah/Communities haben oder keinen Zugang finden zu den Communities oder dass das ganz schwierig ist oder von den Männern halt auch nicht erwünscht ist dann, ja? Ahm, dass die unglaublich isoliert sind auch wirklich zu Hause, die Sprache, nicht [stammelt] lernen, aber ja /Es wird auch nicht unterstützt, ja, diese Eigenständigkeit. Und ich würde einmal sagen, dass/Ich würde einmal unterstellen, dass überhaupt diese Beziehungen dann zustande kommen, dass schon mal Sexismen von den Männern so grundsätzlich/Also da ist sozusagen die Basis [lacht] schon irgendwie sexistisch, sich eine viel jüngere und hübsche, völlig abhängige Frau herzuholen. (I3: 754 ff.)

Hier wird ein homogenisiertes und sexualisiertes Bild der „afrikanischen“ oder der „asiatischen“ Frau*, die „völlig abhängig“ (ebd.: 768) sei, gezeichnet. Die Erklärung, dass es auch

eine bewusste Strategie von Frauen* sein kann, Beziehungen zu Männern* einzugehen, um aus anderen Herrschaftsverhältnissen zu entfliehen, fehlt.

Viktimisierende Darstellungen der Migrantin*

Generell wird die Migration von Frauen* häufig als nicht selbstbestimmt dargestellt, wie auch folgende Aussage von Interviewpartnerin 5 zeigt:

[J]a natürlich, die Frauen leiden viel darunter, weil sie meist/also meistens kommen sie hierher wegen der Familienzusammenführung, sie kommen wegen den Ehemännern und sie kommen/Die Männer kennen sich schon aus und die Frauen nicht. Sie müssen [...] alles erlernen und manchmal auch unterstützen die Männer die Frauen nicht. (I5: 214 ff.)

Später im Interview nimmt sie nochmals auf das bereits Gesagte Bezug: „Wie ich schon von Anfang an gesagt habe, sie kommen hierher und [...] kennen sich nicht aus und diejenigen, die sie hierher geholt haben, die unterstützen sie auch nicht.“ (Ebd.: 740 ff.) Dass die Entscheidung zur Migration aktiv getroffen werden kann und dass Familienzusammenführung auch umgekehrt möglich ist, in dem Sinne, dass die Frau* zuerst migriert und den Familiennachzug ermöglicht, wird hier ausgeklammert. Auch die Aussage, die Frauen* müssten „schon auch irgendwann selbständig werden“ (ebd.: 812 f.) impliziert, dass sie das vorher nicht gewesen wären. Eine Beraterin* sagt, es sei in besonders schwierigen Fällen „eh schon ein Wunder, dass die überhaupt in die Beratungsstelle komm[en]“ (I3: 790 f.). Auch in der folgenden Erzählung überwiegt die viktimisierende Darstellung, mit der jedoch zum Schluss gebrochen wird:

Und meistens [...] kommen sie im Geheimen. Ja? Und, also da [schnauft] das ist heft/[...] Ja? Und, ahm, letztendlich geht's natürlich dann auch bei ihr drum, dass sie irgendwelche Bezugspersonen findet, dass sie möglicherweise auch gegen seinen Willen [...] Frauen oder Familien, die aus demselben Land kommen, treffen darf, ja? Es ist meistens das Thema Ursprungsfamilie [...] In Wien sind sie womöglich eingesperrt und ja? Und materiell gut versorgt womöglich, aber [...] emotional, das ist halt diese, diese Heimat eben, der Schmerz und der Trennung von der eigenen Familie, ist ein RIESENthema. Teilweise geht's dann auch darum, dahin zu schauen, ja? Ob das für sie passt, das hier-Sein. Die, die Gedanken: Ich will/die wollen eigentlich nach Hause. Viele, ja? Ja, muss man schauen, was/Aber ich denke mir, wenn solche Frauen kommen, dann kann man nicht/Also, erstens einmal kann man davon ausgehen, dass wirklich absolut Feuer am Dach ist, sonst kommt die nicht. Und zweitens ist es eine ungemeine Leistung, dass sie das geschafft hat. Und da anzusetzen, dass das weiter/[...] dann hat sie zumindest schon einen Ort, wo sie Klartext reden kann, wo, wo ihr jemand zuhört und wo sie hingehen kann. Ja? (I3: 796 ff.)

Es wird anerkannt, dass es eine Leistung der Frau* ist, in die Beratungsstelle zu kommen. Im gesamten Zitat wird deutlich, wie schwierig es ist, gewisse Formen von Gewalt anzusprechen, ohne den Betroffenen jegliche Handlungsfähigkeit abzusprechen. Strukturelle Gewalt wird in dieser Beschreibung ausgeklammert. Rassistische Fremden Gesetze evozieren, dass Migrantin-

nen* Paarbeziehungen eingehen, um Aufenthaltstitel zu erlangen. In diesen Beziehungen bestehen infolge Abhängigkeitsverhältnisse, die die Betroffenen hinsichtlich verschiedenster Formen von Gewalt verletzbarer machen. (Siehe Kapitel 3) Interessant ist, dass die „community“ als Schutzort vor rassistischer Diskriminierung angerufen wird. Nachgefragt werden müsste aber, ob das Heimweh, das die Beraterin* beschreibt, tatsächlich an den Wunsch, „nach Hause“ (I3: 810 f.) zu wollen oder an andere Sehnsüchte geknüpft ist.

Sprachkenntnisse werden als zentral beschrieben: „Und wenn man auch, auch die Sprache noch nicht kennt und sich selber auch nicht irgendwie wehren kann, dann es ist sehr kompliziert.“ (I5: 256 ff.) Die hegemoniale Sprache nicht zu beherrschen, wird mit Wehrlosigkeit gleichgesetzt. Verständigungsprobleme werden stellenweise als Schwäche der Frauen* gedeutet. Eine Befragte beschreibt, dass die Beratungen auf Englisch stattfinden: „Also, das Englisch ist ja auch kein muttersprachliches, also das macht schon die Kanäle und die Verständigung nicht so einfach.“ (I3: 794 f.) Das unterstellte Nicht-Bescheid-Wissen über die österreichischen Strukturen wird deutlich, als eine Beraterin* darüber spricht, dass Migrantinnen* oft die Interventionen der Jugendwohlfahrt nicht verstehen würden: „Sie haben das noch nie erlebt. Sie verstehen das/Sie können das nicht kapieren, warum.“ (I5: 514) Auch eine weitere Darstellung von Migrantinnen* folgt der Logik, diese würden sich mit dem österreichischen System nicht gut auskennen: „[N]a, logisch verstehen sie manche Sachen nicht, weil sie einfach auch diesen Hintergrund nicht haben, ja? Wie Dinge funktionieren, ja?“ (I3: 394 ff.) Einige hätten „oft das Gefühl, sie können nichts bewirken“ (ebd.: 490 f.), sagt eine Beraterin* über die Frauen*, mit denen sie arbeitet. An einer Stelle erfolgt die Zuschreibung, dass Migrantinnen* sich häufig im öffentlichen Raum aufhalten würden. Um sie als Zielgruppe anzusprechen, sei es deshalb sinnvoll, Informationen auch auf Türkisch zu drucken und diese in Parks zu verteilen, wo sich türkische Frauen* mit ihren Kindern aufhalten würden. (Ebd.: 158 f.) Eine klischeehafte Darstellung *der* türkischen Frau* als Mutter im öffentlichen Raum wird hier verstärkt.

Bei der Beschreibung mancher Probleme ist es schwierig, festzustellen, ob es sich um kulturalisierende Zuschreibungen handelt oder nicht. Dies liegt daran, dass manche Probleme benannt werden müssen, um Gewalt gegen Frauen* sichtbar zu machen und es aber gleichzeitig schwierig ist, dabei keine rassistischen Stereotype zu bedienen. Eine Mitarbeiterin* spricht über das Thema Zwangsheirat: „[E]in paar [...] gibt’s jetzt/gibt es auch die Zwangsheiratsgeschichten oder/ahm/nicht so viel, aber es gibt schon so eine Geschichte.“ (I2: 116 ff.) Später kommt sie nochmals auf das Thema zu sprechen: „Oder wenn ein Mädchen kommt und sagt, ich weiß nicht, sie musste einen Cousin heiraten und sie hat Angst und so.“ (Ebd.: 676 f.) Es ist nicht klar, ob es sich um einen Einzelfall handelt oder nicht. Interessant ist, dass die Beraterin* das

Problem schildert, ohne eine Nationalität oder ein vermeintliches Herkunftsland der Betroffenen zu nennen. Es könnte sich hier somit auch um einen Versuch handeln, kulturalisierende Zuschreibungen zu vermeiden.

An anderer Stelle geht die Befragte deutlicher auf vermeintlich kulturelle Unterschiede ein. (Ebd.: 119 ff.) Als Beispiel führt sie an, dass die Gesetzgebungen der jeweiligen Herkunftsländer unterschiedlich seien und es deshalb für einige Familien gewöhnungsbedürftig sei, dass beispielsweise Jugendliche länger ausgehen dürfen. (Ebd.: 125 ff.)

Interviewpartnerin 2 zeigt sich erstaunt darüber, dass Migrantinnen* „selbst rassistisch“ (I2: 187) seien, sogar gegenüber Geflüchteten (ebd.: 188 f.). Sie betont, dass „obwohl die Leute selbst Migrationshintergrund [haben]“ (ebd.: 200), sie rassistische Äußerungen machen würden. Damit scheint die Annahme einherzugehen, Migrantinnen* wären per se nicht rassistisch. Als sie erzählt, dass jüngere Frauen* und Mädchen* öfter rassistische Schimpfwörter benutzen würden, führt sie als Erklärungsmodell dafür an, dass sie nicht genau wissen würden, was die Wörter bedeuten. (Ebd.: 153 f.) Eine andere Erklärung ist, dass sie sich manche Wörter als Identitätszuschreibungen aneignen würden. Als Beispiel erzählt sie, dass manche sagen würden: „Ich bin halt ein Zigeuner. Ich kann Zigeuner sagen.“ (Ebd.: 156 f.) Dass dieses Verhalten auch als widerständige Strategie, sich Wörter anzueignen und diese anders zu besetzen, gedeutet werden kann, wird von der Befragten* nicht explizit angesprochen.

Infragestellung von Rassismuserfahrungen

Berichte über Rassismuserfahrungen werden zwar nicht ausdrücklich infrage gestellt, aber zwei Beraterinnen* erwähnen an einigen Stellen, dass sie nicht sagen können, ob es der Wahrheit entspreche, was die Frauen* erzählen. Eine sagt, dass sie bezüglich des Berichts eines Mädchens* über Rassismuserfahrungen in der Schule nicht sagen könne, ob dies stimmen würde, führt dann aber gleich noch an, dass sie von vielen anderen auch schon ähnliche Geschichten über Diskriminierungen gehört habe. (I2: 249 ff.) Unter Bezugnahme auf die Forschung von Claus Melter (2007: 107 ff., 2009: 277 ff.) wurde in Kapitel 2 bereits festgestellt, dass in der Sozialen Arbeit Berichten über Rassismuserfahrungen oft zu wenig Beachtung geschenkt wird. Die Schwierigkeit, Rassismen und Sexismen als solche zu benennen, zeigt sich auch darin, dass eine Befragte sehr oft das Wort „Zuschreibungen“ (I3: 132, 355, 731) verwendet, wenn deutlich

ist, dass Rassismen und Sexismen wirkmächtig sind. Die Befragte betont, dass der Wahrheitsgehalt von Aussagen der Klientinnen* nicht überprüft wird, scheint aber auch davon auszugehen, dass nicht immer alles Erzählte den Tatsachen entspricht, wenn sie sagt:

[W]ir kontrollieren in dem Sinn auch/ah/wenn eine Klientin ‚Gschichtln druckt‘ [spricht Dialekt], was natürlich alle/Wir drucken ja alle Gschichtln, ja? Erzählt nicht überall alles, dann druck sie Gschichtln und wenn sie es mir dreimal erzählt, dann sag ich vielleicht meine Meinung: ‚Könnte sein, dass Sie da was nicht erzählen wollen?‘ oder das/einmal so. (Ebd.: 1144 ff.)

Sie räumt allerdings ein, dass „alle“ manchmal „Gschichtln“ erzählen würden und nimmt sich dabei auch selbst nicht aus. (Ebd.: 1146) Eine andere Beraterin* betont, als es um Berichte über Rassismuserfahrungen geht, bei dem ihr von der Klientin* erzählten Vorfall nicht anwesend gewesen zu sein: „[A]lso, das ist nur nach Erzählung, ich war nicht mit ihr.“ (I5: 264 f.) Abschließend betont sie nochmals: „Sie hat es so erzählt. Ich weiß nicht, ob das stimmt.“ (Ebd.: 268) Dann scheint sie aber ihre eigenen Zweifel aus dem Weg räumen zu wollen, indem sie sagt: „[A]ber natürlich, wieso sollte sie das irgendwie erzählen wenn’s nicht passiert ist?“ (Ebd.: 269 f.) An späterer Stelle im Interview erzählt sie, dass sie, wenn ihr Frauen* von Rassismuserfahrungen in anderen Sozialeinrichtungen berichten (ebd.: 424), Kontakt zu dieser Stelle aufnehmen würde (ebd.: 436) und versuchen würde, zu erfahren, „was WIRKLICH ist“ (ebd.: 441). Die Betonung des Wortes „wirklich“ impliziert gewisse Zweifel daran, ob das, was die Klientin* geschildert hat, den Tatsachen entspricht. Sie erläutert, dass es ihre Aufgabe sei, dies dann mit der Frau* zu besprechen: „Ja. Und wir können der Frau auch erklären, wie es ist.“ (Ebd.: 460) Die Definitionsmacht darüber, was geschehen ist, verlagert sich so auf die Beraterin*, die der Rassismusbetroffenen* „erklärt“, was passiert ist. Hier zeigt sich die Gefahr der Relativierung von Rassismuserfahrungen. Mit hoher Wahrscheinlichkeit werden die Kolleg_innen aus anderen Sozialeinrichtungen ihr Verhalten nicht wahrheitsgemäß beschreiben, wenn sie rassistisch agiert haben.

5.4.4.2 *Zuschreibungen von Schwächen an die Anderen (D2)*

Einige Aussagen der Interviewpartnerinnen* stellen nicht dezidiert essentialistische Zuschreibungen dar, beschreiben aber vermeintliche Schwächen von Migrantinnen*. In vielen Aussagen äußern die Befragten Zweifel am Selbstvertrauen der Migrantinnen*, die zu ihnen in die Beratung kommen. Eine meint dazu:

[I]ch kriege ganz einfach schon mit, dass sehr, sehr, sehr, sehr viele von unseren/von den von uns betreuten Frauen jetzt wirklich so durch die Welt gehen mit dem/mit dem Gefühl, sie können eh nichts oder kaum etwas und sie dürfen sich auch nichts zutrauen und [...] sie sind irgendwo auch Versagerinnen. (I1: 258 ff.)

Sie schließt an, dass sie es als Beraterin* in der Arbeit dann merken würde, „dass sie es extrem schwer haben, bei irgendwas zu bleiben, unter anderem auch deshalb, weil sie immer sofort glauben, wenn irgendwas nicht so funktioniert, das ist der Beweis dafür, dass es nicht gehen kann.“ (Ebd.: 269 ff.)

In Bezug auf erlebte Rassismen wird in einigen Aussagen das Klischee bedient, Migrant_innen seien zu passiv, dagegen vorzugehen. Letztlich handelt es sich aber bei den Beschreibungen um Resignation im Umgang mit tagtäglich erlebten Rassismen. Interviewpartnerin* 1 beschreibt das so:

[I]ch fürchte, die meisten haben sich damit extrem abgefunden, also sie sprechen das eigentlich von sich aus kaum an. Ich merke das auch oft, dass da so eine gewisse fatalistische Haltung schon ist, weil man eh nicht aus kann, weil es so schlimm ist, also weil es so dominant ist/ah/dass es/also, dass viele von den Frauen mir so vermitteln, es hat keinen Sinn, sich da zu wehren oder [...] sich auch nur damit auseinanderzusetzen. [...] Die meisten sagen, nein, die Österreicher_innen sind eh super und was ich aber erlebe, wenn ich sie begleite, ist oft das Gegenteil. (Ebd.: 320 ff.)

Eine andere Beraterin* erzählt, dass Migrantinnen*, wenn sie bei Gericht mit Rassismen konfrontiert seien, manchmal zu weinen begännen. (I3: 377 f.) Dieses „sich nicht trauen, sich zu wehren“ wird allerdings relativiert, wenn die Beraterinnen* auf die gesellschaftlich vulnerablen Positionen von Migrantinnen* sowie auf strukturelle und individuelle Rassismen zu sprechen kommen. Als Interviewpartnerin* 1 beispielweise darüber klagt, dass es schwierig sei, kollektive Räume für die Frauen* zu schaffen, um eine Solidarisierung zwischen ihnen zu fördern, räumt sie ein, dass dies auch damit zu tun habe, dass die Frauen* damit beschäftigt seien, sich ein Leben aufzubauen. (I1: 909 ff.) Damit findet eine gesellschaftliche Kontextualisierung individueller Probleme statt, die einer bloßen Zuschreibung des Schwachseins entgegenwirkt. Die Beschreibungen von Stärken und Schwächen der Frauen* sind zudem oft eng miteinander verknüpft. Einerseits beschreibt eine Beraterin*, dass sie gegen hegemoniale Schönheitsideale in ihrer Arbeit mit jungen Frauen* und Mädchen* anzukämpfen habe (I2: 283 ff.), andererseits gäbe es auch unter jenen, die in die Sozialeinrichtung* kommen würden, starke Frauen*, die den medial vorgegebenen Images etwas entgegenhalten würden. Sie erzählt: „[W]ir haben eine Elektrikerin und sie ist sehr/Ich finde, sehr cool und gescheit und sie war auch [...] die Einzige in der Schule.“ (I2: 301 ff.)

5.4.4.3 *Relativierung essentialistischer Zuschreibungen (D2)*

Wie eingangs erwähnt, differenzieren die Beraterinnen* in den Schilderungen ihres Arbeitsalltags häufig nicht zwischen dem Arbeiten mit mehrheitsangehörigen Frauen* und jenem mit

Migrantinnen*. Dies kann einerseits als eine Relativierung essentialistischer Zuschreibungen interpretiert werden, andererseits kann es darauf hinweisen, dass rassistische Diskriminierungen in der Beratungsarbeit ausgeklammert werden.

Wer ist die Migrantin*?

Es wird in den Interviews deutlich, dass die Definition von Migrantin* keine einheitliche oder eindeutige ist. Dem entsprechend sagt eine Beraterin*, dass sie deshalb auch gar nicht sagen könne, ob die Arbeit mit Migrantinnen* herausfordernder sei. (I4: 531 ff.) Sie meint: „Also, es sind halt einfach immer/ah/Menschen kommen mit ihrer ganzen Lebensgeschichte und das ist komplex und man checkt immer nur einen kleinen Ausschnitt“. (Ebd.: 533 ff.) Die Frage nach der Staatsbürgerschaft ist für die befragten Beraterinnen* in der Regel nicht relevant oder nicht das Wichtigste. (I1: 102; I2: 47 ff.; I3: 224 ff.; I4: 43 ff.; I5: 148 ff.) Eine meint dazu: „Also, die Personen kommen einfach zu uns und. Genau.“ (I4: 44 f.) Auf die Heterogenität der Migrantinnen* hinweisend, sagt eine Beraterin*: „Deswegen, ich kann auch nicht sagen: „Ja, die sind so.““ (I2: 111) Eine Befragte gibt zwar zuerst an, nur mit Migrantinnen* zu arbeiten (I5: 17), meint später aber, dass manche die österreichische Staatsbürgerschaft hätten oder gebürtige Österreicherinnen* seien. (Ebd.: 149 ff.) Auch zwei weitere Interviewpartnerinnen*, die in Einrichtungen arbeiten, in denen Migrantinnen* die Hauptzielgruppe darstellen, sagen, dass auch Österreicherinnen* kommen könnten und die Einrichtung „offen für alle“ (I2: 12) sei. Eine ergänzt, dass sie nicht nach dem Ausweis fragen würde. (Ebd.: 27) Manchmal würde sie aufgrund des Namens bemerken, ob jemand Österreicherin* sei oder nicht und würde dann nachfragen.²⁵⁶ (Ebd.: 28 ff.) Manche Frauen* und Mädchen* würden auch selbst gleich über sich sagen: „Ich bin/ich weiß nicht/Albanerin, Türkin.“ Sie ergänzt: „Aber sonst, ja, ich kann nicht sagen: Die sind die Migrantin, die sind die Asylantinnen und so.“ (Ebd.: 36 ff.) Die Schwierigkeit einer Definition dessen, wer Migrantin* ist, zeigt auch die folgende Aussage:

Na, Migrantin definieren wir nur für die Frauen, die zu uns kommen, die nicht HIER geboren sind. Oder die haben schon auch einen fremden Pass oder Aufenthalt hier oder manche haben schon auch die Staatsbürgerschaft erworben. Alle kommen zu uns. Wir sagen nicht, diejenigen, die, die Österreicherinnen sind, dürfen sie nicht zu uns kommen. Nein. Ja, und manchmal kommen auch Österreicherinnen, also diejenigen, die hier auch geboren sind. (I5: 148 ff.)

Die Befragte schließt lachend mit: „Wir nehmen alle, je nachdem.“ (Ebd.: 169 f.) Bedeutsam ist auch, dass eine Befragte von „Migrantinnen [...] oder Menschen, die von Rassismus betroffen sind“ (I4: 275 f.) spricht und damit anspricht, dass das beides nicht zwingend miteinander

²⁵⁶ Dies kann wiederum als essentialistisch eingestuft werden.

einhergeht. Wie in Kategorie A bereits aufgezeigt wurde, werden beispielsweise Schwarze Menschen in Österreich diskriminiert, obwohl das Aussehen alleine noch nichts über die nationalen Zugehörigkeiten aussagt.

Eine Beraterin* reflektiert, dass der Migrationsbegriff auch breiter gefasst werden könne, so dass er beispielsweise auch „Migrantinnen aus irgendeinem Dorf in Osttirol [lacht], die in Wien versuchen, Fuß zu fassen“ (I3: 236 ff.) impliziere. Für eine Befragte ist die Migrationserfahrung im Fokus (I1: 105), da sie in die Beratungen thematisch einfließt. Die Vielfalt der Antworten darauf, wie Migrantin* definiert ist, kann als anti-essentialistisch gedeutet werden. Allerdings folgen auf nicht-essentialistische Aussagen häufig doch auch wieder Homogenisierungen. Eine Befragte stellt fest, dass ein großer Teil der Frauen*, die in die Beratungsstelle kommen „in irgendeiner Form was mit Migration zu tun [habe]“ (I3: 128 f.) und geht zuerst auf Unterschiede zwischen den Frauen* ein:

Erstens einmal [...] ist ja die Art der Migration, ob eine Frau aus Deutschland kommt oder/ah/oder aus Kambodscha oder aus Afrika. Das sind ja, sozusagen/Die Zuschreibungen sind ja ganz unterschiedlich. Ah/ah und ob sie jetzt migriert ist und aus welchen Gründen sie migriert ist und welchen Background, welche Bildung, ob sie Berufs/Also, da gibt's/da spielt so viel mit/ah/ob sie erste, zweite, dritte, vierte Generation ist/Ah/ob sie einen Partner/Partnerin hat, die Migrantin oder Migrant ist. Also, aber das Migrationsthema an sich ist fast in jeder Beratung, in jeder Therapie in irgendeiner Form Thema. Aber es ist unglaublich weit aufgefächert und/ich glaube, von dem her ist es auch schwierig/Also, wir haben eigentlich nichts, würde ich meinen/weniger so ein bestimmtes Bild von einer Migrantin, die wir ansprechen wollen. (Ebd.: 129 ff.)

An diesem Zitat wird gut die Verknüpfung anti-essentialistischer und essentialistischer Aussagen deutlich: Einerseits gibt die Befragte an, kein einheitliches Bild von Migrantinnen* zeichnen zu können, andererseits werden diese dann aufgrund nationalstaatlicher Zugehörigkeiten unterschieden, wobei auffallend ist, dass afrikanische Staaten unter dem Namen des Kontinents subsummiert werden. Interessant ist auch die Bezugnahme auf Klassenunterschiede zwischen Frauen*. Black Feminists* haben, wie in Kapitel 3 nachzulesen ist, im Zuge der sogenannten Zweiten Frauen*bewegung vielfach darauf hingewiesen, dass zwischen Frauen* unterschiedliche Differenzlinien wirksam werden. (Davis 1982; hooks 2015) Durch die Bezugnahme auf unterschiedliche Formen des Begehrens setzt die Befragte im Zitat oben heterosexuelle Partnerschaften nicht zur Norm. Interessant ist auch, dass dieselbe Beraterin* mir ihre Gedanken nach dem E-mailverkehr mit mir schildert:

Ich habe mir im Nachhinein ein bisschen Gedanken drüber gemacht/ahm/Das Problem eben, oder nicht Problem/Ich find's ja eigentlich gut, ist, dass unsere Migrantinnen so heterogen sind. Also, extrem heterogen. Also, wirklich vom Alter her, von woher sie kommen, wie gut sie Deutsch sprechen, wie gut sie integriert sind, wie selbständig oder ob sie berufstätig sind oder nicht und wie sie reden. Also, das ist so unglaublich heterogen/ah/dass es gar nicht so einfach ist/ah/da jetzt eben auf Migrantinnen zugeschnitten und es /also/ah /. (I3: 224 ff.)

Die Feststellung, dass Migrantinnen* keine homogene Gruppe sind, steht hier im Vordergrund. Sie nimmt auch auf den Integrationsbegriff Bezug, allerdings ohne anzugeben, wie festgestellt werden kann, ob jemand „gut integriert“ sei (I3: 231).

Migrantin* und/oder Mehrheitsangehörige*?

An manchen Stellen gehe ich davon aus, dass es sich um keine essentialistischen Zuschreibungen handelt, weil generell von Frauen* oder Mädchen* und nicht dezidiert von Migrantinnen* gesprochen wird. So bleibt offen, ob das Reden über Mädchen* bezüglich deren Hemmungen, über Sexualität zu sprechen (I2: 405) bis hin zu ihrer Angst, die Jungfräulichkeit zu verlieren (ebd.: 466), kulturspezifische Deutungen impliziert oder lediglich eine Beschreibung von Pubertätsthemen darstellt. Für das zweitgenannte Erklärungsmuster spricht, dass eine Beraterin* einmal dezidiert, als sie erzählt, dass Mädchen* über den Begriff „Sexismus“ lachen, weil „Sex“ darin vorkommt (ebd.: 543), sagt: „[D]ies hat auch mit dem Alter zu tun.“ (Ebd.: 551). Ein Nachfragen an den genannten Stellen, ob diese Aussage nur auf Migrantinnen* oder auch auf Mehrheitsösterreicherinnen* zutreffen würden, wäre einerseits suggestiv gewesen, andererseits habe ich es in der Interviewsituation manchmal schlichtweg verabsäumt. Hier eine Reproduktion von Rassismen zu interpretieren, würde deshalb primär meine eigene rassistische Brille beim Blick auf das jeweilige Thema zum Ausdruck bringen. Ähnlich verhält es sich mit der Aussage, dass manche Eltern wollen, dass ihre Töchter* in eine Beratungsstelle gehen, in der nur Frauen* arbeiten. (Ebd.: 609 f.) Die Befragte kommt darauf später im Interview nochmals zu sprechen: „Und die dürfen kommen oder die/ich weiß nicht/die Familien fühlen sich besser wenn keine Männer hier sind oder die Mädchen selbst fühlen sich besser und deswegen wird es schwierig, Männer hier zu haben“. (Ebd.: 921) Hier wird kein Bezug darauf genommen, ob diese Eltern Migrant_innen oder Mehrheitsösterreicher_innen sind. Letztlich kann es im Kontext einer Gesellschaft, in der sexualisierte Gewalt gegen Frauen* und Mädchen* noch immer alltäglich ist, Eltern sinnvoll erscheinen, einer Einrichtung, in der keine Jungen* und Männer* sind, mehr Vertrauen zu schenken. Interviewpartnerin 2 führt zudem aus, dass die Einrichtung einen „guten Ruf“ (ebd.: 614) habe und erläutert, dass es oft der Wunsch der Mädchen* selbst sei, einen „geschützten Raum“ (ebd.: 624) für sich zu haben. Dies ist ebenso legitim wie der Wunsch von Frauen*, in einer Frauen*einrichtung von Frauen* beraten zu werden. (I3: 620 ff.)

Abschließend ist festzustellen, dass kulturalisierende Zuschreibungen und Rassismen zu dekonstruieren auch bedeutet, wahrzunehmen, dass kein Mensch frei von Rassismen ist. Einem

anti-essentialistischem Ansatz entspricht es somit auch, wenn eine Interviewpartnerin sagt: „Also, nur weil es eine Migrantin ist, ist die noch nicht/ah/rassismenfrei.“ (I4: 567 f.)

5.4.4.4 Beschreibung von Stärken der Anderen (D4)

Generell entstand bei der Analyse der Interviews der Eindruck, dass die Beschreibung der Probleme und Schwächen der Migrantinnen*, die die Beratung aufsuchen, mehr im Vordergrund stand als deren Stärken. Dies kann auch an den Fragen liegen, impliziert doch beispielsweise die Frage nach der Zielgruppe auch die Frage nach den Problemen derselben. Außerdem haben Sozialarbeiterinnen*, wie bereits festgestellt wurde, primär mit jenen Menschen zu tun, die sich in Krisensituationen befinden. Als Gegengewicht zu diesen Aussagen werden in dieser Unterkategorie deshalb jene Erzählungen zusammengefasst, in denen beschrieben wird, wie Migrantinnen* sich für eine Verbesserung ihrer Lebensbedingungen einsetzen und selbst dafür kämpfen.

Eine Interviewpartnerin spricht davon, dass eine Migrantin* „alles Mögliche in Bewegung gesetzt“ (I1: 242) hat, um einen neuen Pass zu bekommen. (Ebd.: 241) Sie beschreibt auch, wie die Resilienz der von ihr beratenen Migrantin* nach der Erlangung eines positiven Asylbescheids zunimmt:

[G]erade erst vor Kurzem habe ich mit der Frau wieder gesprochen und sie hat mir nur gesagt, es geht ihr so gut, es geht ihr so viel besser und sie weiß, es gibt Schwierigkeiten im Leben und die werden auch immer wieder kommen, und es ist auch jetzt nicht alles einfach, aber es ist einfach alles sehr viel undramatischer als vorher und sie hat wieder Hoffnung geschöpft und sie weiß, dass es weitergeht. (Ebd.: 183 ff.)

Die Beraterinnen* nehmen kleine Veränderungen an den Frauen* wahr: „[O]ft ist es nur, wie sie hereinkommt, wie sie sich angezogen hat.“ (I3: 195 f.) Interviewpartnerin* 3 erläutert:

Also, wenn Frauen sozusagen aus der passiven Rolle des Erduldens oder Erleidens rauskommen und in die Veränderung gehen oder in die Gestaltung überhaupt mal gehen oder in das ‚Für-sich-was-tun‘, sich selbst mehr Aufmerksamkeit, mehr Wertschätzung schenken. Und, ahm, dass sie/wenn sie natürlich was durchsetzen können, wenn Entscheidungen in ihrem Sinn/ah/ah/ausfallen. (Ebd.: 199 ff.)

Die Betonung des „Herauskommens“ aus der passiven Rolle impliziert andererseits, dass die Frau* zuerst in dieser Rolle der Passiven gesehen wurde. Eine Beraterin* erzählt, dass auch Migrantinnen* studiert hätten. (I5: 117 f.) Damit bricht sie mit rassistischen Stereotypen in Bezug auf nicht gut (aus)gebildete Migrantinnen*.

Es ist nicht immer eindeutig, ob die Strategie von Migrantinnen*, bei Rassismuserfahrungen zu schweigen oder diese zu relativieren von den Beraterinnen* als Stärke oder Schwäche gedeutet wird. Letztlich wird an vielen Stellen klar, dass es sich hierbei um eine wichtige Strategie handelt, um den Alltag im rassistisch strukturierten Österreich ertragen zu können. Nach der Schilderung von Rassismen seitens einer Behördenmitarbeiterin* im Rahmen einer Begleitung schildert eine Beraterin*, dass die Frau* sie nachher beruhigt hätte: „[U]nd die Frau hat nachher fast begütigend zu mir gesagt: ‚Ah, lass das [...], das passt schon. Die sind so.‘“ (I1: 382 f.) Daraufhin hätte sie, die Beraterin*, sich gedacht:

Es ist schrecklich, dass das quasi zur Gewohnheit/zur Gewohnheit wird und was das dann auch macht mit Menschen. Also, das ist echt/wow/Das sind herbe Erfahrungen, wo ich mir denke, das verändert Menschen natürlich auch, wenn sie das tagtäglich so erleben und, ja. (Ebd.: 383 ff.)

Sie ergänzt, dass es kaum möglich ist, sich den gesellschaftlichen Erwartungen entsprechend zu verhalten:

Also, das ist so ähnlich wie dieses Vorurteil wie mit den Opfern, die immer nur lieb, zurückhaltend, heulend und arm sind und wenn ein sogenanntes Opfer einmal ein bisschen aggressiv wird, weil das gehört genauso das zu zu einer Traumafolgestörung jetzt sogar/ist/das ist dann nicht mehr drinnen, dann kann das kein Opfer mehr sein. (Ebd.: 420 ff.)

Was die Beraterin* hier beschreibt, kann im schlimmsten Fall zu einer Täter*-Opfer-Umkehr führen und zeigt wieder, wie wichtig die Parteilichkeit von Sozialarbeiterinnen* ist.

5.4.5 Das Selbst (die Beraterin*) in der Institution (Kategorie E)

Ursprünglich war geplant, an dieser Stelle zwei Kategorien einzuführen: Eine, die Aussagen der Interviewpartnerinnen* zur Verortung der Institution behandelt und eine, die dann die Beziehung der Interviewpartnerinnen* zur Institution aufzeigt. Es hat sich allerdings im ersten Materialdurchgang gezeigt, dass kaum Aussagen über die Institution getätigt werden, ohne dass deutlich wird, ob die Interviewpartnerin* sich affirmativ darauf bezieht oder ihre Ablehnung äußert. Die Beziehung der Beraterin* zur Institution, in der sie arbeitet, spielt in sämtliche Aussagen hinein. Dies zeigte sich auch am Reden in der „Wir“-Form der Beraterinnen* von sich und der Institution, in der sie arbeiten. Deshalb habe ich mich dafür entschieden, diese Aussagen in einer Kategorie zusammenzufassen. Entscheidend für die Arbeit ist schließlich die Verortung der Beraterin* in der Institution. So können Ambivalenzen in Bezug auf Ökonomisierungen in der Sozialen Arbeit und institutionelle Rassismen, die auch im Theorieteil behandelt wurden, sichtbar gemacht werden.

Unterkategorie E1 behandelt Aussagen zur politischen Verortung der Institution, wobei entsprechend dem Thema dieser Arbeit wieder von besonderem Interesse ist, wie die Institution zu Feminismen und Antirassismus/Rassismuskritik steht. Dabei wurde von mir in den entsprechenden Fragen Bezug auf Informationsmaterial wie Homepages und Flyer der jeweiligen Einrichtung genommen. Unterkategorie E2 macht deutlich, welche Rahmenbedingungen die Interviewpartnerinnen* als hilfreich erleben und welche als hinderlich. Hier werden auch Aussagen zu Kontrollfunktionen Sozialer Arbeit und Ökonomisierungstendenzen zusammengefasst. Unterkategorie E3 behandelt Anforderungen an Mitarbeiterinnen* seitens der Institution. Da die Forderung von FeMigra nach der Anstellung von mehr Migrantinnen* im Sozialbereich (FeMigra 2004: 25) von Anfang an mein Forschungsinteresse geprägt hat, wird hier dem Raum gegeben, wie sich Beraterinnen* zu den Einstellungspolitiken und Teamkonstellationen in der Einrichtung, in der sie arbeiten, verhalten. Damit wird auch Bezug genommen auf Zuschreibungen im Sinne des „native informant“ (Spivak 1999: 6; siehe Kapitel 3.3.1) und auf das Thema der Rassismen in Teamkonstellationen, welches im Theorieteil ausführlich behandelt wurde. Kategorie E4 soll einerseits aufzeigen, welche Rolle das Team für die Interviewpartnerinnen* im Sinne eines Ortes der Reflexion, aber auch der auszutragenden Konflikte spielt und welche Rollen sich die Interviewpartnerinnen* im Team selbst zuschreiben. In allen Unterkategorien sollen sowohl affirmative Zugänge als auch kritische Äußerungen der Interviewpartnerinnen* bis hin zur Ablehnung institutioneller Vorgaben deutlich gemacht werden. Ambivalenzen und Widersprüche werden in allen Unterkategorien sichtbar gemacht.

5.4.5.1 Bezugnahmen auf die politische Verortung der Institution (E1)

Die politische Verortung der Institution, in der sie arbeiten, spielt für einige Interviewpartnerinnen* eine wesentliche Rolle. Eine sagt, dass es für sie wichtig ist, in einer Institution zu arbeiten,

wo es auch sehr viel politische Auseinandersetzung gibt überhaupt was sich so/was sich gerade tut auf der Welt und in Österreich und sonst wo und wie wir da drinnen stehen und was gerade für eine Politik läuft und wie man da eigentlich selber beteiligt ist oder nicht. Also, das ist dabei extrem wichtig. (I1: 531 ff.)

Sie betont, dass es ihr „immer ganz, ganz wichtig“ (ebd.: 582) gewesen sei, für eine Institution zu arbeiten, die einen politischen Anspruch hat (ebd.: 579 f.) und führt weiter aus:

Vielleicht ist es auch nur meine Brille, aber [...] ich glaub/aber natürlich macht's trotzdem einen Unterschied auch, ob die gesamte Organisation, in der ich bin, auch noch, sozusagen, einen Anspruch hat da, in der Richtung. Weil, also für mich war das immer ganz, ganz wichtig. Gerade in diesem doch sehr schwierigen Feld, wo es auch oft mal frustrierend sein kann, weil sehr wenig möglich ist/ah/war das extrem wichtig, [stammelt] sozusagen gemeinsam was zu

entwickeln, was doch noch möglich ist. Das hat es mir wiederum möglich gemacht, überhaupt so lange dabei zu bleiben. Sonst, glaube ich, wäre ich schon lang nicht mehr dabei, wenn ich immer nur an Grenzen gestoßen wäre und das/irgendwann hätte sich dann das Gefühl verdichtet: Es hat keinen Sinn. (Ebd.: 581 ff.)

An anderer Stelle sagt sie, dass es ihr wichtig ist, für eine politisch agierende Institution zu arbeiten, weil ihr das das Gefühl gibt, etwas tun zu können. (Ebd.: 981 ff.) Damit zeigt sie eindrücklich, wie wichtig es für die Belastbarkeit ist, sich mit der Institution, für die man arbeitet, identifizieren zu können und politische Ansichten zur Arbeit zu teilen. Auch im zweiten Interview wird das deutlich, als die Befragte betont, glücklich zu sein, dass sie an dieser Stelle arbeiten kann. (I2: 995 f.)

Im Reden über die politische Verortung der Institution wird auch der Sozialarbeitsbegriff im herkömmlichen Sinne infrage gestellt:

Wir verstehen uns überhaupt nicht als hauptsächlich sozialarbeiterische Organisation. Obwohl wir natürlich auch unter Anführungszeichen ‚Dienstleisterinnen‘ sind und ganz einfach auch Angebote für Klientinnen zur Verfügung stellen, aber da hört es überhaupt nicht auf. Es hört weder auf noch fängt es an da. Es ist/Das ist ein, ein, ein Ausfluss dessen/der Politik eigentlich. Ja. [lacht] Also/ahm/Wir verstehen uns als eine Organisation, als eine NGO/ahm/die ganz viel gesellschaftlich mitzureden hat, weil sie verdammt viel Erfahrung und Expertise hat. (I1: 1009 ff.)

Das Reden in der „Wir“-Form zeigt, dass die Beraterin* diesen Zugang zu Sozialarbeit teilt. Sie führt dies weiter aus, dass es nervig sei, nur auf die Dienstleistung reduziert zu werden (ebd.: 1025 f.), aber sonst „den Mund halten“ (ebd.: 1028) zu sollen. Damit nimmt sie Bezug auf die Erwartungen von Geldgeber_innen. Die in der Einleitung geäußerte Kritik, dass Soziale Arbeit als Verwalterin von Ungleichheiten eingesetzt wird, wird damit untermauert. Die Festlegung auf die unmittelbare Beratungsarbeit geschieht aber auch durch Fachleute. Diese sind, so die Befragte, zum Teil ganz erstaunt darüber, dass Menschen, die in der Praxis stehen, sich darüber ärgern würden, nur auf ihre Dienstleistung reduziert zu werden. (Ebd.: 1038 ff.) Sie verleiht ihrem Ärger Ausdruck: „Es ist gut, diese Erfahrung zu haben und das ist auch unsere Basis, aber dann möchten wir auch, dass das auch im Sinne einer Expertise ernst genommen wird. Und nicht bloß auf Dienstleistung, fertig.“ (Ebd.: 1049 ff.) Damit spricht sie ein wichtiges Thema, nämlich die Trennung von Theorie und Praxis und das „Nicht-ernstgenommen-Werden“ der Expertise von Menschen, die an der Basis arbeiten, an.

Eine andere Befragte distanziert sich ebenfalls von der „klassische[n] Sozialarbeit“ (I3: 1138), als sie davon spricht, dass in dem Bereich, in dem sie tätig ist, die Kontrollfunktion nicht in der Form vorhanden ist wie in anderen Handlungsfeldern. Sie sagt dazu:

Also, wir sind da in der luxuriösen Situation, dass es eben keine klassische Sozialarbeit eben mit/ah/mit diesem direkten öffentlichen Auftrag sind, wo es [...] um Ressourcenverteilung und

Kontrolle und Sanktionierung und so weiter geht. Insofern, das seh ich ganz stark/diese Doppel-bind-Geschichte seh ich stark bei Sozialarbeit grundsätzlich. Aber hier ist es halt, ist alles freiwillig, ist anonym, wir geben keine Daten weiter, [...] Und das seh ich als Privileg/Also, das ist auch wirklich so eine elitäre Geschichte, ja? Die natürlich an anderen Brennpunkten so nicht/wahrscheinlich nicht MÖGLICH ist, ja? Also, da sind die Sozialarbeiterinnen/Einerseits denk ich mir, es ist so eine wichtige Arbeit auf den Jugendämtern, zum Beispiel auch. Es ist ein Wahnsinn, ja, was da zusammenkommt und gleichzeitig aber erwartet wird und: [verändert ihre Stimme, macht sie tiefer]: Da MUSS man/Da muss man alles, ja? [...] Nein, also eher weniger bei uns. (Ebd.: 29 f.)

Auch sie stuft die Organisation, für die sie arbeitet, also politisch ein. (Ebd.: 1101) Ein Teil dieser politischen Arbeit sei es, Stellungnahmen zu aktuellen gesellschaftlichen Debatten zu schreiben. (Ebd.: 1101) Auch Interviewpartnerin* 5 sagt, dass sie und ihre Kolleginnen* sich zu tagespolitischen Themen positionieren. (I5: 632) Die Frage danach, ob und inwieweit Soziale Arbeit ihrer Meinung nach politisch ist, beantwortet sie mit: „Ich glaube schon [...]. Deswegen sagen wir unsere Meinung.“ (Ebd.: 616 ff.) Interviewpartnerin* 3 sagt auch, dass sie glaube, „dass das Politische schon immer wieder eine Rolle spiel[en würde]“ (I3: 1055 ff.).

Eine Beraterin* antwortet auf die Frage, wie politisch Soziale Arbeit sein soll, Folgendes:

Ich glaube, das ist immer politisch per se. Und ich glaube, es ist eine Entscheidung von Organisationen, sich jetzt damit zu beschäftigen oder nicht, aber ich glaube, dass es grundsätzlich immer politisch ist und in dem Moment, wo man sich nicht beschäftigt/ah/ist man halt einfach ein Teil vom Mainstream mehr. Ist so. Also das ist gleichzeitig/Es ist a/auch die Nichthaltung ist eine Haltung. [lacht] Also es/das ist/das geht gar nicht jetzt, das völlig unpolitisch anzugehen. Man muss sich immer anschauen, in was für einem Umfeld man arbeitet, meiner Meinung nach. Und es hat auch einen Einfluss auf meine Arbeit, wenn ich/wenn ich so tue, als gäbe es keine Politik rundherum oder wäre das nicht. Also, als wären die Bedingungen/Weil da tue ich ja so, als wären die Bedingungen in Stein gemeißelt. Das ist quasi eine konservative Haltung und/ah/in dem Moment, wo ich es politisch angehe, gehe ich ja von einem Veränderungsanspruch meistens aus. Und gehe auch davon aus, dass es/ah/dass es möglich ist/ah/was zu verändern und muss mir was über Strategien überlegen und muss mir überlegen eben, was/Was tue ich mit dem, was ich tue? Ja? (I1: 593 ff.)

Sie ergänzt, dass sich ihrer Meinung nach die meisten Sozialarbeiterinnen* dazu Gedanken machen würden. (Ebd.: 566 ff.) Eine Befragte zeigt sich als Reaktion auf die Frage, inwieweit Erwerbsarbeit politisch sein kann oder soll, zwiespalten und reflektiert differenziert und ausführlich darüber:

Ja, irgendwie so Zwiespalt, weil ja, es ist eine Arbeit, die ich auch aus einer politischen Motivation heraus mach und die ich/die eine politische Arbeit ist. Aber auch in dem Sinne, wie ich eigentlich e/ja, jede pol/jede Arbeit politisch ist oder alles politisch ist, weil's quasi ja immer eine politische BEDEUTUNG auch hat. Und ich hab eben auch/bin da noch nicht an einem quasi ganz klaren Endpunkt angelangt, was jetzt meine Position angeht, weil ich hab da viel drüber nachgedacht, jetzt eben auch vor Kurzem noch. Eben so dieses/ahm/Ich hab das Gefühl, ich bin eine Generation, wenn man jetzt so eine Generationenverallgemeinerung machen will, die/ahm/das schon noch klar/also, die das noch klarer teilt. Meine politische Arbeit und meine Lohnarbeit. Und ich glaub, das war jetzt so, eben der Beginn, [stammelt] an den Anfängen der, quasi der Frauenberatung, war/ahm/das noch viel mehr eins. Ja, das ist ja dann auch erst Lohnarbeit geworden und professionalisiert geworden. Ich bin aber schon Teil von diesem, dieses ganz klare professionelle Feld, quasi mit den Institutionen, die bestimmte Normen vorgeben und bestimmte Strukturen vorgeben und so. Ahm, genau. Und da hab ich schon, eben, jetzt nochmal klarer gemerkt, auch im Vergleich mit einer anderen Person, die eben da ganz anders

sozialisiert ist und das ganz klar als politische Arbeit und als HAUPTfokus quasi ihres Lebens auch sieht, diese Tätigkeit/Wo ich merk, bei mir, bei mir ist das eher geteilter und ich seh dann meinen politischen Aktivismus irgendwo anders. Ja? Und/ahm/seh dann dann eher/den eher in [stammelt] anderen [...] Strukturen oder so? [...] Genau. Ahm, also ich mach da/ich merk, ich mach da innerlich eine Teilung, gleichzeitig ist es natürlich eine politische Arbeit, ich/Ich mach die auch, aus einer, aus einer politischen Motivation heraus so. Aber eben, weil sie mir/weil mir ganz viele Grenzen auferlegt werden, weil/ahm/mir ganz viel auch inhaltlich nicht/ah/nicht dem entspricht, was ich eigentlich politisch wichtig und sinnvoll find oder so/würd ich jetzt auch nicht sagen, DAS ist meine Art von politischer Arbeit, sondern es ist ein TEIL, wo halt bestimmte Sachen gehen, ganz vieles auch NICHT geht. Genau. Aber ich/ja, also so die Diskussion, so/muss/hm/Soziale Arbeit politisch sein im Sinne von ‚sich politisch positionieren‘ find ich auf jeden Fall. (I4: 864 ff.)

Hier werden Ambivalenzen zu institutionellen Vorgaben deutlich. Sie nimmt hier darüber hinaus Bezug auf die Geschichte der Frauen*beratung, die aus der autonomen Frauen*bewegung heraus entstanden ist und dann professionalisiert wurde, wobei eben genau dieser Weg zur Institutionalisierung und Erwerbsarbeit mit Entpolitisierungsprozessen einherging. Dass dies oft in der Sozialen Arbeit der Fall war und ist, wurde in Kapitel 2 bereits unter Bezugnahme auf Bratić (2010: 55) festgestellt. Für die, zuletzt zitierte, Interviewpartnerin* hat das die Konsequenz, dass sie ihren politischen Aktivismus getrennt von der institutionellen Sozialarbeit betreibt.

Feministische Verortung

Bezüglich der Verortung als feministische Einrichtung und/oder Frauen*-/Mädchen*einrichtung zeigt sich, dass alle Befragten angeben, dass die Institution, in der sie arbeiten, Frauen* und/oder Mädchen* als Zielgruppe haben. (I1: 8 ff.; I2: 9 ff.; I3: 8; I4: 9; I5: 8) Interviewpartnerin* 5 erklärt dazu:

Ja, natürlich, [...]: Ja, wir beraten Frauen. Also, wir wissen, dass die Frauen auch am meisten Unterstützung brauchen. [...] Deswegen haben wir gesagt: Ja, wir arbeiten mit Frauen, für Frauen, unterstützen sie in allen Bereichen, die wir hier/hier decken können. (I5: 738 ff.)

Da mit frauen*spezifischer Sozialarbeit aber nicht automatisch eine feministische Verortung einhergehen muss, frage ich nach, inwieweit es ein feministisches Selbstverständnis gibt. Eine Interviewpartnerin betont mehr die Wichtigkeit der feministischen Ausrichtung der Institution und sieht einen „klare[n] Unterschied“ (I3: 1004) zwischen feministischem und frauenspezifischem Arbeiten:

Aber/ahm/feministisch ist für mich viel politischer einfach. Ja? Wobei jetzt/Ich glaub ja, wir benennen das schon immer wieder, dass das feministisch ist, aber natürlich das Frauenspezifische gibt ein bisschen mehr [schnalzt mit der Zunge]/Wie soll ich sagen? Also, ich glaub einerseits klingt's ein bisschen harmloser, also eben weniger/es positioniert sich weniger politisch, aber andererseits ist es auch ein bisschen näher doch an den Beratern, dem Beraterischen. Also, eine/ein Bild zu bekommen/wirkliche Information transportiert's ja nicht, aber das sozu-

sagen bei der Leserin ein Bild entsteht, was wir hier machen. Und da find ich dann/ah/frauenspezifische Beratung ein bisschen leichter verdaulich als feministische Beratung zum Beispiel. Und das find ich auch stimmig, das so/Ah, von der Haltung her oder von/Ja, von der Haltung her und vom Diskurs her und von der Auseinandersetzung würde ich sagen, ist es klar, dass wir FeministINNEN sind und feministisch sind. (Ebd.: 1004 ff.)

Später im Interview, als ich sie nach dem Unterschied zwischen „frauenspezifisch“ und „feministisch“ frage, sagt sie, dass der erste Begriff „leichter verdaulich“ (ebd.: 1018) sei.

Die Verortung der Institution als feministisch kommt für eine Interviewpartnerin* darin zum Ausdruck, dass ein Bewusstsein über sexistische und patriarchale Gesellschaftsmuster besteht. (I1: 593) Auch die zweite Interviewpartnerin* sagt, dass es ein „feministisches Arbeitskonzept“ (I2: 932 f.) in ihrem Verein gäbe. Interviewpartnerin* 3 verortet ihre Einrichtung als eindeutig feministisch (I3: 1021 f.). Eine Beraterin* stellt infrage, wie wichtig ein feministisches Selbstverständnis wirklich sei und stellt fest, dass es auch unterschiedliche Zugänge zu Feminismus gäbe. (I4: 322 ff.)

Offenheit gegenüber Transgenderpersonen

Die Einbettung Sozialer Arbeit in eine heteronormative, vom Zweigeschlechtersystem geprägte Gesellschaft wird anhand der Frage nach der Transoffenheit der Institution diskutiert. Eine Beraterin* beantwortet gleich die erste Interviewfrage nach der Zielgruppe unter Bezugnahme auf die Definition von *Geschlecht*, mit der gearbeitet wird. (I3: 8 ff.) Sie erzählt, dass im Team gerade eine Diskussion darüber geführt wurde, bei der Schreibweise den Asterisken einzuführen: „[W]ir haben ja jetzt das Sternchen, also alle möglichen/ah/Geschlechter [lacht]/ sozusagen.“ (Ebd.: 8 ff.) Sie resümiert den Prozess: „Und interessanterweise/ah/war das sehr schnell, waren wir uns da sehr schnell einig.“ (Ebd.: 46 f.) Vier der fünf Befragten antworten auf meine Frage hin, dass die Institution, in der sie arbeiten, auch transoffen sei. (I1: 114 ff.; I2: 71 ff.; I3: 49 ff.; I5: 24 f.) Nur eine Beraterin* spricht Ausschlüsse von Transpersonen an. (I4: 27 ff.) Das Thema scheint allen wichtig zu sein, was eine gewisse Sensibilisierung dafür erkennen lässt. Eine sagt: „Wir sind nicht so wirklich streng. Es gibt schon manche Transgenders, die auch zu uns kommen.“ (I5: 24 f.) Wenn im restlichen Verlauf der Interviews von der Zielgruppe geredet wird, nehmen aber alle Interviewpartnerinnen* Bezug auf Frauen* und Mädchen* als Adressatinnen* ihrer Arbeit. (Vgl. I1: 17 f., I2: 57 f., I3: 15 ff., I4: 9 ff., I5: 38 ff.) Interviewpartnerin 5 sagt an späterer Stelle im Interview, dass klar war, als die Beratungsstelle eröffnet wurde, dass diese „nur für Frauen“ (I5: 848) sei und ergänzt: „Und wir arbeiten nur/beraten nur FRAUEN.“ (Ebd.: 849) So folgt auf die vermeintliche Öffnung der Zielgruppe häufig wieder eine Einnengung, die sich auch im Gespräch mit Interviewpartnerin 3 äußert, als sie erklärt, mit wem sie

arbeitet: „Aber natürlich, vom Ursprung her mit Frauen und natürlich auch vorwiegend mit Frauen, die sich auch als Frauen identifizieren.“ (I3: 15 ff.) Auch Interviewpartnerin* 4 erwähnt, dass die Einrichtung eine Beratungsstelle für Frauen* beziehungsweise Mädchen* (I4: 9 ff.) sei. Interviewpartnerin 3 rückt die Frage nach der Akzeptanz von Transgenderpersonen thematisch in die Nähe der Frage nach der Schreibweise mit Asterisk und betont, dass die Entscheidung, diese Offenheit auch durch die Schreibweise mit Asterisk auszudrücken, gemeinsam gefällt wurde und das keine komisch gefunden hätte. (I3: 94)

Interviewpartnerin 1 erklärt, dass es ihr wichtig ist, in einer Institution zu arbeiten, in der Zweigeschlechtlichkeit infrage gestellt wird. Bezüglich der Definition dessen, wer Frau* und wer Mann* ist reflektiert sie:

Es ist natürlich immer eine ewige Aushandlung, was ist das jetzt konkret. Ja, oder, oder/Es ist auch nie/auch nie festgefügt. Es ist ständig in Bewegung und das finde ich auch wichtig. Also, ich würde nicht gerne in einer feministischen Organisation arbeiten, die ein ganz ein/ahm, ahm/ein starres Bild hat von dem, was ist eine Frau und was ist ein Mann und nur diese [stammelt] Zweigeschlechtlichkeit sozusagen/eigentlich fast noch zementiert. [lacht] Das ist bei uns ganz sicher nicht so. Und es gibt ja viele verschiedene Feminismen, aber einfach diese Auseinandersetzung zu pflegen und/ah/diese, diese Reflexion auch darüber zu haben: Was heißt das eigentlich? Das ist das eigentlich Wichtige dabei und was das Besondere ausmacht. Ich glaube/ah/[...] ich würde sozusagen uns nicht auf einen der Feminismen festnageln wollen, aber es ist eine wichtige Auseinandersetzung und das ist schon auch ein Unterschied zu vielen anderen Organisationen, wo das einfach keinen Stellenwert mehr hat. (I1: 610 ff.)

Im Reden in der ersten Person plural kommt ein hoher Identifizierungsgrad mit der Institution zum Ausdruck. (I1: 622) Eine Interviewpartnerin* zögert zu Beginn und sagt, dass sie schon der Meinung sei, dass Transgenderpersonen auch in die Beratung kommen könnten. (I2: 71 f.), dass es ihres Wissens aber bisher noch nicht vorgekommen wäre (ebd.: 73 f.). Sie würde das allerdings auch nicht kontrollieren und nicht nach dem Ausweis fragen. „Und deswegen ist es kein Problem. [...] wenn jemand kommt und sagt: ‚Hallo, ich bin das Mädchen, vierzehn oder zehn Jahre alt oder zwanzig.‘ Wurscht, dann herzlich willkommen.“ (I2: 75 ff.) Wichtig ist also vielmehr die Selbstdefinition der jeweiligen Person. Eine später geschilderte Situation zeigt jedoch, dass dies in der Praxis nicht so leicht umzusetzen ist. Sie schildert: „Es gibt einen Bub und er wollte immer herkommen. Und, leider, es geht nicht, nur am Tag der offenen Tür“. (I2: 382)

Interviewpartnerin* 1 äußert sich bezüglich Transpersonen sehr detailliert. Sie bedankt sich für die Frage (I1: 114) und antwortet, dass Transgenderpersonen „im Sinne von Mann* zu Frau*“ (ebd.: 116) in die Beratung kommen könnten. Allerdings würde das nicht so häufig vorkommen. (Ebd. 115) Da sie konkret auf den Transprozess im Sinne von „Mann* zu Frau*“ Bezug

nimmt, frage ich nach, ob auch Personen, die sich im Prozess einer Frau* zum Mann* verorten²⁵⁷, in die Beratung kommen könnten und erhalte zur Antwort, dass dies noch nicht vorgekommen ist. (Ebd.: 125) Die Interviewpartnerin reflektiert darüber und fragt sich,

ob es überhaupt gut wäre, wenn sich die Person als Mann definieren würde, ob die nicht selber auch gewisse Probleme dann hätte, da quasi als Frau behandelt zu werden. Weil, ich meine, wir sind eine Spezialstelle für Frauen und wenn ich, also ich stell mir vor, wenn ich jetzt am Weg wäre, mich als Mann zu definieren und dann komm ich in eine Fraueneinrichtung, würde ich mich ein bisschen veräppelt fühlen. Also, ich glaube, dass das dann kein adäquater Umgang wäre. (I1: 132 ff.)

Auch Interviewpartnerin 3 spielt auf unterschiedliche Prozesse der Transmission an:

Also, das eine ist, dass wir grund/mit dem Gedanken grundsätzlich einig sind und dass immer auch schon Transgenderpersonen [...], also wo auch immer die physisch herkommen, beheimatet sind und wo sie hinwollen, waren immer schon in der Beratung. Natürlich nicht viele, aber einzelne Fälle. Ahm, also das war eigentlich nie ein Ausgrenzungs- oder Diskussion: Dürfen die rein oder dürfen/darf man die beraten. Das war eigentlich nie ein Thema. (I3: 47 ff.)

Offen bleibt allerdings, ob Transgenderpersonen auch dezidiert als Zielgruppe angesprochen und eingeladen werden. Interviewpartnerin 4 spricht als Einzige Ausschlüsse dezidiert an. Sie beschreibt eindrücklich die Einbettung Sozialer Arbeit in ein System, in dem die Gegebenheit zweier *Geschlechter* unausgesprochen zur Norm gesetzt wird.

Es ist nicht definiert. Nicht quasi ausgesprochen definiert, gleichzeitig ist es natürlich definiert, weil es mit einer sehr fixen Kategorie [Anm.: der Kategorie Frau] arbeitet und die in der Arbeit/das nicht hinterfragt wird. Also, es gibt keinen Diskurs oder kein Gespräch darüber, was bedeutet denn diese Kategorie? Also nicht, nicht im Team oder nicht in den, in den Materialien oder so, die es gibt. Und es ist auch so vereinzelt so dass Transfrauen zu uns kommen, die sind aber nicht explizit eingeladen in den Unterlagen oder so. (I4: 19 ff.)

Die Ein- und Ausschlüsse, die mit Zielgruppenbestimmungen in der Sozialen Arbeit einhergehen, beschreibt eine Beraterin* treffend: „[Es geht] ja nicht nur darum, was nimmt man hinein. Also, hinein nehmen wir gerne was. Sondern es geht ja auch darum, wie reduziert man’s wieder. Ja?“ (I3: 59 ff.) Und sie führt näher aus, worüber dann im Team diskutiert wird: „Wie wir dann tun, wofür wir uns entscheiden und wen wir dann verstärkt sozusagen ansprechen möchten und, und wen ni/eher dann vielleicht ein bisschen sogar nach hinten rücken oder so.“ (Ebd.: 75) Diese Textpassage ist interessant, da damit die Dynamik beschrieben wird, die in Gang kommt, wenn Schwerpunkte auf eine bestimmte Zielgruppe gerichtet werden. Dies kann nur mit Ausschlüssen oder Unsichtbarmachungen von *Anderen* einhergehen.

²⁵⁷ Mit diesem Nachfragen verstärke ich ungewollt die Logik der Zweigeschlechtlichkeit, die den Aussagen der Transmission „von... – zu...“ zugrunde liegt, da hier wieder nur auf zwei Geschlechter Bezug genommen wird.

Frauen* beraten Frauen*

Dass Frauen* Frauen* beraten sollen, wird laut Interviewpartnerin* 1 „nicht mehr so wahnsinnig viel diskutiert“ (I1: 805 f.). Dies sei „eh schon selbstverständlich“. (Ebd.: 807) Eine Befragte lacht auf die Frage und erzählt, dass sie manchmal Briefe bekommen würde, in denen als Anrede stehen würde: „Sehr geehrte Damen und Herren.“ (I5: 842) Das würde sie und ihre Kolleginnen* dann eher belustigen. Manchmal würden sich sogar Männer bewerben, erzählt sie und lacht. (Ebd.: 853 f.) Die letzten Zweifel, ob dies vorstellbar wäre, räumt sie aus dem Weg mit: „Ja, das ist klar, dass hier nur Frauen arbeiten und Frauen beraten.“ (Ebd.: 858 f.) Die Frage danach, ob Männer in der Beratungsarbeit tätig sein könnten, wird auch von Interviewpartnerin 3 zuerst klar mit „Nein.“ (I3: 104) beantwortet. Dann ergänzt sie jedoch, dass das ihre Meinung sei (ebd.: 104, 115), weil sie sich da fragen würde: „Wo ist die Grenze?“ (Ebd.: 105) Es erscheint mir interessant, dass das Thema der Grenzziehung an dieser Stelle im Interview auftaucht. Überlegungen zur Anerkennung multipler Geschlechtsidentitäten werden zwar bezüglich der Zielgruppe, aber scheinbar nicht in Bezug auf die Teamstrukturen angestellt. Interviewpartnerin* 3 erläutert, dass das Team sich vermutlich einig sein würde, dass kein Mann in der Beratung arbeiten könne. (Ebd.: 115 ff.) „[A]ber wenn’s dann ein bisschen differenzierter schon wird, sozusagen [...] eine Person, die ihre Identität vielleicht differenzierter darlegt, dann wäre es vielleicht schon wieder eine Diskussion, ja?“ (Ebd.: 116 ff.) Auch eine andere Befragte sagt, dass die Mitarbeiterinnen Frauen* sein müssen, positioniert sich dazu aber kritisch, indem sie sagt: „Hab ich noch NIE mitbekommen, dass das IRGENDWIE infrage gestellt wird. Das ist (schnipst mit zwei Fingern) Set.“ (I4: 294 f.)

In der Fachliteratur wird argumentiert, dass Frauen* aufgrund „ähnlicher Sozialisation“ (Zehetner 2012: 231) besser geeignet seien, Frauen* zu beraten. Zehetner räumt aber ein, dass gemeinsame Erfahrungen erstens nicht einzig aufgrund des „gemeinsamen“ *Geschlechts* vorauszusetzen sind und zweitens gemeinsame Erfahrungen nicht die Voraussetzung für eine gelungene Beratung darstellen²⁵⁸, weshalb sehr wohl auch Männer*, „die ihr Denken und Handeln nicht länger von hegemonialen Männlichkeitsnormen bestimmen lassen wollen“ (ebd.: 239) feministisch beraten und sich beraten lassen können.

Interviewpartnerin 1 spielt im folgenden Zitat auf die in Kapitel 3 thematisierten Differenzen zwischen Frauen* an, als sie sagt, dass es „keine genügende Bedingung“ (I1: 814 f.) sei, dass Frauen* mit Frauen* arbeiten, sondern dass es darüber, was das heißt, eine Reflexion geben

²⁵⁸ Beispielsweise haben auch nicht alle Berater_innen für Suchtkranke eine eigene Suchterfahrung oder alle Berater_innen für Menschen mit psychischen Problemen eigene Psychiatrieerfahrung.

müsse. (Ebd.: 814 ff.) Dennoch wird auch in ihrer Institution nicht infrage gestellt, dass das *Geschlecht* der Beraterinnen* wichtig sei und Männer* nicht in der Beratung arbeiten könnten. (Ebd.: 832) Sie erklärt: „Das hat einerseits den Grund/ahm/dass wir mit Frauen arbeiten, die sehr oft auch sexualisierte Gewalt erlebt haben und das meistens durch Männer. NICHT ausschließlich aber meistens. Und das wäre ganz, ganz schwierig ganz oft für die.“ (Ebd.: 832 ff.) Andererseits könnten Frauen* und Migrantinnen* als Beraterinnen* eine ermächtigende Vorbildfunktion haben. (Ebd.: 836 ff.) „Und das wäre bei Männern halt einfach sehr viel schwieriger. Also, [stammelt] so auf diese Art und Weise/die sind/Männer wären einfach eine Projektionsfläche für was Anderes. Und darum haben wir uns dafür entschieden.“ (Ebd.: 843)

Interviewpartnerin* 2 sieht das ähnlich. Für sie ist die Eigenschaft als Frauen*/Mädchen*einrichtung daran geknüpft, dass nur Frauen* im Betrieb arbeiten. (I2: 58 f.) Sie sagt, dass sich auch die Frauen* und Mädchen* darauf verlassen würden, dass es hier keine Männer* und Jungen* gäbe. Sie hätten sonst ohnehin „überall mit den Jungen zu tun“ (ebd.: 623) und manche Mädchen seien davon „auch ein bisschen genervt“ (ebd.: 630) und fänden es „hier [...] viel besser“ (ebd.: 630), weil es „chillig“ (ebd.: 635) sei und sie offener reden könnten (ebd.: 635). „[U]nser Konzept ist total anders“, sagt sie. (Ebd.: 918 f.) Die dritte Befragte sagt ebenfalls, dass die Frauen*, die in die Beratung kommen würden, ganz bewusst eine Frauen*einrichtung wählen (I3: 612 ff.) und es dann sicherlich „für viele eine Irritation [wäre], wenn da ein Mann sitzen würde“ (ebd.: 629 f.). Einige Befragte erwähnen noch, dass Männer* aber im Verein oder im erweiterten Umfeld arbeiten würden. (I2: 914 ff.; I3: 109)

Antirassismus

Die Frage danach, inwieweit es in der Institution ein antirassistisches Selbstverständnis gibt, wird in der Regel nicht so eindeutig beantwortet wie die Frage nach dem feministischen Selbstverständnis.

Eine Beraterin* meint: „Ich glaube, es steht nicht in unserem Konzept.“ (I2: 961 f.) Dann räumt sie aber lachend ein, dass sie das Konzept auch erst wieder lesen müsste. (Ebd.: 962 f.) Dass sie feministisch arbeiten würden, sei klar, aber sie glaube nicht, dass in der Definition etwas von antirassistischer Arbeit stehen würde. (Ebd.: 969) Sie bezeichnet sich und ihre Kolleginnen* trotzdem als antirassistisch: „Sicher, grundsätzlich sind wir alle so“, sagt sie. (Ebd.: 977)

Auf die Frage, inwieweit es ein antirassistisches Selbstverständnis in ihrer Einrichtung geben würde, meint eine andere Beraterin*: „Ja, diskutieren wir schon auch immer wieder. Ja, wie

gesagt, wir sind offen für alle Frauen.“ (I5: 759 f.) Eine Beraterin* spricht von ihrer Institution als Migrantinnen*organisation (I1: 532), eine Andere bezeichnet die Institution, in der sie arbeitet, als „österreichisch“ (I3: 347). Sie nimmt Bezug auf die Geschichte der Einrichtung:

Ahm, dann von uns her würd ich sagen, es gibt natürlich eine ganz starke Tradition jetzt mittlerweile, also so, wie wir tun und was wir anbieten. Also, da ist ganz vieles sehr traditionell. Ahm, das ist auch gut, weil das gibt Sicherheit und auf dem kann man immer wieder aufbauen. (Ebd.: 971 ff.)

Dass sie ihre Institution als „österreichisch“ (ebd.: 347) identifiziert, ist auch in dem Zusammenhang spannend, dass sie später angibt, dass nur selten Migrantinnen* angestellt werden würden. (Ebd.: 1185 ff.) Später erzählt sie davon, dass es im Team Pensionierungen gegeben hat und so neue Kolleginnen* dazu gekommen sind. Der Satz: „Und da wird dann auch sichtbar/andere Themen, andere Zugänge, kreieren sich neue Angebote“ (ebd.: 978) kann in die Richtung interpretiert werden, dass der stattgefunden Generationswechsel auch mit neuen Zugängen einhergeht. Diese Interviewpartnerin* kommt als Einzige auf mein Angebot zurück, nach dem Ende des Interviews noch etwas zu ergänzen. Sie rekurriert nochmals auf „diese[s] Thema Rassismus“ (ebd: 1301 f.) und sagt:

Ah, also in Bezug auf den Feminismus glaub ich sind wir ziemlich homogen, ja? Und in Bezug auf den Rassismus ist es sicher heterogener im Team. Ja? Jetzt nicht, dass manche das nicht wichtig finden oder so irgendwie sondern/Aber es gibt manche, die das viel stärker im Focus haben, andere weniger. Also, da ist ein bisschen mehr Diskurs, sei es aus eigener Betroffenheit oder au/dass sich theoretisch stärker damit beschäftigt haben oder früheren beruflichen Erfahrungen/gibt's da ein bisschen Unterschiede auch. Also was Rassismus ist und wie man/wie man damit umgeht und solche Dinge. [...] So, die verschiedenen Bühnen und die verschiedene Ebene wo und in welcher Form man damit zu tun hat und wie man damit umgeht und da sind halt die Erfahrungen und die Ansprüche und die Niveaus dann sehr, sehr verschieden. (Ebd.: 1301 ff.)

Auch eine andere Beraterin* verortet die Einrichtung, für die sie arbeitet, als mehrheitsösterreichisch, wenn sie sagt, sie sei „ein Spiegel von gesellschaftlichen Verhältnissen.“ (I4: 219 f.) Sie erklärt dazu:

Ahm, in dem wie er zusammengesetzt ist, also wer da auch arbeitet/Ahm/wo einfach/ahm/[Zungenschnalzen] trotzdem eben viele *weiße*, mehrheitsösterreichische Frauen arbeiten, so. Ahm, nicht ausschließlich/ja, natürlich, aber/ahm/Ja, also auf jeden Fall der/dem /der/die Mehrheit, würd ich sagen. (Ebd.: 220 ff.)

An einer Aussage wird deutlich, dass antirassistisches Arbeiten oft mit einer Positionierung gegen Rechtsextremismus gleichgesetzt wird. Auf die Frage danach, inwiefern Soziale Arbeit politisch sein soll, antwortet Interviewpartnerin* 2:

Ich kann sagen, wir sind schon anti/ich weiß nicht, wenn jemand kommt und sagt: ‚Ja, die Nazis, ah, super.‘ und so. Dann ist immer die Frage: Und dann ist immer die Frage: ‚Ja, warum denkst Du so?‘ Und dann immer dieses Nachfragen, das ist/oder sag, ja, wenn jemand kommt und sagt: ‚Heil Hitler. Hahahaha.‘ [macht eine tiefe Stimme] und solche Sachen [...]. ‚Hm, weißt Du, dass das eigentlich in Österreich verboten ist? und so: ‚Hast Du solche Sachen schon gewusst? Und weißt Du, warum das verboten ist?‘ oder solche Fragen kann man dann stellen

und so. [...] Oder wenn jemand irgendein komische/äh [schnauft]/Wenn jetzt jemand hier diese IS-Flag-Fotos haben würde oder so/das hat niemand gemacht, aber ja/dann es ist schon politisch. (I2: 1159 ff.)

Ihr Reden in der ersten Person plural deutet darauf hin, dass darüber im Team ein Konsens besteht. Eine Beraterin* problematisiert dieses zu kurz gefasste Verständnis antirassistischen Arbeitens:

Ahm, ich glaub, der kleinste gemeinsame Nenner, der so irgendwie fix ist, ist halt so Antirechts. So, ja? Das ist schon so der kleinste/der gemeinsame Nenner. Anti eben, Anti-Diskriminierung quasi/ahm/von Migrantinnen/ahm, ja? Ahm, genau. Aber eben/ahm/nur wenn man gegen die FPÖ ist, heißt das nicht, dass man seinen eigenen Rassismus hinterfragt hat. (I4: 341 f.)

Die Reflexion eigener Rassismen komme hingegen, so die Befragte später, zu kurz. (Ebd.: 351 ff.) Interviewpartnerin* 3 sagt, dass Angebote für Migrantinnen* nicht die „Hauptausrichtung“ (I3: 163) ihrer Institution sind, denn da gäbe es andere Vereine in Wien (ebd.: 143 f.). Meine Frage, inwieweit es auch einen antirassistischen Arbeitsanspruch gäbe, beantwortet sie mit:

Würd ich so sagen, auf jeden Fall. Ahm, [...] wobei er sicher jetzt, sag ich mal, für uns nicht so ZENTRAL ist wie das, wie das Feministische. Also, DAS, was sozusagen verbindend ist für uns/ah/oder was ganz zentral ist, ist auch/also/es ist, find ich/für mich ist es so logisch, ja? Also für mich ist das, die, die Organisation hat sich gegründet als feministische Organisation und/ah/die Rassismusdebatte ist dann noch, kommt noch dazu. Ja? Es ist sozusagen in/ein, ein in nächster/als nächster Schritt oder in, in nächster Linie auch relevant. Und da, auf jeden Fall, ja. Auf jeden Fall. (Ebd.: 1107 ff.)

Dieses Zitat spiegelt exakt jene Widersprüchlichkeiten und Ausschlüsse in feministischen Räumen und Gruppen wider, die in Kapitel 3 behandelt wurden. Ein additives Bild von Diskriminierungen steht bei dieser Aussage, anstatt eines intersektionalen Zugangs, im Vordergrund. „ZENTRAL“ (ebd.: 1108) ist das Feministische, eine Auseinandersetzung mit der „Rassismusdebatte“ (ebd.: 1113) würde bestenfalls noch dazu kommen.

5.4.5.2 *Bezugnahmen auf die Rahmenbedingungen (E2)*

Supervision, Intervention

Als hilfreiche Angebote zur Unterstützung in schwierigen beruflichen Situationen werden Intervention und Supervision genannt. (I1: 525 ff.; I2: 643, 658, 686; I3: 931 ff.; I5) In der Teamsupervision sei aber laut einer Befragten* „recht wenig Platz für Inhaltliches“ (I4: 645). In der Supervision könnten auch Situationen von Frauen* besprochen werden. (Ebd.: 646 f.). Die Befragte nennt dies auch: „eine Klientin besprechen“ (ebd. 647 f.), was eine klassische Formulierung in der Sozialen Arbeit ist. Auch Einzelsupervisionen sind in manchen Einrichtungen möglich. (I4: 650) Eine Beraterin* erzählt allerdings, dass sie und ihre Kolleginnen* „wegen Finanzierungsmangel“ (I5: 542) keine Supervision hätten. Sie deutet Ausnahmen an, indem sie sagt,

dass sie sich in Fällen, in denen es „wirklich ein Problem gibt,“ (ebd.: 551 f.), an die Leitungsebene wenden könnten und diese sich dann um Geld für eine Supervision bemühen würde (ebd.: 556 f.).

Eine Interviewpartnerin* erzählt, dass es in ihrer Institution zusätzlich „Diskussionsteams“ (I1: 626) geben würde, in denen beispielsweise feministische Zugänge diskutiert werden. (Ebd.: 627 ff.) Auch eine andere Befragte sagt, dass es eine „Diskussionsrunde“ (I2: 657) gäbe, die sie als unterstützend erleben würde. Sie würde sich dann denken: „Ja, cool, dass ich das auch erzählen kann.“ (Ebd.: 661 f.) Klausuren werden ebenfalls als hilfreich empfunden, um feministische und politische Standpunkte zu diskutieren. (I1: 642 ff.) Bezüglich des antirassistischen Selbstverständnisses meint Interviewpartnerin* 1: „Aber es ist grundsätzlich einfach eine laufende/immer wieder Auseinandersetzung da, die vom Größten bis ins Kleinste geht.“ (Ebd.: 646 ff.) Interviewpartnerin* 4 klagt darüber, dass oft „wenig Raum für inhaltlichen Austausch“ sei. (I4: 629 f.). Hier wird deutlich, dass gute Rahmenbedingungen zur Verfügung stehen müssen, um Prozesse der Reflexivität zu ermöglichen. Sind nicht ausreichend Raum und Zeit vorhanden, können keine tiefergehenden Auseinandersetzungen mit Themen wie Feminismus und Rassismuskritik stattfinden. Die Beraterin* beschreibt, dass ihre Reflexionen zu einem großen Teil in der Freizeit stattfinden, beispielsweise im Rahmen von Treffen mit Kolleg_innen, Studienkolleg_innen et cetera. (Ebd.: 1069 ff.)

Unterstützende Rahmenbedingungen

Eine andere Befragte betont das Vorhandensein von Freiräumen für Mitarbeiterinnen* hinsichtlich der Umsetzung eigener Ideen. Die damit einhergehende Begeisterung empfindet sie als wichtig für die Motivation in der Arbeit. (I3: 994 f.)

Da gibt's viel Freiraum bei uns, ich glaube, deswegen/damit hängt auch zusammen, dass die Zufriedenheit doch meistens relativ hoch ist, dass man hier viel auch einbringen kann und dann machen kann, wenn man eine Idee hat. Das ist ein bisschen ein Luxus. (Ebd.: 980 ff.)

Auch Fortbildungen stellen ein wichtiges Angebot für Mitarbeiterinnen* dar (I1: 1093 ff.; I2: 736 f.) und setzen Reflexionsprozesse in Gang. „[D]ann kriegt man da wieder einen Input und das muss man dann wieder verarbeiten und auch wieder mit den anderen diskutieren und schauen, wie sich das dann im Weiteren wieder in die Praxis umsetzt. [lacht]“ (Ebd.: 1093 ff.)

Wesentlich sei als Rahmenbedingung auch die Präsenz anderer Kolleginnen* in der Arbeit, also nicht alleine Dienst machen zu müssen. (I2: 947 f., 655 ff.) Aber nicht nur das gemeinsame Arbeiten und Reflektieren, sondern auch das gemeinsame Lachen und Feiern ist wichtig:

[D]as ist auch tatsächlich ein gemeinsames Erleben und was ich auch sehr schätze ist, dass wir auch sehr viel gemeinsam lachen können und gemeinsam feiern können und es gemeinsam fein haben können. Und ich glaube, das ist auch was, was man nicht unterschätzen sollte, das stärkt. (I1: 989 ff.)

Keine der Befragten erwähnt auf die Frage nach hilfreichen Rahmenbedingungen, dass auch ein angemessenes Gehalt ein Ausdruck von Wertschätzung ihrer Arbeit gegenüber sein beziehungsweise sein könnte. Eine Befragte erwähnt allerdings Sachleistungen der Institution als positiv. (I2: 790 f.)

Ökonomisierungstendenzen

Beim Reden über die Rahmenbedingungen der Arbeit werden häufig Ökonomisierungen und eine verstärkte Kontrolle der Arbeit im Sozialbereich beschrieben: Beispielsweise ist es den befragten Beraterinnen* grundsätzlich nicht wichtig, zu erfassen, welche Herkunftsländer die Frauen* und Mädchen* haben. (Vgl. I1: 78 ff.; I2: 48 f.) Allerdings müssen diese Daten an die Geldgeber_innen, beispielsweise an den Integrationsfond, weitergegeben und deshalb auch zuvor erfasst werden. (I2: 45 ff.) Dies ist ein Indiz für die Regierbarkeit Sozialer Arbeit und die Unfähigkeit, als Institution autonom zu agieren.

Ansonsten ist auffallend, dass die Interviewpartnerinnen* relativ wenig über die Finanzierung der Institution wissen. Interviewpartnerin* 2 gibt an, dass die Geldangelegenheiten Chef_innenangelegenheit sind: „Nein, das meiste ist/passiert zwischen den Geldgebern und Chefinnen“ (I2: 766) und schließt das Thema ab mit: „[A]ber das ist nicht [...] meine Sache.“ (Ebd.: 771 f.) Auch eine andere Beraterin* meint auf die Frage, welche Ziele die Geldgeber_innen vorgeben würden, dass sie das nicht wüsste und verweist im Folgenden darauf, dass Berichte abgeliefert werden müssen. (I5: 707 ff.) Für weitere Fragen meint sie, es wäre besser, jemanden von der Leitungsebene zu fragen. (Ebd.: 719 f.) Sie und ihre Kolleginnen* würden kommen und ihre Arbeit machen (ebd.: 728), sie habe von so was „keine Ahnung“ (ebd.: 733). Auch Interviewpartnerin 2 meint, sie wisse nicht, ob sie da die „super Person“ (I2: 1188 f.) sei, um das zu erfragen. (Ebd.: 1188 f.) Was sie allerdings schon wisse sei, dass es für einen Geldgeber wichtig sei, zu wissen, wieviele „Migrationshintergrund habende Mädchen“ (Ebd.: 770) hier seien. Hier zeigt sich, dass durch die Anrufung migrantischer Subjekte in der Sozialen Arbeit Prozesse des *Otherings* gefördert werden. (Mecheril/Melter 2010: 124; 128) Wenn Förderungen davon abhängig sind, wie viele Migrantinnen* eine Einrichtung besuchen beziehungsweise Projekte spe-

ziell für Migrantinnen*²⁵⁹ gefördert werden, so kann dies zwar zu einer Öffnung von Sozial-
einrichtungen beitragen, gleichzeitig geht die Betonung der sozialen Probleme von Migrantin-
nen* meistens mit essentialistischen Zuschreibungen einher.

Interviewpartnerin* 4 äußert sich am detailliertesten zu den Erwartungen der Geldgeber_innen.
Auch sie nimmt Bezug auf Ökonomisierungstendenzen: „Also, so/was ganz viel passiert/im
Sinn/also, [schnauft] weil ganz viel wird ja ökonomisiert und messbar gemacht und alles muss
irgendwie/ahm/erfassbar sein, so.“ (I4: 903 ff.) Sie würde aber auch nicht wissen, welche Ziele
Geldgeber_innen hätten (ebd: 1167 f.) und davon ausgehen, dass diese oft lediglich eine
„Rechtfertigung für das Budget“ (ebd.: 1169 f.), das sie hergegeben haben, möchten. Auch sie
beschreibt, dass die Arbeitsleistung an der Anzahl der Beratungskontakte gemessen wird.
(Ebd.: 1174) Damit wird die verstärkte Kontrolle und angestrebte Quantifizierung sozialarbei-
terischer Leistungen deutlich. Damit hat die Befragte ihre Probleme:

Also, da geht's ja immer um dieses: Ist das gerechtfertigt, so viel Geld und so weiter. Und/da
wäre wahrscheinlich die größte Diskrepanz jetzt zu meinen Ansichten, dass einfach/dass ich
sage, es gibt viel zu wenig Geld im Sozialen Bereich grundsätzlich/ahm/Da fängt, das Problem
eben schon viel früher an und dann, also, und dann ist eben in den Zielen das Eine nur dieses
Messbar gemachte Beratungssetting oder die Leistung so. Und ich würd sagen, es bräucht noch
viel mehr Ressourcen, es bräucht noch viel mehr/ahm/Menschen, die in dem Bereich arbeiten
können, die gut ausgebildet sind, die die/die, weiß ich nicht/ein breites Wissen, einen breiten
Wissenshorizont haben, so, um eine gute Unterstützung u/ähm/geben zu können. Und, also ich
glaube das ist dann nicht mehr Teil von den Zielen von diesen Institutionen, die da das Geld
[...] geben, sondern Fokus auf Budgets und Rechtfertigung von den Budgets wiederum der
anderen/ahm, ja/ahm/Institution oder Autorität quasi gegenüber. Also, so ein bisschen so ein
Selbstläufer. (Ebd.: 1175 ff.)

Eine Beraterin* erzählt, dass sie und ihre Kolleginnen* gerne mehr Beratungsleistungen anbie-
ten würden, dies aber aufgrund von Einsparungen nicht möglich sei. (I5: 97 ff.)

Ebenfalls als Verweis auf eine Ökonomisierung der Sozialen Arbeit kann meiner Meinung nach
gelesen werden, dass eine Befragte angibt, dass es wichtig sei, „die [...] Zielgruppe irgendwie
hier [zu] halten“ (I2: 746), obwohl es auch andere Einrichtungen gäbe, die auch aufgesucht
werden könnten (I2: 753 f.). Interviewpartnerin 3 gibt an, dass es in den letzten fünfzehn Jahren
eine „starke Fokussierung auf ZAHLEN“ (I3: 957) gegeben hätte. Sie erzählt auch, dass die
Einrichtung, für die sie arbeitet, mehrere verschiedene Fördergeber_innen hat, die unterschied-
liche Anforderungen stellen würden. Der Vorteil sei, dass keine alleinige Abhängigkeit von
einem oder einer Fördergeber_in bestehen würde:

Aber ansonsten sind sie auch heterogen genug, dass für alles Mögliche immer irgendwie eine
Nische gefunden werden kann, wie man das/wie das machbar ist für das, für das was sozusagen

²⁵⁹ Auf die Schwierigkeit, zu definieren, wer Migrantin* ist und wer nicht, wurde bereits in Kategorie D eingegan-
gen.

bei uns naheliegend ist und was wir gerne machen möchten. So halbwegs geht das ganz gut. [...] Insofern bin ich froh, dass wir mehrere Fördergeberinnen haben. (Ebd.: 960 ff.)

Ein Nachteil sei jedoch, dass jede/r Fördergeber_in andere Anforderungen stellen würde. (Ebd.: 953 ff.) Deshalb müsse man sich durchaus auch die Frage stellen, wie man gewisse Angebote „verkaufen“ (ebd.: 989) könnte. Ljubomir Bratić bezieht sich auf diesen Ökonomisierungsaspekt Sozialer Arbeit, wenn er schreibt, dass es notwendig ist, „die Finanzgeber über die Sinnhaftigkeit des Einsatzes zu überzeugen“ (Bratić 2010: 201). Es wird sich von einer Befragten* dennoch positiv auf Österreich als Sozialstaat, in dem manches besser als in anderen Ländern funktionieren würde, berufen. (I2: 1211 ff.)

Kontrollfunktion Sozialer Arbeit

Auf die Frage danach, inwieweit sie in ihrer Arbeit eine Kontrollfunktion hätten, meinen fast alle befragten Beraterinnen*, dass sie diese in ihrem Tätigkeitsbereich nicht als sehr dominant empfinden würden. (I1: 1028 f.; I3: 1137 ff.; I4: 202) Eine sagt dezidiert, dass dies auf ihren Bereich nicht zutreffen würde. (I5: 642) Eine Beraterin* betont mehrmals, dass die Frauen* und Mädchen* freiwillig kommen würden. (I2: 443; I2: 749) Nur eine Beraterin* sagt, dass sie aufgrund von Ressourcenknappheit Gespräche mit Klientinnen* führen muss, in denen sie abzuklären hat, für wen welche Leistung am passendsten sei und sie „diese Ambivalenz zwischen Ressourcen und das, was man quasi eigentlich anbieten möchte“ (I4: 106 f.) als belastend empfinden würde. Es würden sie dann die Fragen beschäftigen: „Was ist institutionell gegeben? Was wollen wir eigentlich an Unterstützung anbieten? Was ist möglich?“ (Ebd.: 108 ff.) Schließlich müsste sie da dann „irgendwie so einen Slalom“ (ebd.: 110) durchmachen. Die Beraterin* sieht sich aufgrund von Ökonomisierungstendenzen und damit einhergehender Ressourcenknappheit dazu gezwungen, zu schauen, wer „WIRKLICH“ (ebd.: 119) Hilfe brauchen würde. Sie würde das „problematisch“ (ebd.: 133) finden und beschreibt ihre Gedanken dazu:

Dann ist es schon eine Reibungs/also Reibung, die ich dann auch innerlich dann spüre, weil ich mich dann auch so politisch frage so: Was [stammelt], was mach ich da grad? Wem stell ich da grad ganz viele Fragen, ob sie das und das haben darf und ich sitz in der Position zu sagen: Ja oder Nein. (Ebd.: 155 ff.)

Auch wenn sie im Anschluss betont, dass sie diese Entscheidung eigentlich nicht oder zumindest nicht alleine fällen könne (ebd.: 163 ff.), wird so doch das Dilemma deutlich, sich zwischen eigenen Wertvorstellungen und institutionellen Vorgaben bewegen zu müssen. An späterer Stelle betont aber auch diese Interviewpartnerin*, dass sie glaubt, dass die Kontrollfunktion „in anderen Institutionen nochmals viel stärker“ (ebd.: 202 f.) sei und der Verein, in dem sie arbei-

tet, nicht „quasi als Instrumentarium von [...] weiterer Unterdrückung oder so [...] gesehen werden kann“ (Ebd.: 207 ff.). Den Grund dafür sieht sie darin, dass die Einrichtung als ein Prinzip die Parteilichkeit zwischen Frauen* hat. (Ebd.: 211 ff.)

5.4.5.3 Anforderungen an Mitarbeiterinnen* (E3)

Bezüglich der Anforderungen der Institution an die Mitarbeiter_innen nennt Interviewpartnerin 3 an erster Stelle die Ausbildung, dann folgt die feministische Einstellung:

Die wichtigste Qualifikation, die/Sie braucht einen psychosozialen Grundberuf/ah/muss sich mit frauenspezifischen, feministischen Dingen auseinandergesetzt haben, mit ihrem Frausein auseinandergesetzt haben. Meistens braucht sie auch Zusatzausbildungen. [...] Am besten, sie hat schon irgendwo in dem frauenspezifischen Bereich, in einem Frauenhaus oder so, gearbeitet. Mit Gewalt zum Beispiel. Ahm, ja. Das sind eigentlich so. Also, das Feministische und das Fachliche, das sind so die Hauptkriterien, und ja/Genau. (I3: 1238 ff.)

Interviewpartnerin 2 spricht ebenfalls von den Ausbildungen, die erwartet werden. (I2: 729 ff.) Auch Interviewpartnerin 5 betont, dass „man studiert haben [muss]“ (I5: 878), um als Beraterin* zu arbeiten. Aber auch Erfahrung zu haben, spielt eine Rolle. (I2: 733 f.) Es würden „[n]icht nur Fortbildungen, wo man etwas dann auf dem Papier stehen hat“ (ebd.: 782 f.) sondern auch Erfahrungen im Berufsfeld wertgeschätzt werden. Interviewpartnerin 4 thematisiert die Bedeutung der Kombination aus fachspezifischer Ausbildung und Berufserfahrung. (I4: 317 ff.)

Eine Mitarbeiterin* sagt, dass darauf geschaut wird, dass in der Institution „nur Frauen landen“ (I1: 676) würden, die sich schon mit Rassismen auseinandergesetzt und infolge „ein gewisses Niveau“ (ebd.: 677) hätten. Sie sieht dies als Bereicherung im Gegensatz zu herkömmlichen Einstellungspolitiken:

Das ist sicher anders, als wenn ich eine Einstellungspolitik habe, die es jetzt nur daran orientiert, was für eine Ausbildung hat wer. Also, Ausbildung im Sinne von Schule, im Sinne von Uni, im Sinne von Fachhochschule, im Sinne von Zertifikat und das war es dann. Da wird es sicher wesentlich schwieriger werden. (Ebd.: 679 ff.)

Das Reden in der ersten Person als die Einrichtung deutet auf einen hohen Identifikationsgrad der Sprecherin* mit der Institution, in der sie arbeitet, hin.

Migrantinnen* in der Migrantinnenarbeit*

Die Frage danach, was sie von der Forderung von FeMigra nach der Anstellung von mehr Migrantinnen* in der Migrantinnen*beratung (FeMigra 2004: 25) halten, löst bei allen Befragten Reflexionsprozesse aus. Eine Befragte antwortet, dass es in der Institution, in der sie arbeitet, eine wichtige Rolle spielt, „dass Migrantinnen da selber arbeiten als Beraterinnen bis in die

höchsten Positionen eben.“ (I1: 702 ff.) Es würden aber auch Österreicherinnen* angestellt werden, wenn diese sich mit ihrer Rolle auseinandersetzen würden. (Ebd.: 706 ff.) Sie erzählt, welche Fragen bei der Einstellung neuer Mitarbeiterinnen* relevant sind:

„Woher sollen die gerade kommen? Und entspricht das quasi/Was brauchen wir da gerade? UND Was wollen wir gerade für Zeichen nach außen setzen?“ Da gibt es unterschiedliche Überlegungen dazu durchaus. Also, es ist einerseits sind es die Klientinnen: Woher kommen gerade die meisten Klientinnen? Wo würden wir jemanden brauchen? Und andererseits schon auch ah/also, das mit dem Zeichen setzen hat schon auch damit zu tun/ahm/zu sagen: ‚Okay, bei uns arbeitet immer noch keine Schwarze Frau.‘ Also, es ist jetzt nicht so, aber das wäre zum Beispiel eine Überlegung. (Ebd.: 719 ff.)

Dieses mehrmalige Sprechen als „wir“ zeigt, dass die Beraterin* sich als Teil der Institution versteht und in diese Überlegungen eingebunden ist. (Ebd.: 719 ff.) Später erzählt sie, dass ihr als Mehrheitsangehörige* im Bewerbungsverfahren zuerst eine Migrantin* vorgezogen wurde, sie aber später, als wieder eine Stelle frei wurde, angestellt wurde. Dies spiegelt ebenfalls die Einstellungspolitik der Institution wieder. (Ebd.: 1186 ff.)

Interviewpartnerin* 3, die die Institution, in der sie arbeitet, an früherer Stelle als „österreichisch“ (I3: 347) bezeichnet hat, meint in Bezug auf die Anstellung von Migrantinnen* in der Beratungsarbeit:

Ah, Ich hab das Gefühl, das ist jetzt zunehmend mehr geworden. Ah, wir haben auch schon so Diskussionen gehabt [...], grad bei Mi/Praktikantinnen und auch sonst so/ah/Wie wäre das, eine Mitarbeiterin mit Kopftuch? Und solche Dinge. Ahm, ich muss ehrlich sagen, wenn, wenn eine Stelle frei ist, was eher selten der Fall ist [lacht] und es würde sich eine Frau mit Migrationshintergrund, Identität, was auch immer, ah/bewerben/ah/die, fachlich gesehen, Qualifikationen mitbringt, die bei uns/also die Anforderungen einfach auch/also/ wäre ich/würde es mich freuen. Also, da ist sicher Offenheit da und es ist eher schon so was: ‚Wieso ist das bei uns eigentlich nicht und was, was, was/Also, was machen wir falsch?‘ Ja? Ah/Aber ich/Also, was ich schon auch kenn, sozusagen, von anderen Institutionen, dass es sozusagen die Migrantin zu sein eine Qualifikation IST. Ja? Da tu ich mir noch ein bisschen schwer damit. Aber wenn eine entsprechend qualifizierte/ah/Frau käme, sofort. Also, das wäre eine absolute Bereicherung und wäre auch stimmig/ahm /wobei wir eben selten in der Situation sind, dass eine Stelle zu besetzen ist, muss ich auch sag/muss ich auch dazu sagen. Wir haben eine/letztes Jahr hatten wir eine Kollegin, eine Perserin, die uns dann leider abhandengekommen ist, weil wir ihr nicht das Stundenausmaß anbieten konnten, [...] Das war sehr schade. Also, das war/Ja. Also ich habe eher das Gefühl, da gibt’s so ein Problembewusstsein, dass das eigentlich/dass wir eigentlich schauen sollten, dass wir da Frauen hereinkriegen, die auch mehr anderen Hintergrund haben, aber es ist halt/bis jetzt ist es nicht so, weil/Wie gesagt/ahm, ahm/Das liegt auch sicher an der Rekrutierung, also wie wir, wie wir Stellen besetzen. Also, sehr oft ist es so, dass das eben Langzeitpraktikantinnen dann in freien Dienstnehmerinnenverbindung bleiben, die kennen wir und die schätzen wir und wenn dann eine Stelle ausgeschrieben wird, dann bewerben sich die auch und/ah/dann nehmen wir/Also, wenn da Migrantinnen kämen/müssen/sie sollen kommen. (Ebd.: 1176 ff.)

Diese Einladung scheint nicht viele Migrantinnen* zu erreichen, denn die Institution, in der die Befragte arbeitet, ist mehrheitlich von Österreicherinnen* besetzt. Das angesprochene Problembewusstsein zeigt sich an der Wahrnehmung, dass das so ist, scheint aber bisher zu keinen weiteren Interventionen, um das zu ändern, geführt zu haben. Ich frage nach, was es für sie heißt, dass Migrantinnen*sein oft schon als Kompetenz angesehen wird, und sie meint:

Ah, das beinhaltet, dass sie keine oder keine gleichwertige fachliche Ausbildung haben. Es ist besser geworden, das war vor zwanzig Jahren noch [...] stärker. [...] Also ich glaube, dass es nicht gut ist, wenn eine Frau drinnen sitzt, weil sie Migrantin ist. Ja? Natürlich ist dann auch die muttersprachliche Beratung immer wieder ein Thema, also DAS ist die Qualifikation dann teilweise auch. Ahm/Das ist zum Beispiel ein Thema, wo [...]/Es ist überhaupt nicht ausdiskutiert, man könnte das jederzeit wieder aufrollen, aber im Moment haben wir eher so die Haltung: Wenn eine Kollegin das mitbringt, ist es wunderbar, aber wir streben es nicht an, möglichst viele Sprachen muttersprachlich abzudecken. Ja? Da gibt's andere Beratungsstellen und/Ich habe einmal eine Woche lang versucht, eine Beratung für eine Chinesin zu organisieren. Es ist [stammelt] wirklich auch schwierig, ja? (Ebd.: 1218 ff.)

Diese beiden Zitate zeigen hier eindrücklich, wie *weiße* Räume *weiß* bleiben. Wer nicht in Österreich studiert hat oder wessen Ausbildung hier nicht anerkannt wird, wird schwerlich eine Praktikumsstelle²⁶⁰ und infolge schwer eine Anstellung bekommen. Die Tatsache, dass die Befragte im Interview mehrmals betont, dass ihre Einrichtung den Mitarbeiterinnen* „viele Entwicklungen [er]möglich[en]“ (ebd.: 1282 f.) würde und selten eine Stelle frei wäre (ebd.: 1193 f.), weist darauf hin, dass es sich um gute Arbeitsbedingungen handelt, auf die jedoch primär Mehrheitsangehörige eine Chance haben. Durch die Bezugnahme auf Praktikantinnen* gleich zu Beginn dieses Zitats wird klar, dass unbezahlte oder wenig bezahlte Arbeit vorausgesetzt wird. Um dies zu leisten, müssen die Betroffenen auch gesicherte Einkommensverhältnisse haben. Das heißt, dass auch die Kategorie Klasse relevant ist.

Der Hinweis auf andere Beratungsstellen zeigt die Notwendigkeit der Arbeit von Migrantinnen*(selbst)organisationen. Erfahrungswissen wird im Zitat primär auf Sprachkenntnisse reduziert. Dass dies häufig passiert, diese Erfahrungen macht auch Interviewpartnerin 4: Sie sagt, dass bei Stellenausschreibungen häufig betont wird, dass sich Frauen* mit Sprachkenntnissen wie BKS (Bosnisch, Kroatisch, Serbisch) und Türkisch bewerben sollen. (I4: 303 ff.) Interviewpartnerin 5 betont die Wichtigkeit von Sprachkenntnissen: „Weil die Frauen, die zu uns kommen, auch verschiedene Sprachen sprechen. Ja, wir können nicht alle Sprachen anbieten natürlich, aber meistens.“ (I5: 884)

Interviewpartnerin* 4 hat zu Erfahrungswissen einen anderen Zugang. Noch bevor ich sie zu ihrer Meinung zur FeMigra-Forderung (2004) frage, sagt sie:

Ja, also ich glaub, es wär ganz zentral, dass einfach auch [...] auf der Ebene der Mitarbeiterinnen sich die Heterogenität der Gesellschaft noch viel mehr zeigt, ja. Und dass irgendwie Sozialarbeits/Sozialarbeit nicht ein *weißes* Mittelschichtsding ist. So, oder BLEIBT. [...] Genau. Weil es natürlich auch dann/ahm/bestimmte Zuschreibungen mit sich bringt. Jetzt, zum Beispiel, also aus, aus einer *weißen*, mehrheitsösterreichischen Perspektive/äh/ gegenüber Migrantinnen, ja? (I4: 247 ff.)

²⁶⁰ FeMigra beschreiben in einem ihrer Texte auch die Schwierigkeit, als Migrantin* eine Praktikumsstelle in einem Handlungsfeld, in dem auch mit Mehrheitsangehörigen gearbeitet wird, zu finden: „Eine Erziehungswissenschaftlerin aus Köln z.B. sucht verzweifelt eine stinknormale Pädagogikstelle; angeboten werden ihr lediglich Stellen im Bereich Ausländerpädagogik.“ (FeMigra 1994)

Deziiert mit der Forderung von FeMigra (2004) konfrontiert, meint sie:

Ich glaube nicht NUR, aber ich glaube, es ist ganz zentral, eben dass es, dass, dass VIELE Migrantinnen, ja? oder Menschen, die von Rassismus betroffen sind in dem Bereich arbeiten und so. Weil eben wir folgen dem Prinzip, zu sagen: ‚Okay, Frauen sind von Sexismus betroffen, deswegen müssen Frauen mit Frauen arbeiten.‘ Aber wir sagen nicht: ‚Frauen, die MIGRANTINNEN sind oder die auch von rassistischer/ah/Diskriminierung betroffen sind, brauchen auch Beraterinnen, die, die mit diesen Erfahrungen/ahm/die diese Erfahrungen teilen oder in einem ähnlichen Kontext quasi leben oder be/also, von, von, von ähnlichen Mechanismen betroffen sind.‘ Und irgendwie denk ich mir: ‚Das liegt doch eigentlich [lacht] auf der Hand.‘ (Ebd.: 274 ff.)

Sie betont den Wert von „Erfahrungen“ (ebd.: 282) für die Arbeit und nimmt damit, vermutlich unwissentlich, Bezug auf Gail Lewis Ausführungen zur Bedeutung von Erfahrungswissen in der Sozialen Arbeit. (Lewis 1996a, 1996b; siehe Kapitel 3)

Eine Befragte, die sich selbst als Migrantin* bezeichnet (I2: 209), sagt, dass die Institution bei Freiwerden einer Stelle immer nach „passende[n] Menschen“ (ebd.: 825) suchen würde. Sprachkenntnisse würden dabei ein Kriterium darstellen. (Ebd.: 814) Bezüglich der Forderung nach der Anstellung von mehr Migrantinnen* (FeMigra 2004: 25) betont sie mehrmals, dass es für sie schwierig wäre, ihre mehrheitsangehörigen Kolleginnen nicht zu haben (ebd.: 848) oder „andere Kolleginnen zu haben“ (ebd.: 849). Kolleginnen* würden besser über Strukturen in Österreich Bescheid wissen, während sie die Vertrauensperson für die Mädchen* sei und so würde die Zusammenarbeit gut funktionieren. (ebd.: 852 ff.) Auf einen schnellen Arbeitsrhythmus hinweisend sagt sie: „Tak, tak, tak, tak [spricht das rhythmisch, schnell] [...] und ich übersetze oder ich übersetze nicht oder wir arbeiten zusammen und so. Und solche Fälle funktionieren super/ich denke, es ist gut“. (Ebd.: 859) Wiederholt wird auf das gute Funktionieren „gemischte[r] Teamarbeit“ (ebd.: 888) hingewiesen und der Schluss gezogen: „Unser Team ist bunt.“ (Ebd.: 893 f.) Die „unterschiedliche Kultur“ (ebd.: 898) und die Mehrsprachigkeit werden von ihr als Bereicherung empfunden: „So ein Team zu haben ist auch lustig“. (Ebd.: 900 f.). Es wird eine Parallele gezogen zwischen der Vielfalt im Team mit der Vielfalt der in Österreich beziehungsweise in Wien lebender Menschen. (Ebd.: 900 ff.) Interviewpartnerin* 5 betont ebenfalls die Qualitäten ihres Teams und nimmt damit, nicht intendiert, Bezug auf Diversitätskonzepte: „Also, als ich [hierher] gekommen bin, war es ein multidisziplinäres Team gewesen, [...] schon auch mit unterschiedlichen Frauen aus verschiedenen Ländern und ja. Und ich find es toll.“ (I5: 351 ff.) Sie würde die Forderung danach, dass nur Migrantinnen* in diesem Bereich arbeiten dürften, nicht unterstützen (ebd.: 355): „Das ist nicht meine Meinung. Ja. Weil ich glaube, jeder kann irgendwas Positives irgendwie beibringen [...] und so gegenseitig vielleicht können wir schon auch andere Lösungen finden.“ (I5: 357 f.)

Die Diversität in Teams scheint sich aber nur auf die Frage nach Migrationserfahrung zu beziehen. Da alle Befragten Akademikerinnen* sind und generell in der Sozialen Arbeit vorwiegend Mittelschichtsangehörige arbeiten, scheint die Gruppe der Interviewpartnerinnen* in Bezug auf die Kategorie Klasse eher homogen zu sein. Die Aussage: „Gemischte Teamarbeit ist immer super, funktioniert.“ (I2: 888) bezieht sich darüber hinaus auch nicht auf die Kategorie *Geschlecht*.

Auffallend ist, dass die Interviewpartnerinnen* bei der Argumentation, warum Frauen* Frauen* beraten sollten, weniger auf das Erfahrungswissen der Beraterinnen* durch ihre eigene Sozialisation als Frauen* Bezug nehmen, sondern vielmehr den Wunsch der Frauen*, die die Beratung aufsuchen, von Frauen* beraten zu werden, als Grund heranziehen. Die Professionalität von *weißen* Beraterinnen* wird nicht infrage gestellt. Sobald es um die FeMigra-Forderung geht, wird allerdings betont, dass Migrantinnen* eine entsprechende Ausbildung haben müssten. (I3: 1176 ff.) Werden Migrantinnen*, die selbst Rassismen erfahren haben, angestellt, so wird wiederum automatisch deren Erfahrungswissen in den Vordergrund gerückt. Häufig spielt Sprache dabei eine Rolle. Dies ist spannend, folgt es doch rassistischen Zuschreibungen in dem Sinne, dass *weiße* Frauen* professionell wären, während Migrantinnen* und Betroffene von Rassismen aufgrund ihrer Lebenserfahrung, ihrer Sprachkenntnisse und ihrer Kenntnisse der sogenannten „Communities“ geeignet wären, diese Jobs zu machen. Diese Vorstellung entspricht in etwa dem, was Spivak unter „native informant“ (Spivak 1999: 6 ff.; siehe Kapitel 3.3.1) zusammengefasst hat.

5.4.5.4 Rolle im Team und Rolle des Teams (E4)

Das häufige Reden von sich und den Kolleginnen* in der „Wir-Form“, das alle Befragten anwenden (vgl. I1: 627, 721, 827, 846, 1009, 1051; I2: 12, 27, 45, 103, 591, 643, 977, 1254, 1276; I3: 8, 46, 76; I4: 108, 165, 277, 496; 624; I5: 24, 51, 98, 105, 130, 142, 158, 169, 200, 241, 281), kann einerseits auf eine hohe Identifizierung mit der jeweiligen Einrichtung, aber auch auf eine häufige Bezugnahme auf das Selbst als Teil des Teams hinweisen. Die Trennlinie kann hier nicht immer genau gezogen werden.

Vier der fünf Befragten geben an, dass das Team ist * ein wichtiger Ort der Reflexion sei. (I1: 525; I2: 687 f.; I3: 922; I5: 525) Eine Beraterin* beschreibt dies bildlich:

Also, bei uns gibt's die Tür- und Angelsupervision, Küchensupervision. Sehr weibliches Modell von Supervision, find ich super. Und da wird man alles, was so ad hoc da ist und raus muss, los. Wenn dann die Kollegin da ist und das ist sehr gut. Und da kriegt man auch ganz viele Tipps und Ratschläge und das ist super. (I1: 922 ff.)

Eine andere Befragte sagt, dass das Reden im Team helfen würde, weil man dann feststellen würde, dass man nicht die Einzige sei, die sich mit manchen Situationen schwertun würde. (I2: 687 f.) Eine Beraterin* bezeichnet das Teams als „basisdemokratische[n] Pool“ (I3: 89 ff.) Es wird aber auch darauf hingewiesen, dass nicht alle Teammitglieder* gleich sind und gleich arbeiten. (Ebd.: 736 f.) Eine Beraterin* spricht Differenzen im Team an und thematisiert mit folgender Aussage ihre Rolle: „Ich [hab]/ja, das Gefühl [...], dass ich nicht in der gleichen Art und Weise mich feministisch verstehe, wie meine restlichen Kolleginnen.“ (I4: 329 ff.)

Das Team als Ort der Reflexion

Das Team ist für Interviewpartnerin* 1 wichtig, um feministische Zugänge zu diskutieren. (I1: 827 f.) Diskussionsbedarf würde meist nach der Anstellung neuer Kolleginnen* bestehen. (Ebd.: 810 f.) „Dann kommen auch immer wieder mal Fragen auf beziehungsweise halt, es gibt halt Besprechungsbedarf und dann bespricht man das wieder.“ (Ebd.: 811 ff.) Auch die Frage danach, inwieweit ein antirassistisches Selbstverständnis für ihre Arbeit von Bedeutung ist, beantwortet die Befragte unter Bezugnahme auf Reflexionsprozesse:

[W]enn wir zum Beispiel jetzt über Klientinnen sprechen im Team und über die Möglichkeiten in der Betreuung, dass so was schon immer wieder mal Thema ist. Warum eine Kollegin jetzt was wie gemacht hat und ob man was nochmals anschaut. Zum Beispiel [...] ja, also wir haben auch immer wieder mal so Auseinandersetzungen. (Ebd.: 637 ff.)

Sie führt genauer aus, welche Diskussionen manchmal geführt werden und nimmt dabei Bezug auf Rassismen im Team:

Und (stammeln) das andere ist eben, im Team einander aufmerksam zu machen auf einen gewissen Sprachgebrauch ab und zu einmal, wo irgendwie noch kein Bewusstsein für etwas da ist oder einmal zu sagen: ‚[...] Wieso hast du jetzt dich da so abfällig geäußert?‘ Oder: ‚Ich habe das jetzt so und so empfunden. Sag, was ist da?‘ Also, das ist halt einfach dann auch eine Aufgabe, das anzusprechen und zu thematisieren und immer wieder/ah/einen gemeinsamen Standpunkt zu finden [schnauft]. (Ebd.: 662 ff.)

Die Praxis, einander auf Rassismen aufmerksam zu machen, wird auch von einer anderen Beraterin* beschrieben:

[U]nd da waren jetzt halt öfter Situationen, wo ich eben das irgendwie versucht hab, irgendwie zu thematisieren: ‚Hey, wir bauen da auf Bildern von uns auf und ich weiß nicht, wieviel IHR von dieser und dieser Gesellschaft eigentlich wisst. Ich glaub nicht viel.‘ So. Und ich glaub/also, und/ah/stark gemacht, das auch zu hinterfragen, was wir da jetzt reinlegen und was jetzt da tatsächlich da ist. Aber es ist auch grundsätzlich wenig Raum für inhaltlichen Austausch und das ist dann alles sehr begrenzt und sehr eingeschränkt. Was da jetzt wirklich, was wir [...] /wieviel wir uns da austauschen. (I4: 622 ff.)

Sie beschreibt, dass sie durchaus die Rolle der Kritischen einnimmt und andere beispielsweise auf problematische Zuschreibungen aufmerksam macht. (Ebd.: 624 ff.) Sie nimmt sich selbst

von dieser Kritik aber nicht aus, was daran erkennbar ist, dass sie in der Wir-Form (ebd.: 624) redet. Die Reaktionen der Kolleginnen* seien „schon auch positiv“ (ebd.: 659). Sie würden ihr manchmal recht geben und beispielsweise sagen: „Ja, stimmt eh, hast eh recht, da müssen wir noch einmal überlegen.“ (Ebd.: 659 f.) Manchmal sei aber auch so das Gefühl von: „Ah, was willst Du jetzt damit?“ (Ebd.: 662) Sie würde es schwierig finden, gewisse Dinge anzusprechen und erklärt dies folgendermaßen: „[V]or allem wenn’s auch eine bestimmte Kultur oder bestimmte Standard im Team gibt, dass/ja. Wo das halt nicht der Standard ist. (Ebd.: 671 ff.) Die Befragte beschreibt die Stimmung: „Alle sind halt so in ihrem Arbeitsflow auch oft und dann gehen die Diskussionen oder die Gespräche jetzt auch nicht so wirklich in die Tiefe, sondern es ist ein eher, meistens ein kürzerer Austausch“. (Ebd.: 652 ff.) Es zeigt sich hier wieder, dass für Reflexivitätsprozesse oft zu wenig Zeit bleibt.

Das Team bietet auch die Möglichkeit, voneinander lernen zu können. (I3: 901 f.) Interviewpartnerin* 5 sagt, dass sie und ihre Kolleginnen* sich gut ergänzen würden (I5: 377 ff.) und meint in Bezug auf die unterschiedlichen Frauen* im Team: „Und wir lernen schon irgendwie [lacht] voneinander und miteinander. [lacht]“ (Ebd.: 372 f.)

5.4.6 Handlungsoptionen im Umgang mit Diskriminierungen (Kategorie F)

Die Kategorie F bezieht sich auf die Frage danach, wie Soziale Arbeit auf Diskriminierungen (primär auf die Intersektion von Sexismen und Rassismen) reagieren kann. Dabei wird zwischen Handlungsoptionen auf verschiedenen Ebenen unterschieden. Unterkategorie F1 zeigt Handlungsoptionen in der direkten Arbeit mit Klientinnen* im Beratungssetting und bei Begleitungen auf. Feministische und antirassistische Beratungskompetenzen werden sichtbar gemacht. Während des ersten Materialdurchgangs wurde deutlich, dass antirassistische und/oder feministische Beratungspraxen untrennbar mit einer entsprechenden Grundhaltung verbunden sind, weshalb Aussagen dazu nicht nur bei Selbstverortungen der Beraterinnen* im Kontext von Kategorie B1, sondern auch hier einfließen. Darüber hinaus werden in dieser Kategorie Handlungsoptionen bezüglich rassistischer Äußerungen seitens von Klientinnen* thematisiert. Im ersten Materialdurchlauf hat sich herausgestellt, dass von den Interviewpartnerinnen* häufig kollektive Räume, Workshops und Gruppen als Orte der Ressourcen gegen Diskriminierungen genannt wurden. Deshalb wurde die Kategorie F2 eingeführt. Kategorie F3 bezieht sich auf Interventionen gegen Diskriminierungen, die auf struktureller Ebene wirksam werden. Öffentlichkeitsarbeit gehört ebenso dazu wie Vernetzung mit anderen Einrichtungen. In dieser Kategorie werden auch politische Momente von Sozialer Arbeit deutlich.

5.4.6.1 Umgang mit Diskriminierungen im Beratungssetting und bei Begleitungen (F1)

Feministisches und antirassistisches Arbeiten

Es zeigt sich, dass feministische und antirassistische Praxen nicht wie Gesprächsführungstechniken erlernt werden können, sondern auf einer Grundhaltung basieren, die Ergebnis eines fortwährenden Reflexivitätsprozesses ist. Feministisch zu arbeiten hängt für Interviewpartnerin 1 eng mit einer reflexiven Grundhaltung (I1: 1132) und damit, sich gesellschaftlicher Ungerechtigkeiten bewusst zu sein, zusammen:

Das liegt für mich schon in der Haltung, dass nach wie vor wir in einer Gesellschaft leben/ah/wo jetzt Frauen auf eine bestimmte Art und Weise/ahm/[zögert] Positionen zugeschrieben werden, die weniger/die die weniger Mächtigen sind. (Ebd.: 593 ff.)

Auch Interviewpartnerin 4 betont die Wichtigkeit, in Beratungsprozessen immer wieder die eigenen Zuschreibungen zu reflektieren. (I4: 365 ff., 385 ff.) Sie erläutert, was ihr hinsichtlich rassismuskritischen Arbeitens wichtig ist: „Zentraler Teil wäre für mich eben diese Stereotypisierung zu hinterfragen und/ahm/gleichzeitig meine eigenen Assoziationen halt anzuerkennen“. (Ebd.: 400 ff.) Auf meine Frage nach Parallelen antirassistischen und feministischen Arbeitens antwortet sie folgendermaßen:

[F]ür mich bedeutet Feminismus immer schon eine [...] bedeutet für mich irgendwie/hm/einen kritischen Blick auf Herrschaftsstrukturen und die sind für mich [...]/also, die sind eh nie nur Geschlecht oder nur irgendwas, also von dem her/ahm/ist ja eh immer alles gleichzeitig da, deswegen NATÜRLICH ist es verbunden und natürlich/ah/hängt das zusammen. (Ebd.: 419 ff.)

Ein weiterer Aspekt rassismuskritischen Arbeitens ist für sie, Defizite nicht nur beim Gegenüber, sondern auch bei sich selbst zu suchen (ebd.: 391 ff.) und sich beispielsweise zu fragen: „„Warum kann ich kein Türkisch?“ oder so.“ (Ebd.: 393)

Das Benennen von Gewalt ist eine wichtige Strategie, sowohl für antirassistisches als auch für feministisches Arbeiten: „Und ahm, ja, das auch wirklich zuzuordnen, was, was da jetzt, was da passiert ist. [...] Also das ein bisschen auch zu analysieren und dem Raum und Sprache zu geben, das ist glaub ich schon sehr wichtig.“ (I3: 411 ff.) Eine Beraterin* beschreibt, wie wichtig es für sie ist, auf strukturelle Formen von Gewalt hinzuweisen, um Scheitern in gewissen Lebenssituationen nicht als individuelles Versagen zu framen:

[U]nd wo ich sie da dann aber unterstützen kann einerseits sozusagen in dem sich nicht selbst zu beschuldigen für was, wofür man jetzt nicht die Hauptverantwortung trägt, sondern was ganz einfach gesellschaftliche Einflüsse sind. Andere gesellschaftliche Einflüsse versuchen/die Spielräume, die Verengung der Spielräume, die dadurch passieren, ein bisschen aufzubrechen und ein bisschen aufzuweiten und Möglichkeiten aufzuzeigen, ohne jetzt aber irgendwelche unmöglichen Sachen zu fordern, die [schnauft] nicht möglich sind. (I1: 1137 ff.)

Im Theorieteil wurde unter Bezugnahme auf Zehetner (2012) festgestellt, dass dies ein wesentliches Merkmal feministischen Arbeitens ist und auch Potentiale in Bezug auf Rassismuskritik bietet.

Für Interviewpartnerin* 4 geht es bei feministischem Arbeiten auch darum, den Erfahrungen, die Auswirkungen auf die Selbstwahrnehmung der Frauen* haben, „irgendwie so dagegenzuhalten mit der eigenen Position und mit der Unterstützung, die man der Frau entgegenbringt“ (I4: 186 ff.). Sie erläutert dies ausführlicher:

Also, auch ganz zentral find in der Beratung ist schon so,/Wenn ich mir gegenüber Personen sitzen habe, die irgendwie/ahm/ja, sich selber ganz wenig ernst nehmen, sich selber ganz wenig wichtig nehmen, da voll dagegenzuhalten. Also, einfach zu/so die Position ganz stark zu machen, so: ‚Hey, was DU denkst, was Du/was Deine Bedürfnisse sind/so/ist voll wichtig und nimm Dich wichtig.‘ So, also das [stammelt] das hat für mich auch ganz viel mit feministischer Beratung zu tun. Also, irgendwie, das zu fördern irgendwie auch/ahm/ja, liebevoll zu sich selbst zu sein [lächelt]. Ahm. Genau. Und, ja. [...] Und was auch zusätzlich zu dem für mich wich/wichtig ist, ist auch so ein eben in dem dann die Person auch wiederum ernst zu nehmen, wenn sie eben noch nicht KLAR sind und sagen: ‚Ja, ich will da raus und ich will was anderes machen.‘ Sondern halt an einem anderen Punkt sind und wiederum das auch ernst zu nehmen und da ihre Entscheidungen ernst zu nehmen und nicht zu glauben, dass ich jetzt weiß, wie sie, wie sie tun sollen. Das hat für mich auch viel mit, mit einer Beratung zu tun, die, die auch meine/also, wo ich auch meine Rolle kritisch sehe, ja? Weil ich bin grad nicht in der Situation. So. Und, genau. (Ebd.: 456 ff.)

Damit spielt sie auch auf die Wichtigkeit einer bewussten Wahrnehmung der Differenzen zwischen Frauen* an. Bettina Zehetner schreibt dazu „Erwartungsvoll richten sich viele Frauen mit ihrem Orientierungsbedürfnis an mich als Beraterin: ‚Was würden Sie tun?‘ Hier wird die Differenz, die manchmal irritierend, oft aber auch befreiend wirkt und neue Perspektiven eröffnen kann, deutlich: ‚Ich bin nicht Sie.‘“ (Zehetner 2012: 243)

Interviewpartnerin* 3 reflektiert darüber, dass es für sie wesentlich ist, vergeschlechtlichte Zuschreibungen an Frauen* zu thematisieren:

Na, das kommt ja ständig. Also,/ahm/[verändert die Stimme leicht]: ‚Ja, meine Schwiegertochter, die ist immer so angepasst und/Die macht ja das und immer muss alles perfekt sein.‘ [...] und da kann man schon /Also, da ist schon diese Frauenbildgeschichte zum Beispiel bis zu einem gewissen Grad drinnen. Und dann, dann geht’s um/ah/und das find ich sehr Politisch/Also, dann geht’s so drum wie geht’s ihr mit anderen Frauen und wo ist sie solidarisch und wo entsteht Konkurrenz und wo gibt’s Neid und was findet sie ganz furchtbar, wie die die Kinder [...] in den Kindergarten abschieben, das findet sie ganz furchtbar. Also, dann sind wir schon in diesem/ah/Politischen drinnen und man kann das durchaus weiterspinnen. Ja? Dass das ja Diskurse sind, gesellschaftliche Diskurse sind und wie spannend das ist, das grad solche, die brennenden Diskurse irrsinnig oft über Frauen passieren. [...] Also, da gibt’s mannigfaltige Möglichkeiten/Also, auch so Bewusstsein entsteht dann einfach aus dem Gespräch heraus irgendwie. ‚Ah ja, stimmt eigentlich.‘ Und so. (I3: 1063 ff.)

Es sei ihr aber wichtig, den Frauen* im Beratungssetting solche Diskussionen nicht aufzudrängen: „Aber, wenn sie’s nicht einbringen würde in irgendeiner Form würd ich’s von mir aus glaub ich so nicht/Also, ich häng/ich greif’s auf, wenn’s da ist. So würd ich das sagen, ja.“

(Ebd.: 1084 ff.) Eine Andere beschreibt, dass es ihr bei der Beratung wichtig sei, zu vermitteln, dass Arbeit kein Geschlecht habe (I2: 1026 f.), dass sie ihren jungen Gesprächspartnerinnen* das Gefühl geben würde: „[D]u kannst alles machen.“ (Ebd.: 1027 f.) Es gelte für sie auch, immer wieder nachzufragen, um mit hegemonialen Bildern von Weiblichkeit* und Männlichkeit* zu brechen: „Aha, willst du das?“ (I2: 327) Denn: „[M]anchmal ist es ein bisschen Geschmackssache, aber wenn diese Geschmackssache durch die Medien beeinflusst ist, ist es dann ein bisschen Arbeitssache.“ (Ebd.: 334 ff.) Einmal, als ein Mädchen* sich darüber beschwert hätte, dass ein Junge* sich geschminkt und die Nägel lackiert hat, habe sie, die Beraterin* geantwortet: „Warum nicht? Wenn er das will, kann er das machen. Wo ist der Unterschied? Wo steht, dass das nur für die Frauen ist?“ (Ebd.: 382 ff.)

Eine Beraterin* beschreibt ihr methodisches Vorgehen genauer. Im Umgang mit sexualisierter Gewalt beschreibt sie, dass es wichtig sei, mit den Frauen* zu überlegen, welchen Personen im Umfeld sie sich anvertrauen könnten. (I3: 432 ff.) Sie würde dann gegebenenfalls mit „Aufstellung“ (ebd.: 450) arbeiten und „durchaus mit ihnen [Anm.: mit den Frauen*, die in die Beratung kommen] auch Position wechseln“ (ebd.: 476 ff.). So würde die Klientin* beispielsweise in die Rolle einer Arbeitskollegin schlüpfen, um abzutasten, wie diese reagieren könnte, wenn sie ihr ein Geheimnis anvertrauen würde. (Ebd.: 478 ff.) Die Beraterin* meint zu dieser Vorgehensweise: „[D]as hat schon was/ah/Stärkendes.“ (Ebd.: 497) Zu feministischem Arbeiten reflektiert sie:

Wovon ich aber schon ausgehe, ist dass sozusagen die Werthaltung und, und, und bestimmte Positionierungen, auch gesellschaftliche Positionierungen/ahm/in der Wahl der Methoden und der Ausrichtung des Steuerns [...] Ahm, einen großen Einfluss hat. Und ahm, [...] es ist/das regt auch eine innere Diskussion an, würde ich jetzt einmal sagen. Also, so im Sinn von eine Frau zeigt bestimmte Symptome, ja? Ah, jetzt kann ich das einfach so nehmen, kann mir denken: ‚Ah, Gott sei Dank, jetzt habe ich eine Diagnose und ich weiß sozusagen in welche Lade ich sie tu.‘ [...] Ah, und dann habe ich/arbeite ich sozusagen an dieser Symptomatik und dann kommen wahrscheinlich auch ganz viele Themen, das ist keine Frage, ja? Ah, aber es ist einfach ein Unterschied, ob ich bestimmte Symptome wahrnehme und das dann sozusagen in Verbindung bringe mit ihrem Frausein, mit ihrem/ah, ah/Selbstbild, das sie hat als Frau, wie sie auch sein will. Das womöglich zum Thema macht, also dass man zum Beispiel sagt: ‚Ja, wie/wie haben denn Sie das gelernt in der Familie, wie war denn das mit ihrer Mutter oder wie/welche Frauenrollen gibt’s denn da/Wie ist Ihr Idealbild? Wie möchten Sie eigentlich sein als Frau?‘ So, ja? Ah, ob ich in diese Richtung mit ihr reflektiere und in diese Richtung gehe und schau, ob dieses Frauenbild, das sie da hat, sie womöglich behindert oder schwächt oder so. Ah, oder ob ich das ganz neutral irgendwie lass und sage: ‚Naja, die ist halt ein bisschen depressiv und weint halt viel.‘ Und so. Ja? Das hat schon was in mir/Also, diese Diskussion findet dann statt. Hat das was mit dieser/mit diesem geschlechtsspezifischem Identität und/ah/zu tun. Ja? Und, und wie kann/wie nimmt das Einfluss [...] im Frausein in ihrem Leben und, und, und was für Zuschreibungen gibt’s? Welche Erwartungen gibt’s zu ihr als Frau, von außen, von ihrer Familie, von ihrem Partner oder was auch immer, ja? Ich glaube schon, dass das Einfluss nimmt, ja? Vielleicht nicht immer, so viel, einmal mehr, einmal weniger, aber ich bin mir eigentlich sicher, das hat schon/diesen Blick immer wieder [...] hineinzunehmen sozusagen als Beraterin, auch zu reflektieren, wie weit das/Ich will nicht sagen, dass das der einzige Blick ist, es gibt auch andere, aber es ist einer, einer der eigentlich immer passiert, ja? (Ebd.: 526 ff.)

Hier wird die politische Dimension ihrer Arbeit sichtbar, wenn sie von der Wichtigkeit gesellschaftlicher Positionierung spricht. (Ebd.: 528) Auch Zehetner problematisiert die als objektiv angenommenen Wahrheiten von Diagnosen. (Zehetner 2012: 223)

Interviewpartnerin* 3 fragt sich darüber hinaus, inwieweit es Unterschiede zu nicht dezidiert feministischer, aber doch guter Beratungsarbeit gäbe (I3: 524 f.) und schließt mit der Feststellung, dass auch „neutrale Modelle“ (ebd.: 591), wie beispielsweise systemische Ansätze (ebd.: 579), nicht schlecht seien und auch damit beispielsweise ein weibliches* Überfunktionieren sichtbar gemacht werden könne (ebd.: 594 ff.). Interessant ist hier die Bezeichnung dieser Zugänge als „neutral“ im Gegensatz zu feministischen Ansätzen.

Auf Prozesse des „Steuerns“ (ebd.: 529) kommt die Befragte an späterer Stelle zu sprechen. Sie meint, in manchen Situationen sei es wichtig, zu sagen: „STOPP. Vorsicht. Da müssen sie jetzt /.“ (I3: 874 f.).

Eine Interviewpartnerin* spricht Herausforderungen an, die im Beratungssetting entstehen, wenn sie und die Frau*, die sie berät, „keine gemeinsame Sprache [hätten]“ (I4: 519) Sie sagt: „[D]ann geht natürlich da auch viel verloren, an dem was ich verstehen kann oder was die Person mir gegenüber von mir verstehen kann.“ (Ebd. 519 f.) Eine Option in solchen Fällen ist bekanntlich das Arbeiten mit Dolmetscher_innen, aber auch das wird als Herausforderung erlebt: „Weil auch Dolmetscherinnen dann ja auch ganz viel Eigenes mitbringen [lacht] und das auch, nochmal eigentlich so noch eine dritte Meinung im Raum [lacht] manchmal/muss auch nicht sein, aber kann sein.“ (Ebd.: 523 ff.)

Die Vermittlung an andere Sozialeinrichtungen wird als Bestandteil der Beratungsarbeit erlebt: „Und ansonsten halt schauen, dass sie halt möglicherweise noch andere Notfallressourcen kennt und weiß, wo sie sich hinwenden kann“. (I3: 818 ff.) Es geht dann nicht nur darum, zu wissen, wer wofür zuständig ist, sondern auch zu wissen: „Wer sitzt dort? An wen kann ich mich womöglich wenden?“ (Ebd.: 898 f.) Dies zeigt die Wichtigkeit der Vernetzung mit Mitarbeiter_innen anderer Institutionen.

Ambivalenzen der Repräsentation

Fragen rund um Repräsentation, im Sinne eines Sprechens für jemanden²⁶¹, tauchen sowohl bei Beratungsgesprächen als auch bei Begleitungen von Klientinnen*, beispielsweise zu Behörden, auf. Beraterin* 4 beschreibt:

Ahm, was mir jetzt auch grad eingefallen ist, ist eben auch dass wir ja manchmal auch für Klientinnen sprechen, wenn wir was für sie zum Beispiel formulieren oder schreiben, was sie dann irgendwo vorlegen oder so, ja? Und da ja mit dem Versuch quasi, das/ahm auf eine Art und Wei/in einer Art und Weise und in einer Sprache zu machen, die bei dieser Institution, zum Beispiel, ankommt. Und eben mit der Motivation, [stammelt] eine bessere/ein besseres Ergebnis zu/ahm/erwirken für die Frauen und für die Personen, um die es grad geht. Also auch ein für sie sprechen in einer Art und Weise. Ahm, genau. Und gleichzeitig/Also, wenn solche Sachen gemacht werden, dann/ahm/immer mit Rücksprache natürlich, aber wenn sie das jetzt/auch so ist, dass vielleicht die Frau kann es nicht/selber nicht verstehen oder so/braucht sie vielleicht wieder wen, der ihr das übersetzt. (I4: 1006 ff.)

Dies erinnert an Spivaks Essay „Can the subaltern speak“, indem sie kritisiert, dass einige Intellektuelle glauben, es würde ausreichen, Unterdrückte für sich selbst sprechen zu lassen. (Spivak 2008a: 27 ff.) Diese Verweigerung von Repräsentation könne ebenfalls problematisch sein. (Ebd.) Im Kontext der Sozialen Arbeit kann in gewissen Situationen, wie beispielsweise bei Behördengängen, die gesellschaftlich stabilere Position der Beraterin* genutzt werden, um Rassismen anzusprechen.

Begleitungen von Klientinnen* zu Behörden oder anderen Institutionen werden als wichtig erachtet und als Teil der Arbeit beschrieben. (I5: 818 f.) Bei Begleitungen erleben die Sozialarbeiterinnen* Rassismen oft sozusagen unmittelbar und aus der Nähe mit. Eine Beraterin* schildert, dass sie bei einer Begleitung zu einer Behörde mitbekommen hat, wie eine ihrer Klientinnen* aufgrund eines Passfotos verhöhnt wurde. Sie erzählt, wie sie versucht hat, dem entgegenzuwirken und welche Ambivalenzen dadurch für sie entstanden sind:

Ich habe es dann auch angesprochen, obwohl das immer sehr heikel ist, weil man will ja den Klientinnen nicht schaden, indem man jetzt seinen eigenen Streit austrägt mit den Beamtinnen. Und gleichzeitig ist man aber Unterstützung, also es sind wirklich extrem unangenehme Situationen. (I1: 348 ff.)

Sie entscheidet sich zuerst strategisch dafür, der Mitarbeiterin* der Behörde zu erklären, dass das Foto in Ordnung sei. (Ebd.: 353 ff.) Schließlich, nach weiteren Beleidigungen, interveniert sie allerdings deutlicher: „Wo ich dann gesagt habe: ‚Bitte, geht das in einem anderen Ton auch?‘“ (Ebd.: 367 f.) Ob sie so etwas tun würde, wäre „halt eine situationsspezifische Entscheidung“ (Ebd.: 752 f.).

²⁶¹ Spivak (2008a: 29) unterscheidet zwei Bedeutungen von Repräsentation: „Repräsentation als ‚sprechen für‘, wie in der Politik, und Repräsentation als ‚Re-präsentation‘, als ‚Dar-stellung‘ bzw. ‚Vorstellung‘, wie in der Kunst oder der Philosophie.“

Dieses Ansprechen von Rassismen bei Begleitungen stellt eine Form des „Redens für die Migrantin*“ dar, die in mancher Hinsicht nicht unproblematisch ist, könnte sie doch auch als paternalistisch empfunden werden. Dennoch entscheiden sich Beraterinnen* in gewissen Situationen dafür. Eine Beraterin* reflektiert, dass dieses „Sprechen für“ in ihrem Fall ein Reden „Österreicherin für Migrantin“ (I1: 750) bedeutet, aber bei einigen ihrer Kolleginnen* ein Sprechen „Migrantin für Migrantin“ (ebd.: 751) bedeuten würde. Sie führt wieder die Ambivalenzen an, die dadurch entstehen, dass sie Personen, die rassistisch oder diskriminierend agieren, klar und deutlich auf ihr Verhalten aufmerksam machen möchte und ihnen sagen möchte, „dass sie sich da schon ein bisschen was überlegen“ (ebd.: 755 f.) müssten. Allerdings sei dies nicht so einfach, wie sie beschreibt:

Gleichzeitig natürlich muss ich immer mit bedenken, wenn ich mit Klientinnen unterwegs bin: Ich darf ihnen nicht schaden. Also/ich kann jetzt meine eigenen/[...] Diskussionen mit denen/mit den Beamtinnen führen/ah/ohne Rücksicht. Das geht nicht, ja. Also ich muss immer schauen/ahm/was kann ich und soll ich sagen/unter Wahrung des Respektes für alle Anwesenden und unter dem Gesichtspunkt, nicht zu schaden. (Ebd.: 757 ff.)

Es sei schwierig, in der jeweiligen Situation zu entscheiden, ob man etwas sagt oder nicht. (Ebd.: 770 ff.) Eine Beraterin* beschreibt eindrücklich, welche Strategien sie entwickelt hat, um Rassismen anzusprechen, ohne die von ihr begleiteten Migrantinnen* in eine unangenehme Situation zu bringen:

Das habe ich auch erst lernen müssen. Dass man/dass es sozusagen recht wenig bringt/ah, ahm/sofort direkt den Rassismus anzusprechen, weil die andere Partei sich dann in der Regel/das kann man in politischen Diskussionen machen und soll man, aber jetzt so im direkten Umgang, wenn man mit einer Klientin unterwegs ist, bin ich draufgekommen, hat das überhaupt gar keinen Sinn, weil die machen die Ohren zu, sobald sie das Wort hören. [...] Dann versuche ich es ihnen halt auf andere Art und Weise zu sagen, dass es schon wichtig wäre, einen bisschen respektvolleren Ton/Respekt sag ich auch nicht/das ist ganz unterschiedlich, um was es gerade geht, wo ich ihnen halt versuche klarzumachen. Es kann auch sein, dass ich das einmal einleite im Sinne von: „Haben Sie einen schlechten Tag? Haben Sie schon viel schlimme Sachen erlebt? Sie wirken sehr [lacht]/Sie sind gerade ein bisschen gereizt, gell? Aber/weiß eh/das ist/meine Klientin kann jetzt nichts dafür.“ (I1: 773 ff.)

Sie meint abschließend, dass dies die Betroffenen dann meist „besser nehmen“ (I1: 792) könnten. Generell sei es aber ein häufig auftretendes Problem, dass diskriminierend agierende Personen, wenn sie darauf angesprochen werden, „das voll abstreiten und [...] es auch gar nicht verstehen“ (I1: 396 f.).

Jene Beraterin*, die viel mit jungen Frauen* und Mädchen* arbeitet, gibt an, Mädchen* auf deren Wunsch hin in die Schule zu Gesprächen mit Lehrer_innen zu begleiten. (I2: 1225 ff.) Dies sei auch manchmal der Fall, wenn die Eltern der Mädchen* nicht Deutsch sprechen. (Ebd.: 1230) Manchmal würden auch die Eltern die Beraterinnen* fragen, ob sie in die Schule gehen könnte. (Ebd.: 1242 ff.) Dies sei häufig dann der Fall, wenn Mädchen sich diskriminiert fühlen.

(Ebd.: 1245 ff.) Die Befragte hat einen Fall in Erinnerung, als ein Mädchen von Mitschüler_innen geschlagen wurde und die Lehrerin nichts gemacht hätte. (Ebd.: 1273 ff.) Sie wäre dann hingegangen und hätte mit der Pädagogin* geredet. (I2: 1276)

Eben aufgrund der berichteten Rassismuserfahrungen sind diese Begleitungen ein wichtiger Teil der Arbeit der Beraterinnen*. Als Alternative gibt eine Beraterin* an, Klientinnen dabei zu unterstützen, sich andere Begleitpersonen, wie beispielsweise Freundinnen*, zu organisieren. (I1: 969 ff.)

Ihre Versuche, Mitarbeiter_innen von anderen Institutionen hinsichtlich ihres eigenen diskriminierenden Verhaltens zu sensibilisieren, bezeichnet eine Befragte auch als „politische Praxis“ (I1: 1101):

Also, Praxis, meine Praxis ist ja genauso das mit/ah/zumindest auf Beamtinnenebene mit Leuten zu diskutieren, die durchaus auch Entscheidungen treffen und denen jetzt auch meinen Standpunkt klarzumachen und zu versuchen, sie da auch zu beeinflussen. Das ist genauso Praxis wie meine Arbeit mit den Frauen. Ich kann das gar nicht jetzt irgendwie so trennen. Also, ja. (Ebd.: 1102 ff.)

Auch wenn ihnen von Rassismen in anderen Sozialeinrichtungen berichtet wird (I5: 424), so eine Interviewpartnerin*, würden sie und ihre Kolleginnen* Kontakt zu der Stelle aufnehmen. (Ebd.: 436). Sie beschreibt ihr Vorgehen:

Und wenn es ist nötig ist. Also wir, normalerweise bieten wir keine Begleitung an, aber je nachdem, wenn wir sehen, dass es die Frau wirklich nicht alleine schaffen kann und wenn sie denkt, dass sie irgendwie schlecht behandelt worden ist. [...] Dann können wir schon auch mit dieser Frau hingehen und mit diesen Mitarbeiterinnen dort sprechen und dann können wir auch wissen, wie die Lage ist. (Ebd.: 445 ff.)

Auf die Frage, wie die Reaktionen darauf wären, antwortet sie:

Ich gehe hin, nicht nur um mit diesen Leuten zu streiten oder so was. Ich rufe zuerst an, dann bitte ich/also, frag ich nach und dann, wenn es nötig ist, frag ich auch, ob ich mit der Klientin dorthin gehen darf. Wenn sie ja sagen dann geh ich hin und wir besprechen das zusammen. (Ebd.: 478 ff.)

Hier wird doch eine gewisse Vorsicht im Umgang mit anderen Sozialarbeiterinnen* deutlich, was an die Aussage der Interviewpartnerin* 1 erinnert, Rassismen besser nicht direkt anzusprechen, da dann der Widerstand zu groß wird. (I1: 773 ff.) Auch der das Thema abschließende Satz von Interviewpartnerin 5 „Wir tun das nur, um die Frauen wirklich zu unterstützen“ (I5: 500), impliziert, dass diese Interventionen strategisch gut überlegt sein müssen.

Weitere Strategien antirassistischen Arbeitens

Auch der Umgang mit Rassismen zwischen Migrantinnen*, die in der Beratungsstelle betreut werden, wird als Herausforderung beschrieben:

[U]nd da kommt schon auch immer wieder einmal auf ein Rassismus zwischen den Frauen. Und dann muss man sich natürlich auch immer wieder einmal überlegen: Wie gehen wir damit um? Und/ah/wir können ja nicht wegschauen. Also [lacht und seufzt] wir müssen uns auch dazu äußern und wir müssen eben versuchen/ahm/diejenigen, die jetzt gerade rassistisch abgewertet werden, zu schützen und zu unterstützen und wir können jetzt nicht sozusagen immer diejenigen, die sich gerade geäußert haben, hinauswerfen sofort, aber es muss eine Auseinandersetzung da sein und es muss Grenzen geben. Und das ist einfach nicht einfach immer wieder und gleichzeitig aber/ja, es ist notwendig. (I1: 650 ff.)

Interviewpartnerin 4 beschreibt, wie ihre eigene Identität als Mehrheitsangehörige* ins Spiel kommt, wenn sie eine Migrantin* auf deren rassistische Äußerungen aufmerksam machen will:

Das waren schon Situationen, wo ich mir gedacht hab [lacht]: ‚Ma, scheiße‘ Ahm, manchmal hab ich’s dann aber ignoriert, weil ich so das Gefühl gehabt habe, so: Es geht jetzt überhaupt nicht darum und ich kann, kann jetzt da natürlich dagegen halten/ahm/aber/Aus welcher [zögert] Position mach ich das dann wiederum, dass ich da dagegen halt? [...] Was macht das, wenn ICH jetzt in meiner Position als *weiße* Sozialarbeiterin ihr sage, wie, was/kann man natürlich auf verschiedene Arten machen, aber ja/ahm/. (I4: 569 ff.)

Sie beschreibt dann ihre Reaktion auf eine rassistische Äußerung einer Begleitperson im Beratungsetting:

Und [eine Begleitperson] hat dann halt ‚Hahaha‘ gelacht. So, und/Also meine/ahm/Reaktion war in dem Sinne nicht/ahm/verbales dagegen Halten, sondern ich hab ihn halt einfach ganz ernst angeschaut und hab nicht auf sein Lachen reagiert [...] verweigert, einfach mit ihm jetzt/ahm/mich da zu verbünden, ob der [lacht], ob der Situation. Und das ist schon angekommen auch. Also, dass es bei mir nicht ankommt, was er da grad lustig findet. Und dann hab ich a/einfach nur gesagt, weil’s vorher eigentlich um was Anderes gegangen ist, so: ‚Hey, dann gut, dann wär das geklärt.‘ (Ebd.: 586 ff.)

Damit zeigt sie eine Strategie im Umgang mit Rassismen auf, die auch anzuwenden ist, wenn gerade keine Zeit und/oder Energie für aufwendiges Dagegen-Argumentieren bleibt: die „Verweigerung“ (ebd.: 609) mitzumachen.

Eine Beraterin* berichtet, dass ein Mädchen* im Zuge einer Beratung gesagt hätte: „Ja, die Ausländerinnen, [...] die werden unsere Arbeit nehmen.“ (I2: 190 ff.) Natürlich sei ihr dann klar gewesen, dass das Mädchen das bei den Eltern gehört hätte. Schwierig sei es, schildert eine Beraterin*, Rassismen zu dekonstruieren, wenn diese im Alltag vermeintliche Bestätigung finden. Als Beispiel nennt sie die Polizeipräsenz gegen vermeintliche Drogendealer am Gürtel. Einige Mädchen* würden dann in die Beratungsstelle kommen und sagen, dass sie wieder die Drogendealer gesehen hätten. (Ebd.: 162 ff.) Sie halte ihnen dann entgegen, dass es nicht von der Hautfarbe abhängen würde, ob jemand mit Drogen dealt oder nicht, aber es sei schwierig,

weil jene, die die rassistischen Äußerungen machen, sich einfach nur durch die Präsenz Schwarzer Menschen am Gürtel bestätigt fühlen würden. (Ebd.: 173 ff.) Da sie mehrmals betont, dass diese Klischees bestätigt werden, bleibt an dieser Stelle offen, was genau die Beraterin* dazu denkt. Sie betont auch, dass nicht alle Mädchen* und Frauen*, die in die Beratung kommen, rassistisch seien. (Ebd.: 197) Beispielsweise würde sie bezüglich der Flüchtlingsthematik schon unterschiedliche Meinungen hören. (Ebd.: 198 f.) Generell arbeite sie daran, dass rassistische Sprüche weniger werden. (Ebd.: 202) Sie würde, wenn so etwas in der Arbeit auftaucht, immer nachfragen: „Aha, denkst du so?“ (Ebd.: 207 f.) Dieses Nachfragen ist ein wichtiger Teil rassismuskritischen Arbeitens. An folgendem Dialog, den eine Beraterin* schildert, macht sie das nochmals deutlich:

„Oder es kommen auch die Geschichten: ‚Ja, da kommen viele Asylantinnen [...]‘ Und ich sage: ‚Ja, wieviele?‘ ‚Zu viele.‘ [...] Aha. Wieviele?‘ ‚Zu viele.‘ ‚Hast du sie irgendwann gesehen?‘ Sie sagt: ‚Hm, nein.‘ ‚Wo sind diese zu vielen Menschen?‘ und so.“ (Ebd.: 219 ff.)

Auch die eigene Identität als Migrantin* bringt sie dabei ins Spiel, beispielsweise in der rassistisch geführten Diskussion darum, wer wem angeblich die Arbeit wegnehmen würde. Sie würde dann nachfragen, ob die betreffende Person glaubt, dass sie jemandem die Arbeit weggenommen hätte. Daraufhin würden sich die meisten einsichtig zeigen, ihr mit ihren rassismuskritischen Äußerungen recht geben und sagen: „Ja, okay, es stimmt.“ (Ebd.: 219)

Arbeiten mit der eigenen „Identität“

Aber nicht nur in Bezug auf Rassismen, sondern auch bei anderen Gesprächen setzen die Beraterinnen* teilweise bewusst ihre Identität ein – beispielsweise, um heteronormativen Vorstellungen von *Geschlecht* und Begehren etwas entgegenzuhalten und lesbische beziehungsweise queere Lebensweisen und auch andere Ästhetiken und Frauen*bilder transparent zu machen. (I2: 306 ff.) Eine Beraterin* beschreibt:

Und am Anfang hat sie mich auch gefragt, ob ich ein Mann oder Frau bin, weil ich eine/mit einer Frau zusammen bin. [...] Die hat mich gefragt, ob ich verheiratet bin. Ich habe gesagt: ‚Ahm, ja.‘ Und dann hat sie gefragt: ‚Was macht Dein Mann?‘ Ich habe gesagt: ‚Ich habe keinen Mann.‘ ‚Aha, wie ist das? Wie kann das sein?‘ [...] Ja, ich bin verheiratet mit einer Frau.‘ [imitiert das aufgeregte, empörte Schnaufen des Mädchens*], ‚Wie ist das möglich? Bist Du dann ein Mann?‘ [lacht] und dann habe ich gesagt: ‚Denk einmal, hier arbeiten nur Frauen. Wenn ich ein Mann wäre, könnte ich hier nicht arbeiten.‘ ‚Du schaust aber so aus.‘ [...] Ja, ich weiß, ich hab [...] kurze Haare, das ist für sie ein Image, das ist männlich, oder so. (Ebd.: 306 ff.)

Sie würde auch sehr persönliche Fragen gestellt bekommen: „Und (langgezogen) ich bin auch oft gefragt worden, weil ich lesbisch bin oder/wenn die das herausgefunden haben: ‚Aber wie ist das/funktioniert das?‘ und so: ‚Wer ist der Mann?‘ und solche Fragen.“ (Ebd.: 469 ff.) Auch

Interviewpartnerin 3 beschreibt, dass ihre eigene Identität in der Beratung eine Rolle spielt, da sie nicht verheiratet ist und keine Kinder hat und somit unkonventioneller leben würde als manche ihrer Klientinnen*. (I3: 665 ff.)

5.4.6.2 Gruppen und kollektive Räume als Ressource gegen Diskriminierungen (F2)

Die Eröffnung kollektiver Räume erscheint einigen Beraterinnen* wichtig. Dies entspricht auch Zehetners Sichtweise von feministischer psychosozialer Beratung. Diese will, so Zehetner, „dem problematischen Rückzug des Individuums auf sich selbst durch die Reflexion kollektiver Strategien entgegenwirken.“ (Zehetner 2012: 212)

Interviewpartnerin* 1 beschreibt, wie sie versucht, im Rahmen ihrer Arbeit solche Räume zu schaffen:

Ich meine/was/was fällt mir noch ein/mir fällt/mir fällt schon auch noch einmal ein. Zum Beispiel überlegen wir uns immer wieder, wie wir das anregen können, dass Klientinnen sich zusammenschließen können, dass sie die Möglichkeit auch haben. Wie können wir ihnen überhaupt die Möglichkeit bieten und auch die Infos einfach schlichtweg auch bieten/vielleicht auch einen Raum dazu bieten, dass sie sich selber organisieren können, zum Beispiel. Das ist schon so ein Punkt, der uns immer wieder beschäftigt. (I1: 899 ff.)

Die Umsetzung sei zwar schwierig, weil viele Migrantinnen* genug zu tun hätten mit ihren eigenen, schwierigen Lebensumständen, aber sie (die Befragte) würde sich dennoch immer wieder darum bemühen:

[E]s gibt Einzelne, die das wollen und die man halt dann dabei unterstützt. Wo man dann halt sagt: „Ja, okay, super, wir könnten dir den Raum zur Verfügung stellen, wir könnten Einzelne jetzt auch anrufen und dann fragen, ob sie Interesse haben.“ Wir dürfen ja die Daten nicht hergeben. Oder auch einfach den Raum bieten, wenn sie selber schon eine gewisse Vernetzung haben. Ja. Das ist etwas, was man immer wieder versucht. Wir sind gerade wieder dabei. [lacht] Wir sind schon gespannt, was rauskommt. [lacht] Immer zündeln. (Ebd.: 919 ff.)

Als ich nachfrage, was sie mit „zündeln“ meint, antwortet sie: „Den Funken überspringen lassen, meine ich. [...] Oder den Funken überhaupt/Den Funken, die es eh gibt, ein Bett bieten. Keine Ahnung, so was.“ (I1: 931 ff.) Dies drückt meiner Meinung nach wieder eindrücklich ein politisches Moment der Arbeit aus und ist eine schöne Metapher, um Motivationsarbeit zu beschreiben.

Gruppenarbeit und Workshops hätten auch das Ziel, dass „Zusammenwachsen“ (I2: 239), den Zusammenhalt und die Solidarität zwischen den Frauen*, die die Beratungsstelle aufsuchen zu fördern. (Ebd.: 1088) Sie sollen in den Gruppen die Möglichkeit bekommen, sich miteinander zu verbünden. (Ebd.: 416 ff.) Gruppenarbeit kann in mehrerer Hinsicht als Form antirassisti-

schen Arbeitens interpretiert werden, wenn Interviewpartnerin 2 sagt, dass die Teilnehmerinnen* in diesem Rahmen Vorurteile reflektieren könnten und so sehen würden, dass die Realität anders sei. (Ebd.: 234 ff.) Zudem würden Rassismuserfahrungen eine geteilte Erfahrung darstellen. (Ebd.: 245)

Nicht nur rassistischen Diskriminierungen, sondern auch sexistischen Frauen*bildern wollen die Beraterinnen* durch Gruppenarbeit entgegenwirken. Beispielsweise soll dem ästhetischen Schönheitsideal von Topmodels, wie es medial verbreitet wird (I2: 283 ff.) etwas entgegengesetzt werden. Die Beraterin* berichtet, dass sie erlebt, dass alle so dünn sein wollen wie Models und dass das „die Magersuchtgeschichten“ (ebd.: 295) fördern würde. Auch die Gestaltung kollektiver Räume spielt dann sprichwörtlich eine wichtige Rolle in dem Sinne, welche Bilder aufgehängt werden, welche Darstellungen von welchen Frauen* diese zeigen (ebd.: 338 ff.) und so weiter. Dies alles solle dazu beitragen, an einem stärkeren Frauen*image zu arbeiten. (Ebd.: 528 f.)

Auch Interviewpartnerin* 3 arbeitet mit Gruppen (I3: 252) und empfindet es als bereichernd für die Teilnehmerinnen*, aus der Heterogenität der Anwesenden* lernen zu können. (Ebd.: 292 f.)

Wann die eine dann erzählt, was sie stört und was ihr auffällt und die andere erzählt das wieder ganz anders und, und da kommen sie dann natürlich auch sehr viel ins Erzählen von ihrer Lebensgeschichte und von ihren Lebenslinien und/ahm/das ist eine feine, eine feine Geschichte. (Ebd.: 294 ff.)

Wenn sie davon spricht, dass es in den Gruppen darum ginge, „das Gute des Heterogenen fruchtbar zu machen“ (Ebd.: 292) kann dies als implizite, aber nicht ausschließliche Bezugnahme auf hegemoniale Diversitätsdiskurse im Sinne eines „Vielfalt als Bereicherung“ gedeutet werden. (siehe Kapitel 2.2.2.2)

5.4.6.3 Umgang mit Diskriminierungen auf struktureller Ebene (F3)

Es wurde bereits in Kategorie F beschrieben, dass die politischen Momente der Arbeit für Interviewpartnerin 1 eine wichtige Ressource darstellen und ihr dieser Aspekt auch ermöglicht, schon lange im Handlungsfeld tätig zu sein. Worin dieses politische Arbeiten bestehen kann, beschreibt sie folgendermaßen: „[W]ir haben auch die Funktion, Kritik zu üben beziehungsweise Vorschläge zu unterbreiten. Empfehlungen zu machen, Forderungen zu stellen und so weiter. Das ist schon so was wie [...] einer der wichtigen Punkte.“ (I1: 1018 ff.)

Eine Beraterin* führt aus, dass sie und ihre Kolleginnen* beispielsweise „Stellungnahmen zu Gesetzesvorschlägen“ (I3: 1097 f.) und Ähnlichem schreiben und sich so positionieren würden. Interviewpartnerin 5 beschreibt Ähnliches. Sie meint, es sei notwendig, die Meinung zu sagen, wenn es um ihre Arbeit und ihr Klientel gehen würde. (I5: 647 ff.) Sie und ihre Kolleginnen* würden rassistischen Diskursen etwas entgegenhalten und Inhalte ihrer Arbeit „nach draußen transportieren“ (Ebd.: 619 f.). Dies sei eine Form, politisch aktiv zu werden. (Ebd.: 620) Als Beispiel erzählt sie: „Es ging um Deutschkurse, wie die kritisiert werden. Und dass die Migrantinnen nicht lernen wollen.“ (Ebd.: 621 ff.) Sie hätten dann darauf aufmerksam gemacht, dass es in verschiedensten Vereinen, die DAF/DAZ²⁶²- Kurse anbieten, Wartelisten gäbe und die Frauen* deshalb keinen Platz bekommen würden. (Ebd.: 621 ff.) Folgende Aussage der Befragten* zeigt, dass sie diese Form der politischen Arbeit für ebenso wichtig hält wie die unmittelbare Beratungstätigkeit:

Nur, nur im Büro zu sitzen und natürlich die Frauen zu unterstützen, das ist auch [...] sehr wichtig/Aber wenn draußen irgendwie was gesagt wird und niemand sagt was, obwohl wir wissen schon, dass es nicht so ist/Was ist das dann? (Ebd.: 653 ff.)

Auch die Berichterstattung an ZARA²⁶³ wird als antirassistische Strategie beschrieben. (Ebd.: 274 ff.) Eine Beraterin* beschreibt diese Zusammenarbeit: „Und manchmal schicken wir schon auch unsere Fälle, die unsere Klientinnen erlebt haben und sie [Anm.: ZARA] veröffentlichen sie dann in diesen Berichten.“ (Ebd.: 275 f.)

Der politische Aspekt der Sozialen Arbeit tritt auch bei einer Aussage einer anderen Beraterin* in den Vordergrund. Sie äußert sich zu den Ökonomisierungstendenzen folgendermaßen:

Und dass find ich ganz wichtig, dass da dagegen gesteuert wird. Und dass da auch die Sozialarbeit als Profession oder als Berufsgruppe eben sagt so: ‚Hey, das sind aber nicht die Prinzipien, nach denen wir arbeiten/ahm/sollen. Ahm, ja. Weil das einfach grundsätzlich dem widerspricht, was wir tun auch.‘ Und dafür auch/ga [stammelt] ganz viel Zeit aufgewendet wird. Und ganz viel Zeit woanders fehlt, weil sie in die Zahlen und/weiß nicht was/investiert wird. Und das auch wieder ein Ressourcen wegnehmen ist von dort, wo sie eigentlich gebraucht werden. Und ein Zermahlen von frei, gemeinsam kritisch denken. So. Und auf der Ebene, auf jeden Fall, würd ich sagen, muss sich Soziale Arbeit politisch positionieren. Eben einerseits dagegen steuern gegen die, gerade diese Entwicklungen und andererseits, ja, eben auch in einem, in einem, in einem Sinne von klarer Parteilichkeit für marginalisierte Gruppen. (I4: 905 ff.)

Vernetzung, „mit anderen NGOs oder jetzt sogenannten Grassroots Organisationen auch auf internationalem/sozusagen in internationalen Zusammenschlüssen“ (I1: 1022 ff.), ist ein Bestandteil der Arbeit. Auch die Vernetzung von Migrantinnen*organisationen sei wichtig, so

²⁶² DAF/DAZ = Deutsch als Fremdsprache / Deutsch als Zweitsprache

²⁶³ ZARA steht für „Zivilcourage und Anti-Rassismus-Arbeit und ist der Name eines Vereins in Wien, der Workshops und Beratungen zum Thema anbietet und jährlich einen Rassismus-Report publiziert. (Zara 2015)

eine andere Befragte.*. (I5: 665 ff.) Ich vermute, dass dies hinsichtlich der Sensibilisierung auf das Thema Rassismus von besonderer Bedeutung ist. Die Beraterin* sagt, dass teilweise mit andern Einrichtungen Projekte realisiert werden. (Ebd.: 671 f.) „Und politisch aktiv, wenn es sein muss, sind wir auch.“ (Ebd.: 672 f.)

Es zeigt sich, dass auch Einstellungspolitiken politische Signale nach Außen sind. Darüber hinaus können durch die bevorzugte Einstellung von Migrantinnen* für qualifizierte Menschen, die am rassistisch segmentierten Arbeitsmarkt weniger Jobchancen haben als Angehörige der Dominanzgesellschaft, Arbeitsplätze geschaffen werden. Einstellungspolitiken können so ein Handeln gegen Diskriminierungen darstellen. Eine Mitarbeiterin* erläutert beispielsweise, warum es ihrer Institution wichtig war, eine Schwarze Frau* als Beraterin* anzustellen:

Wir wollen das einfach haben als Zeichen nach außen: Es ist nicht wahr, dass es keine qualifizierten Schwarzen Frauen gäbe. [...] Und das ist schon so eine politische Frage auch: Was gebe ich da nach außen zu verstehen damit und was hat die dann für eine Position und wie/ja. (I1: 731 ff.)

Dies entspricht auch der Forderung von FeMigra (2004: 25). Generell wird politische Arbeit als sehr wichtig empfunden. (I1: 981) Auf das selbstbestärkende Moment und die Bedeutung des gemeinsamen Kampfes für die Belastbarkeit in der Arbeit wurde bereits im Rahmen von Kategorie F eingegangen.

Abschließend sei an dieser Stelle noch erwähnt, dass eine Beraterin* auch das gemeinsame Feiern als „subversive Praxis“ (I1: 994) empfindet. Das gefällt mir sehr gut, denn ich empfinde das als ein gemeinsames Bestärken darin, den gesellschaftlichen Verhältnissen zu trotzen.

6 Resümee und Ausblick

Ausgangspunkt für diese Arbeit war die Frage nach Rassismen und deren Intersektionen mit Sexismen in der Sozialen Arbeit, im Speziellen im Feld der Migrantinnen*beratung in Österreich. Der Fokus lag dabei nicht auf den von Diskriminierung Betroffenen, sondern auf dem Umgang der Migrantinnen*beraterinnen* mit Diskriminierungen und auf ihrer Verortung gegenüber den Frauen*, mit denen sie arbeiten. Von besonderem Interesse waren dabei *Othering*-Prozesse, aber auch Ansätze feministischen und rassismuskritischen Arbeitens. Diesen Fragen wurde durch Literaturrecherche und Interviews mit fünf Beraterinnen* nachgegangen. Im Folgenden möchte ich jene Aspekte, die mir zentral erscheinen, noch einmal kurz zusammenfassen.

Umgang mit Differenz

Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein, die dieser Masterarbeit ihren Titel gab, zieht sich wie ein roter Faden durch alle Kapitel. Sie spiegelt sich in der Kritik an der Tabuisierung von Rassismen in der Sozialen Arbeit (siehe Kapitel 2) und in den Diskussionen um verschiedene Begrifflichkeiten (siehe Anhang) ebenso wider wie in den Interviewteilen, in denen Beraterinnen* auf kulturalisierende, essentialistische Beschreibungen zurückgreifen, um soziale Probleme von Migrantinnen* zu beschreiben (siehe Kategorie D1). Die damit einhergehende „Reifizierung von ‚race‘“ (Lewis 1996a: 46, Übersetzung T. F.) geschieht allerdings nicht nur in individuellen Aussagen von Beraterinnen*, sondern ist (Neben)Produkt vieler psychosozialer Angebote, die sich an Migrantinnen* als Zielgruppe richten. Dies stellt die Soziale Arbeit vor Herausforderungen. Angebote immer nur auf bestimmte, vorab definierte und somit auch konstruierte, Menschengruppen auszurichten und davon auszugehen, dass diese determinierte Probleme hätten, reproduziert rassistische, sexistische und klassistische Stereotype. (Vgl. Lewis 1996b: 113) Andererseits kann die Schaffung spezieller Angebote für benachteiligte Gruppen gesellschaftlichen Ungleichbehandlungen entgegenwirken, was beispielsweise für die Schaffung spezifischer Beratungsstellen für Migrantinnen* und Frauen* spricht. Alle Menschen gleich zu behandeln würde bedeuten, unterschiedliche Verletzlichkeiten gegenüber Gewalt und Diskriminierung auszublenden: „Denn Gleichheit in Dominanzverhältnissen bedeutet immer, den herrschenden Lebensstil zum Maßstab zu machen.“ (Rommelspacher 1995: 141) Soziale Arbeit ist somit von dem Dilemma, Differenzen anzuerkennen, ohne diese zu reproduzieren, geprägt.

Soziale Arbeit als politische Arbeit

Strebt Soziale Arbeit tatsächlich, wie im Berufsbild festgelegt, Soziale Gerechtigkeit an (OBDS 2004: 2), so muss sie in der Migrationsgesellschaft auch Arbeit gegen Rassismus beinhalten. Ich teile Ljubomir Bratićs Verständnis von Antirassismus als politischem Antirassismus, der „eine Arbeit an den Veränderungen der Strukturen der Gesellschaft“ (Bratić 2010: 16) impliziert und plädiert dafür, in diesem Sinne auch Soziale Arbeit als politisch zu begreifen. In Ausbildungen und in der Fachliteratur wird häufig auf die Definition Sozialer Arbeit als Menschenrechtsprofession Bezug genommen. (Staub-Bernasconi 2008) Diese Rahmung ist aus verschiedenen Gründen unzureichend. Die Menschenrechtskonvention stellt zwar einen Bezugspunkt für Soziale Arbeit bezüglich der Forderung einer Gleichbehandlung von Menschen dar, gleichzeitig ist sie aber kritisch zu betrachten. Menschenrechte sollen universell sein, bleiben aber

ohne Wirkung, wenn sie ungenügend in nationalen und internationalen Gesetzgebungen berücksichtigt werden. In vielen Fällen wird derzeit die Menschenrechtskonvention, zumindest teilweise, außer Kraft gesetzt (vgl. Brickner 2016) und es sind „oft die Staaten selbst [...], die Menschenrechte missachten.“ (Oberlies 2015: 6) Soziale Arbeit ist in nationalstaatliche Konzepte eingebettet und kann, wie in Kapitel 2 ausführlich erläutert wurde, ebenfalls zur Verletzung von Menschenrechten beitragen. (Vgl. ebd.: 8) Zudem ist eine bloße Gleichbehandlung von Menschen angesichts ungleicher Vulnerabilitäten unzureichend. Die gegenwärtige Abschottung Europas gegenüber Geflüchteten braucht radikalere Gegenpositionierungen.

Mit der Enttäuschung darüber, dass diese Positionierung auch seitens der Sozialarbeit kaum stattfindet, ging ich in die Forschung. Deshalb war es für mich überraschend, mit welcher Deutlichkeit einige Interviewpartnerinnen* rassistische gesellschaftliche Zustände ansprachen. (siehe Kategorie A) Es zeigte sich, dass die Empörung, die sie über diese Ungerechtigkeiten äußerten, in engem Zusammenhang mit der Solidarisierung mit den Betroffenen steht und in vielen Fällen Anlass für ein Handeln gegen Diskriminierung ist. (siehe Kategorien C3 und F). Auch die Aktivistinnen* der Migrantinnen*selbstorganisation maiz gehen davon aus, dass ethische Empörung notwendig ist, wenn wir unser Denken und Handeln entkolonialisieren wollen. (vgl. maiz o. J.) Meine Interviewpartnerinnen* bezeichnen ihre Arbeit darüber hinaus auch klar als politisch. (siehe Kategorie E1)

Auf struktureller Ebene müsste die Anerkennung von Sozialer Arbeit als politischer Arbeit beinhalten, dass Raum für Reflexivitätsprozesse geschaffen werden muss und sich Teams gegenüber Nicht-Mehrheitsangehörigen öffnen.

Professionelle Reflexivität

Der in dieser Arbeit verwendete Reflexivitätsbegriff beinhaltet zwei wesentliche Aspekte: Einerseits bedeutet er die Auseinandersetzung mit den eigenen Verstrickungen in gesellschaftliche Verhältnisse und der Kompliz_innenschaft mit Herrschaftssystemen. Darüber hinaus impliziert er, im Sinne Mecherils, das Umgehen mit der eingangs erwähnten Spannung, Zuschreibungen wie jene aufgrund des Geschlechts oder der Migrationserfahrung dekonstruieren zu wollen und gleichzeitig diese vermeintlichen Identitätsaspekte als Ausgangspunkt des sozialarbeiterischen Arbeitens zu nehmen. (Mecheril 2010c: 186 ff.)

Da Soziale Arbeit Beziehungsarbeit ist, sind die Persönlichkeit der Beraterin* und der Grad ihrer Auseinandersetzung mit Diskriminierungen maßgeblich für die Qualität der Arbeit. Ein

feministisches und rassismuskritisches Einrichtungskonzept ist noch kein Garant für ein eben- solches Arbeiten. Deshalb müssen sowohl in den Ausbildungen als auch an den Arbeitsplätzen Rahmenbedingungen geschaffen werden, die Reflexionsprozesse begünstigen. Gaitanides stellt allerdings fest, dass in psychosozialen Ausbildungen Rassismuskritik als Ausbildungsinhalt und Querschnittsmaterie nicht genügend berücksichtigt werden. (Gaitanides 2004: 36) Auch die Aktivistinnen* von FeMigra fordern, dass die Auseinandersetzung mit Rassismus als Aus- bildungsinhalt in sämtliche Curricula einfließen muss. (FeMigra 2004: 25) Darüber hinaus wä- ren dringend mehr Forschungsgelder im Bereich der kritischen Sozialarbeit notwendig, um For- schungslücken, wie jene zu historische und gegenwärtige Rassismen im Arbeitsfeld (siehe Ka- pitel 2), zu füllen.

Reflexivität braucht Zeit und Sicherheit, weshalb sie nicht mit Ökonomisierungen des Sozialen vereinbar ist. Wie Seithe feststellt, trauen sich viele Sozialarbeiter_innen nicht, Kritik zu üben, weil sie Angst vor einem Arbeitsplatzverlust haben. (Seithe 2012: 18) Soziale Arbeit ist ein vergeschlechtlichtes und vergleichsweise schlecht bezahltes Arbeitsfeld. (siehe Kapitel 2. 3). Frauen* sind zudem von Arbeitsplatzverlusten unter Umständen stärker betroffen, wenn sie beispielsweise alleinerziehend sind. Projektfinanzierungen und befristete Dienstverhältnisse verringern das Gefühl einer Arbeitsplatzsicherheit. Insbesondere jene Institutionen, deren Auf- gabengebiet sich primär auf die Verwaltung von Menschen beschränkt, haben kein Interesse an der Anstellung kritischer Sozialarbeiter_innen. Mecheril stellt fest, dass der erstrebenswerte „reflexive, professionelle Habitus“ (Mecheril 2010: 191) nur in einem reflexiven professionel- len Feld gefördert wird und Sinn macht. (Ebd.)

Reflexivität braucht aber auch noch eine andere Form von Sicherheit, nämlich jene, über eigene Vorurteile im Team reden und diese kritisch besprechen zu können, ohne sofort von Teamkol- leg_innen denunziert zu werden. Dies setzt voraus, dass Teambesprechungen und Supervisio- nen als geschützte Orte wahrgenommen werden, die Möglichkeiten zur Reflexion bieten. Damit die eigenen blinden Flecken bezüglich Rassismen aber überhaupt wahrgenommen werden, ist es nötig, dass nicht nur oder nicht primär Angehörige der Dominanzgesellschaft in der Sozialen Arbeit tätig sind.

Öffnung der Teams

Eine Öffnung der Teams von Sozialeinrichtungen gegenüber Migrant_innen und Rassismus betroffenen sowie die Anerkennung von deren Erfahrungswissen wäre eine wichtige rassismuskritische Intervention. Bisher wird dem allerdings noch zu wenig Beachtung geschenkt.

Es zeigt sich in den Interviews, dass allen Interviewpartnerinnen* wichtig ist, dass Frauen* mit Frauen* arbeiten. (siehe Kategorie E1) Das Erfahrungswissen, das mit weiblicher* Sozialisationserfahrung einhergeht, wird respektiert und als wertvolle Ressource für die Beratungsarbeit anerkannt. Erstaunlicherweise geht diese Anerkennung nicht mit einer Anerkennung des Erfahrungswissens von Migrantinnen* einher. Während nicht infrage gestellt wird, dass Frauen* Frauen* beraten sollen, wird der folgerichtige Schluss, dass Migrantinnen* Migrantinnen* beraten sollen (vgl. Prasad 1994: 32; FeMigra 2004: 25), selten gezogen.²⁶⁴

Erfahrungen als Wissen anzuerkennen ist eine grundlegende feministische Forderung. Die Erkenntnis, dass das Persönliche politisch ist, gilt für Rassismuserfahrungen ebenso wie für Sexismuserfahrungen. Da nach wie vor hauptsächlich Mehrheitsangehörige in der Sozialen Arbeit tätig sind, wäre deshalb zur Erhöhung der Anteile von Migrantinnen* in Teams auch eine Quotenregelung, wie sie beispielsweise in einem Berliner Frauenhaus eingeführt wurde (Aktas 1993: 53), eine Überlegung wert und hätte dieselbe Legitimation wie Frauen*quoten. Problematisch bei beiden ist, dass sie an essentialistische Vorstellungen davon, wer Migrantin* oder wer Frau* ist, geknüpft sind. Eine dichotome Gegenüberstellung von Migrantinnen* und Mehrheitsangehörigen bedient rassistische und kulturalisierende Stereotype. Der Forderung von FeMigra (2004)²⁶⁵ würde ich deshalb nicht in dem Sinne zustimmen, dass ausschließlich Migrantinnen* in der Arbeit mit Migrantinnen* tätig sein sollten. Auch meine Interviewpartnerinnen* lehnen dies ab. (siehe Kategorie E3) Dennoch hat mich die Deutlichkeit, mit der manche Befragten die FeMigra-Forderung zurückweisen, erstaunt. Es könnte auch mein eigenes *Weißsein* als Forscherin* der Grund dafür sein, dass Interviewpartnerinnen*, die sich selbst als Migrantinnen* bezeichnen, ihre mehrheitsangehörigen Arbeitskolleginnen* verteidigt haben. Denn angesichts rassistischer und sexistischer Arbeitsteilungen ist die Forderung nach der verstärkten

²⁶⁴ Eine andere Möglichkeit wäre es, identitätspolitische Einstellungspraxen allgemein aufzugeben. Bettina Zehetner argumentiert, dass ähnliche Lebenserfahrungen nicht alleine aufgrund des geteilten Geschlechtes Frau* vorausgesetzt werden können und auch Männer* unter Umständen in der Lage seien, feministisch zu beraten. (Zehetner 2012: 239)

²⁶⁵ Die Forderung, die „[a]lle mehrheitsösterreichischen Mitarbeiter/innen in Migrant/innen-organisationen“ (FeMigra 2004: 25) gerichtet wird, lautet: „Tretet eure Arbeitsplätze an Migrant/innen ab. Eure Arbeitsplätze sollen adäquat durch Migrant/innen besetzt werden.“ (Ebd.)

Anstellung von Migrantinnen* legitim. Für eine Quotenregelung spräche zudem, dass Privilegien in der Regel nicht freiwillig abgegeben werden und infrage gestellt werden darf, ob Mehrheitsangehörige genügend dafür Sorge tragen, dass sich Teamzusammensetzungen ändern. (siehe Kapitel 3.3)

Das wichtigste Argument ist aber die Anerkennung von Erfahrungswissen, das bereits angesprochen wurde. Das Erfahrungswissen, welches mit Migrationsprozessen und/oder Rassismusbetroffenheit einhergeht, sollte ebenso wertgeschätzt werden wie geschlechtsspezifische Sozialisationserfahrung. Schließlich wird auch das Erfahrungswissen von Männern* in der Sozialen Arbeit anerkannt. Insbesondere in der Jugendarbeit wird davon ausgegangen, dass Jungen* Männer* als Rollenvorbilder brauchen. Dies hat zur Folge, dass in vielen Stellenausschreibungen darauf hingewiesen wird, dass Männer* „aus teamparitätischen Gründen“ bevorzugt angestellt werden. Da gleichzeitig aber immer noch mehr Frauen* in den Ausbildungen sind, sind viele Männer* im Sozialbereich nicht annähernd so gut qualifiziert wie die meisten Frauen* und kommen dennoch leichter an Arbeitsstellen. Über diese unausgesprochene Männer*quote, die in der Sozialen Arbeit existiert und über essentialistische Zuschreibungen von Männlichkeit* funktioniert, wird aber kaum diskutiert. Die Qualifikation von Migrant_innen und die Sinnhaftigkeit ihrer Anstellung steht hingegen dauernd zur Diskussion.

Zur Notwendigkeit eines feministischen Antirassismus

Ein Ergebnis der Analyse der Interviews war, dass Feminismus und Antirassismus nicht automatisch miteinander in Verbindung gebracht werden. Die Frage nach der politischen Verortung der Institution zeigt, dass eine rassismuskritische Grundhaltung nicht in derselben Art und Weise vorausgesetzt wird wie eine feministische. (siehe Kategorie E1) Damit wird deutlich, dass Sexismus und Rassismus häufig in Hierarchie zueinander gesetzt werden, anstatt sie als die Folge einer Verschränkung von Herrschaftsverhältnissen zu sehen. Diese Kluft spiegelt sich auch in der sozialarbeiterischen Fachliteratur wider, in der in der Regel Rassismuskritik zu kurz kommt und die Intersektion von Sexismen und Rassismen zu wenig thematisiert wird. Feministische und postkoloniale Theorien stellen eine gute Ergänzung dar, um Soziale Arbeit als politisch zu kontextualisieren und um neue Anregungen für feministisches und antirassistisches Arbeiten zu finden. Da unterschiedliche Formen von Diskriminierung miteinander verknüpft sind, müssen auch die Interventionen dagegen sowohl rassismuskritisch als auch feministisch sein.

7 Quellen- und Interviewverzeichnis

7.1.1 Quellenverzeichnis

Adefra (2015): Generation Adefra. <http://www.adebra.de/index.php>. [Zugriff: 9. 12. 2015].

Ahmed, Sara (2012): *On being included. Racism and Diversity in Institutional Life*. Durham / London: Duke University Press.

Aktaş, Gülşen (1993): „Türkische Frauen sind wie Schatten“. Leben und Arbeiten im Frauenhaus. In: Hügel, Ika u. a. (Hg.): *Entfernte Verbindungen. Rassismus. Antisemitismus. Klassenunterdrückung*. Berlin: Orlanda Frauenverlag. 49–60.

Alice Salomon Archiv der ASH Berlin (2012): Charlotte Dietrich. Die Volkspflegerin als Volkserzieherin. Schulungsbrief für die Volkspflegerinnen im öffentlichen Dienst. Kattowitz 1943. <https://www.yumpu.com/de/document/view/32611790/der-schulungsbrief-von-charlotte-dietrich-alice-salomon-archiv>. [Zugriff: 13. 5. 2016].

Amesberger, Helga; Auer, Katrin; Halbmayer, Brigitte (2004): *Sexualisierte Gewalt. Weibliche Erfahrungen in NS-Konzentrationslagern*. Wien: Mandelbaum.

Amesberger, Helga; Halbmayer, Brigitte (2008): *Das Privileg der Unsichtbarkeit. Rassismus unter dem Blickwinkel von Weißsein und Dominanzkultur*. Wien: Braumüller.

Arndt, Susan (2009): Weißsein. Die verkannte Strukturkategorie Europas und Deutschlands. In: Eggers, Maureen Maisha; Kilomba, Grada; Piesche, Peggy; Arndt, Susan²⁶⁶(Hg.): *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*. Münster: Unrast. 24–28.

Arndt, Susan (2015): Rassismus. In: Arndt, Susan; Ofuatey-Alazard, Nadja (Hg.): *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk*. Münster: Unrast. 37–43.

Ayim, May (2012): Das Jahr 1990: Heimat und Einheit aus afro-deutscher Perspektive. In: Piesche, Peggy (Hg.): *Euer Schweigen schützt euch nicht. Audre Lorde und die Schwarze Frauenbewegung in Deutschland*. 53–68.

Baig, Samira (2008): Diversity und Ausschluss. In: Bakic, Josef; Diebäcker, Marc; Hammer, Elisabeth (Hg.): *Aktuelle Leitbegriff der Sozialen Arbeit. Ein kritisches Handbuch*. Wien: Löcker. 91–105.

Baker, Jean H. (2002): Introduction. In: Baker, Jean. (Ed.): *Votes for Women. The Struggle for Suffrage Revisited*. New York: Oxford University Press.

Bakic, Josef; Diebäcker, Marc; Hammer, Elisabeth (2007): Wiener Erklärung zur Ökonomisierung und Fachlichkeit in der Sozialen Arbeit. http://kriso.at/wp-content/uploads/2015/01/wienererklaerung_04062007_1_.pdf. [Zugriff: 16. 6. 2015].

Bakic, Josef; Diebäcker, Marc; Hammer, Elisabeth (2008a): Vorwort. In: Bakic, Josef; Diebäcker, Marc; Hammer, Elisabeth (Hg.): *Aktuelle Leitbegriffe der Sozialen Arbeit. Ein kritisches Handbuch*. Wien: Löcker. 7–10.

²⁶⁶ Die Reihenfolge der Aufzählung der Autorinnen* in nicht alphabetischer Reihenfolge ist eine politische Entscheidung der Autorinnen.

Bakic, Josef; Diebäcker, Marc; Hammer, Elisabeth (2008b): Kritische Soziale Arbeit als immer schon recht kritische Sozialarbeit?! http://kriso.at/wp-content/uploads/2015/01/BUTA_SIOE_KritischeSozialeArbeit.pdf [Zugriff: 10. 6. 2015].

Balibar, Étienne (1998): Gibt es einen „Neo-Rassismus“? In: Balibar, Étienne; Wallerstein, Immanuel (Hg.): *Rasse, Klasse Nation. Ambivalente Identitäten*. Hamburg: Argument. 23–38.

Baron u. a. (2015): „Daten für Taten: Indikatoren für Inklusion“ Die flüchtlingsspezifische Inklusionschart (IC_flü). <http://soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/view/363/626>. [Zugriff: 22. 9. 2015].

Bauer, Ullrich; Irdem, Gülcan; Körner, Wilhelm (2013a) (Hg.): *Psycho-soziale Beratung von Migranten*. Stuttgart: Kohlhammer.

Bauer, Ullrich; Irdem, Gülcan; Körner, Wilhelm (2013b): Migration und Beratung – Eine eröffnende Perspektive. In: Bauer, Ullrich; Irdem, Gülcan; Körner, Wilhelm (Hg.): *Psycho-soziale Beratung von Migranten*. Stuttgart: Kohlhammer. 15–38.

Beauvoir, Simone de (2003) [1949]: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Reinbek: Rowohlt.

Bhabha, Homi K. (2007) [1994]: *Die Verortung der Kultur*. Tübingen: Stauffenburg.

Bishop, Anne (2015) [1994]: *Becoming an Ally. Breaking the Cycle of Oppression in People*. Halifax/Winnipeg: Fernwood Publishing.

BMEIA (Bundesministerium für Europa, Integration und Äußeres) (2015): Das Ministerium. <http://www.bmeia.gv.at/das-ministerium/>. [Zugriff: 22. 9. 2015].

BMI (Bundesministerium für Inneres) (o. J.): Integrationsvereinbarung. <http://www.migration.gv.at/de/leben-und-arbeiten-in-oesterreich/rahmenbedingungen-der-integration/integrationsvereinbarung.html>. [Zugriff: 5. 4. 2016].

Böllert, Karin; Karsunky, Silke (2008) (Hg.): *Genderkompetenz in der Sozialen Arbeit*. Wiesbaden: Springer VS.

Bojadžijev, Manuela; Karakayalı, Serhat (2007): Autonomie der Migration. 10 Thesen zu einer Methode. In: Transit Migration Forschungsgruppe (Hg.): *Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas*. Bielefeld: transcript. 209–215.

Bratić, Ljubomir (2010): *Politischer Antirassismus. Selbstorganisation, Historisierung als Strategie und diskursive Interventionen*. Wien: Löcker.

Brückner, Irene (2016): Amnesty: Asylbergrenze ist Aushöhlung der Menschenrechte. 23. 2. 2016. <http://derstandard.at/2000031638062/Amnesty-Asylbergrenze-ist-Aushoehlung-der-Menschenrechte>. [Zugriff: 15. 4. 2016].

Brückner, Margrit (2008a): Profession und Geschlecht. In: Bakic, Josef; Diebäcker, Marc; Hammer, Elisabeth (Hg.): *Aktuelle Leitbegriff der Sozialen Arbeit. Ein kritisches Handbuch*. Wien: Löcker. 185–199.

Brückner, Margrit (2008b): Geschlechterverhältnisse und Soziale Arbeit: „De“- und „Re“-Gendering als theoretische und praktische Aufgabe. http://www.forschungsnetzwerk.at/downloadpub/2008_gender_sozialarbeit_brueckner.pdf. [Zugriff: 27. 1. 2016].

Brückner, Margrit (2012): Soziale Arbeit mit Frauen und Mädchen. Auf der Suche nach neuen Wegen. In: Thole, Werner (Hg.): *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch*. Wiesbaden: Springer VS 549–558.

Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (2015): Integrationskurse.
<http://www.bamf.de/DE/Willkommen/DeutschLernen/Integrationskurse/integrationskurse-node.html>. [Zugriff: 2. 2. 2016].

Bundesgesetz über die Gleichbehandlung (Gleichbehandlungsgesetz-GLBG) (2004)
https://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblAuth/BGBLA_2004_I_66/BGBLA_2004_I_66.html. [Zugriff: 4. 4. 2016].

Bundeskanzleramt (2015): Nachweis von Deutschkenntnissen („Deutsch vor Zuwanderung“).
<https://www.help.gv.at/Portal.Node/hlpd/public/content/12/Seite.120260.html>. [Zugriff: 22. 9. 2015].

Burton, Antoinette (1994): *Burdens of History. British Feminists, Indian Women, and Imperial Culture, 1865 –1915*. The University of North Carolina Press.

Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Caixeta, Luzenir (2007): Politiken der Vereinbarkeit verqueren oder „... aber hier putzen und pflegen wir alle“. Heteronormativität, Einwanderung und alte Spannungen der Reproduktion. In: Bankosegger, Karoline; Forster, Edgar (Hg.): *Gender in Motion. Genderdimensionen der Zukunftsgesellschaft*. Wiesbaden: Springer VS. 77–92.

Care (2015): Mensch sein: Demonstration 31. 8. in Wien. <https://www.care.at/news-room/news/8558-mensch-sein-demonstration-31-8-in-wien>. [Zugriff: 13. 12. 2015].

Castro Varela, María do Mar (2005): Interkulturelle Kompetenz – ein Motor struktureller Veränderungen? http://www.forschungsnetzwerk.at/downloadpub/mare_berufliche_foerderung_migration_integration.pdf. 5–10. [Zugriff: 14. 4. 2016].

Castro Varela, María do Mar (2007): Verlernen und die Strategie des unsichtbaren Ausbeserns. Bildung und Postkoloniale Kritik. <http://www.igbildendekunst.at/bildpunkt/2007/wi-derstand-macht-wissen/varela.htm>. [Zugriff: 5. 2. 2016].

Castro Varela, María do Mar (2010): Un-Sinn: Postkoloniale Theorie und Diversity. In: Kessl, Fabian; Plößer, Melanie (Hg.): *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen*. Wiesbaden: Springer VS. 249–262.

Castro Varela, María do Mar (2013): *Ist Integration nötig? Eine Streitschrift von María do Mar Castro Varela*. Berlin: Verlag des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge e. V.

Castro Varela, María do Mar; Dhawan, Nikita (2003): Postkolonialer Feminismus und die Kunst der Selbstkritik. In: Gutiérrez Rodríguez, Encarnación; Steyerl, Hito (Hg.): *Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik*. Münster: Unrast. 270–290.

Castro Varela, María do Mar; Dhawan, Nikita (2005): *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*. Bielefeld: transcript.

Castro Varela, María do Mar; Dhawan, Nikita (2010): Mission Impossible: Postkoloniale Theorie im deutschsprachigen Raum? In: Reuter, Julia; Villa, Paula-Irene (Hg.): *Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Interventionen*. Bielefeld: transcript. 303–329.

Castro Varela, María do Mar; Dhawan, Nikita (2015): *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*. 2., komplett überarbeitete und erweiterte Auflage. Bielefeld: transcript.

Castro Varela, María do Mar; Mecheril, Paul (2010): Grenze und Bewegung. Migrationswissenschaftliche Klärungen. In: Mecheril, Paul u. a. (Hg.): *Migrationspädagogik*. Weinheim/Basel: Beltz. 23–53.

Castro Varela, María do Mar; Vogelmann, Silvia (1998): Zwischen Allmacht und Ohnmacht – Überlegungen zur psychosozialen Beratung mit weiblichen Flüchtlingen. In: Castro Varela, María do Mar; Schulze, Sylvia; Vogelmann, Silvia; Weiß, Anja (Hg.): *Suchbewegungen. Interkulturelle Beratung und Therapie*. Tübingen: Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie. 233–245.

Chwistek, Peter (2013): Obdachlose EU-Bürger_innen und die Wiener Wohnungslosenhilfe. Eine Bestandsaufnahme. <http://soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/view/291/486>. [Zugriff: 25. 1. 2016].

Combahee River Collective (1977): The Combahee River Collective Statement. <http://circuitous.org/scraps/combahee.html>. [Zugriff: 18. 11. 2015].

Costa, Rosa (2015): Geschlechtssensible Jugendarbeit in der Praxis. Ein Bericht aus dem Jugendzentrum Come In. In: *SiO: Sozialarbeit in Oesterreich, Zeitschrift für Soziale Arbeit, Bildung und Politik*, Heft 1, 42–45.

Crenshaw, Kimberlé (1989): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics. In: *University of Chicago Legal Forum*, Iss. 1, 139–167.

Cross, Tia u. a. (1982): Face-to-Face, Day-to-Day-Racism CR. In: Hull, Gloria T.; Scott, Patricia Bell; Smith, Barbara (Hg.): *All the Women Are White, All the Blacks Are Men, But Some of Us Are Brave. Black Women's Studies*. New York: The Feminist Press. 52–56.

Czollek, Leah C. (1998): Sehnsucht nach Israel. In: Castro Varela, María do Mar; Schulze, Sylvia; Vogelmann, Silvia; Weiß, Anja (Hg.): *Suchbewegungen. Interkulturelle Beratung und Therapie*. Tübingen: Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie. 39–47.

Danckwortt, Barbara (1998): Sozialarbeit mit „Zigeunern“? -Ein historisch vorbelastetes Verhältnis. In: Castro Varela, María do Mar; Schulze, Sylvia; Vogelmann, Silvia; Weiß, Anja (Hg.): *Suchbewegungen. Interkulturelle Beratung und Therapie*. Tübingen: Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie. 73–108.

Danius, Sara; Jonsson, Stefan; Spivak, Gayatri Chakravorty (1993): An Interview with Gayatri Chakravorty Spivak. 24-50. http://shifter-magazine.com/wp-content/uploads/2015/09/Spivak_Interview.pdf. [Zugriff: 26. 5. 2016].

Davis, Angela (1982): *Rassismus und Sexismus. Schwarze Frauen und Klassenkampf in den USA*. Berlin: Elefanten Press.

De Jong, Sara (2009): Constructive Complicity Enacted? The Reflections of Women NGO and IGO workers on their Practices. In: *Journal for Intercultural Studies*, Iss. 4, 387–402.

De Jong, Sara (2010) *Performing Global Citizenship: Women NGO Workers' Negotiations of Complicities in their Work Practices*. PhD thesis. University of Nottingham.

De Jong, Sara (2015): Female migrants as ‘Mediators between Two Worlds’: Spatial-Temporal Articulations of Intersectional Positions, *Journal of Diversity and Gender Studies (Di-GeSt)*; Iss. 2.

Dean, Jasmin (2015): Person / People of Colo(u)r. In: Arndt, Susan; Ofuatey-Alazard, Nadja (Hg.): *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk*. Münster: Unrast. 597–607.

Degele, Nina; Winker, Gabriele (2009): *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld: transcript.

Deleuze, Gilles; Foucault, Michel (1977): Die Intellektuellen und die Macht. Ein Gespräch zwischen Michel Foucault und Gilles Deleuze. In: Deleuze, Gilles; Foucault, Michel: *Der Faden ist gerissen*. Berlin: Merve.

Demny, Oliver (1996): *Die Wut des Panthers. Schwarzer Widerstand in den USA*. Münster: Unrast.

Demny, Oliver (2001). *Rassismus in den USA. Historie und Analyse einer Rassenkonstruktion*. Münster: Unrast.

derStandard.at (2016): Haslauer will niedrigere Mindestsicherung für Flüchtlinge. 10. 1. 2016. <http://derstandard.at/2000028782282/Haslauer-fuer-niedrigere-Mindestsicherung-fuer-Fluechtlinge>. [Zugriff: 25. 1. 2016].

DGB-Bildungswerk Thüringen e. V. (2008): Plädoyer für eine Synthese antirassistischer und interkultureller Bildungsarbeit. <http://www.baustein.dgb-bwt.de/A/Plaedoyer.html>. [Zugriff: 14. 8. 2015].

Dhawan, Nikita (2009): Zwischen Empire und Empower. Dekolonisierung und Demokratisierung. *Femina Politica: Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft*, Heft 2. 52–63.

Diebäcker, Marc (2014): *Soziale Arbeit als staatliche Praxis im städtischen Raum*. Wiesbaden: Springer VS.

Diebäcker, Marc; Hammer, Elisabeth (2009): Zur Rolle von Sozialer Arbeit im Staat. Skizzen aus regulationstheoretischer und Foucault'scher Perspektive. http://www.beigewum.at/wordpress/wp-content/uploads/2009_3_011-25.pdf. [Zugriff: 21. 6. 2015].

Diebäcker, Marc u. a. (2009a): Neoliberale Strategien und die Regulierung sozialer Organisationen im lokalen Staat. Politischen [sic!] zur Depolitisierung und Deprofessionalisierung der Sozialen Arbeit–Teil I. <http://soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/view/150/212>. [Zugriff: 19. 9. 2015].

Diebäcker, Marc u. a. (2009b): Zeugnisse alltäglichen Leidens in Sozialen Organisationen. Von der Ökonomisierung des Politischen zur Depolitisierung und Deprofessionalisierung der Sozialen Arbeit–Teil II. <http://soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/view/168/242>. [Zugriff: 19. 9. 2015].

Dieng, Moussa (2013): Rassismus in der Praxis der Sozialarbeit. <http://www.interkulturelle-woche.de/print/hefteintrag/2013/wer-offen-ist-kann-mehr-erleben/rassismus-der-praxis-der-sozialarbeit> [Zugriff: 14. 8. 2015].

dieStandard.at (2008): „Wir brauchen so einen Begriff nicht.“ 8. 8. 2008. <http://derstandard.at/1216918884170/Wir-brauchen-so-einen-Begriff-nicht>. [Zugriff: 10. 12. 2015].

dieStandard.at (2014): FPÖ beantragt Verbot von Ganzkörperschleier. 2. 7. 2014. <http://derstandard.at/2000002576019/FPOe-beantragt-Burkaverbot>. [Zugriff: 10. 12. 2015].

die Türkis Rosa Lila Villa (2015): Nachruf Hande Öncü. <http://dievilla.at/nachruf-hande-oncu/>. [Zugriff: 23. 9. 2015].

Dirim, İnci u. a. (2014): Einleitend zum Projektzusammenhang. In: maiz (Hg.): [d_a_] *Deutsch als Zweitsprache. Ergebnisse und Perspektiven eines partizipativen Forschungsprozesses*. Linz: Eigenverlag. 124–129.

Duttweiler, Stefanie (2004): Beratung. In: Bröckling, Ulrich; Krasmann, Susanne; Lemke, Thomas (Hg.): *Glossar der Gegenwart*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 23–29.

Ebner, Elisabeth Maria (2009): *Migrant/innenbilder von Sozialarbeiter/innen. Eine kritische Analyse von Wahrnehmungs- und Darstellungsmustern bezüglich Menschen mit Migrationshintergrund unter Sozialarbeiter/innen*. Wien: Österreichischer Integrationsfond.

Eggers, Maureen Maisha (2010): Anerkennung und Illegitimierung. Diversität als marktförmige Regulierung von Differenzmarkierungen. In: Broden, Anne; Mecheril, Paul (Hg.): *Rassismus bildet. Bildungswissenschaftliche Beiträge zu Normalisierung und Subjektivierung in der Migrationsgesellschaft*. Bielefeld: transcript. 59–85.

Eggers, Maureen Maisha (2011): Interdependente Konstruktionen von Geschlecht und rassistischer Markierung – Diversität als neues Thematisierungsformat? <https://webcache.googleusercontent.com/search?q=cache:9UjMIVrIRjsJ:https://www.gender.hu-berlin.de/de/publikationen/gender-bulletins/texte-37/texte37pkt5.pdf+&cd=1&hl=de&ct=clnk&gl=at>. [Zugriff: 8. 3. 2016]

Eggers, Maureen Maisha (2015): Diversity / Diversität. In: Arndt, Susan; Ofuatey-Alazard, Nadja (Hg.): *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk*. Münster: Unrast. 256–263.

El Hachimi, Mohammed; Jürgens, Gesa; Schlippe, Arist von (2004): *Multikulturelle systemische Praxis. Ein Reiseführer für Beratung, Therapie und Supervision*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.

El-Mafaalani, Aladin; Toprak, Ahmet (2013): Migration und geschlechtsspezifische Sozialisation – Männlichkeit und Weiblichkeit in konservativ-muslimischen Milieus. In: Bauer, Ullrich; Irdem, Gülcan; Körner, Wilhelm (Hg.): *Psycho-soziale Beratung von Migranten*. Stuttgart: Kohlhammer. 54–64.

Ellmer, Anna (2014): „Rassismus ist gut integriert“. Interview mit Araba Evelyn Johnston-Arthur. <https://www.progress-online.at/artikel/%E2%80%9Erassismus-ist-gut-integriert%E2%80%9C>. [Zugriff: 13. 5. 2016].

Engelhardt, Kerstin (1999) Weiße deutsche Frauen: Kolonialistinnen in der Vergangenheit, Rassistinnen in der Gegenwart. Das Beispiel Namibia. In: Hügel, Ika u. a. (Hg.): *Entfernte Verbindungen. Rassismus. Antisemitismus. Klassenunterdrückung*. Berlin: Orlanda Frauenverlag. 118–137.

Erel, Umut (2003): Migrantinnen zwischen Anerkennung und Abqualifikation. In: Steyerl, Hito; Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (Hg.): *Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik*. Münster: Unrast. 108–128.

Erpel, Simone (2009): Vom Nutzen eines Klischees: das Bild der unschuldigen Aufseherin in den Verteidigungsstrategien des letzten britischen Ravensbrück-Prozesses 1948. In: Frietsch, Elke; Herkommer, Christina (Hg.): *Nationalsozialismus und Geschlecht. Zur Politisierung und Ästhetisierung von Körper, ‚Rasse‘ und Sexualität im ‚Dritten Reich‘ und nach 1945*. Bielefeld: transcript. 338–349.

Ertl, Silvia Ursula (2009): Auf den Spuren Ilse Arlts. Beschreibung einer Wiederentdeckung. In: Maiss, Maria; Pantucek, Peter (Hg.): *Die Aktualität des Denkens von Ilse Arlt*. Wiesbaden: Springer. 17–36.

Fellinger, Renate (2011): Transpersonen als Klient_innen in der Sozialarbeit. In: *SIO. Sozialarbeit in Oesterreich, Zeitschrift für Soziale Arbeit, Bildung und Politik*, Heft 3, 36–40.

Fellinger, Renate u. a. (2008a): Die Rolle der Sozialarbeit in der Zeit des Nationalsozialismus. In: *SIO: Sozialarbeit in Oesterreich. Zeitschrift für Soziale Arbeit, Bildung und Politik*, Heft 3, 22–27.

Fellinger, Renate u. a. (2008b): Gespräch mit Herrn Univ. Prof. Dr. Ernst Berger, Kinder- und Jugendpsychiater. In: *SIO: Sozialarbeit in Oesterreich. Zeitschrift für Soziale Arbeit, Bildung und Politik*, Heft 3, 28–29.

FeMigra (1994): Wir, die Seiltänzerinnen. Politische Strategien von Migrantinnen gegen Ethnisierung und Assimilation. http://www.nadir.org/nadir/archiv/Feminismus/GenderKiller/gender_5.html. [Zugriff: 25. 5. 2015].

FeMigra (2004): MANIFESTO FeMigra. <http://igkultur.at/bibliothek/dateien-wolfie/readers/polanra>. 25. [Zugriff: 16. 3. 2016].

Fenzl, Thomas; Mayring, Philipp (2014): Qualitative Inhaltsanalyse. In: Baur, Nina; Blasius, Jörg (Hg.): *Handbuch Methoden der Empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer VS. 543–556.

FH Burgenland (2015): Studieninhalte. <http://www.fh-burgenland.at/studienangebot/bachelorstudiengaenge/soziale-arbeit/lehrveranstaltungen/>. [Zugriff: 19. 6. 2015].

FH Campus Wien (2015): Soziale Arbeit. Bachelorstudium, berufsbegleitend. https://www.fh-campuswien.ac.at/studium/studien-und-weiterbildungsangebot/detail/soziale-arbeit-bachelor-bb.html?tx_asfhcw_course%5Bcontrol-ler%5D=Course&cHash=929051b0f5772ee73dc7560de4c485ef. [Zugriff: 19. 6. 2015].

FH Joanneum (2015): Bewerber_innen mit Migrationshintergrund. http://www.fh-joanneum.at/aw/home/Studienangebot_Uebersicht/departement_bauen_energie_gesellschaft/sam/News_Events/sam_news/~cxsa/Bewerber-innen-mit-Migrationshintergrund/?lan=de. [Zugriff: 19. 6. 2015].

FH Kärnten (2015a): Interkulturalität und Internationalität. <https://www.fh-kaernten.at/de/unser-studienangebot/gesundheit-soziales/ueberblick/gesundheit-soziales/bachelor/soziale-arbeit/mehr-soziale-arbeit/interkulturalitaet-internationalitaet/>. [Zugriff: 19. 6. 2015].

FH Kärnten (2015b): Gender & Diversity. <https://www.fh-kaernten.at/de/unser-studienangebot/gesundheit-soziales/ueberblick/gesundheit-soziales/bachelor/soziale-arbeit/aktuelle-lehrveranstaltungen/?vId=4302305475&alvId=4304182740¶m=eyJwaWQiOiI0NjUifQ>. [Zugriff: 2. 6. 2016].

FH Oberösterreich (2016a): Master Soziale Arbeit. Schwerpunkte. <https://www.fh-ooe.at/campus-linz/studiengaenge/master/soziale-arbeit/alle-infos-zum-studium/schwerpunkte/>. [Zugriff am 13. 5. 2016].

FH Oberösterreich (2016b): Master Soziale Arbeit. Studienplan. <https://www.fh-ooe.at/campus-linz/studiengaenge/master/soziale-arbeit/alle-infos-zum-studium/studienplan/>. [Zugriff am 13. 5. 2016].

FH Salzburg (2015): Soziale Arbeit. <http://www.fh-salzburg.ac.at/disziplinen/sozial-und-wirtschaftswissenschaften/bachelor-soziale-arbeit/studienaufbau/curriculum/>. [Zugriff: 19. 6. 2015].

FH St. Pölten (2015): Soziale Arbeit. Master Studiengang. <https://www.fhstp.ac.at/de/studium-weiterbildung/soziales/soziale-arbeit-master>. [Zugriff: 19. 6. 2015].

FH Vorarlberg (2015): Soziale Arbeit. Master of Arts in Social Sciences – MA, berufsbegleitendes Studium. Broschüre. Online unter: <http://www.fhv.at/media/pdf/studium/soziale-arbeit/master-soziale-arbeit/broschuere-soziale-arbeit>. [Zugriff 19. 6. 2015].

Forster, Edgar (2014): Reflexivität. In: Wulf, Christoph; Zifras, Jörg (Hg.): *Handbuch Pädagogische Anthropologie*. Wiesbaden: Springer VS. 589–597.

Foucault, Michel (1977): *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1992): *Was ist Kritik?* Berlin: Merve.

Foucault, Michel (1994): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (2005): *Die Macht der Psychiatrie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

FPÖ (2011): Programm der Freiheitlichen Partei Österreichs. 18. 6. 2011. https://www.fpo.e.at/fileadmin/user_upload/www.fpo.e.at/dokumente/2015/2011_graz_partei-programm_web.pdf. [Zugriff: 7. 6. 2016].

Frankenberg, Ruth (1993): *white women, race matters. The Social Construction of Whiteness*. London: Routledge.

Frauen beraten Frauen (2010) (Hg.): *In Anerkennung der Differenz. Feministische Beratung und Psychotherapie*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Frauen* beraten Frauen* (o. J.): Wir über uns. <http://www.frauenberatenfrauen.at/verein.html>. [Zugriff: 18. 8. 2015].

Frauenbüro der Alice Salomon Hochschule Berlin (2014): *Quer! Das Gendermagazin der ASH Berlin*. Heft. 20.

Frauenhäuser Wien (o. J.): Hilfe für Betroffene. <http://www.frauenhaeuser-wien.at/hilfe.htm>. [Zugriff: 18. 8. 2015].

Frey, Regina u. a. (2006): Gender-Manifest. Plädoyer für eine kritisch reflektierende Praxis in der genderorientierten Bildung und Beratung. http://www.gender.de/mainstreaming/GenderManifest01_2006.pdf. [Zugriff: 19. 8. 2015].

Friedan, Betty (1966): *Der Weiblichkeitswahn oder die Selbstbefreiung der Frau. Ein Emanzipationskonzept*. Berlin: Rowohlt.

Gaitanides, Stefan (2004): Interkulturelle Öffnung der sozialen Dienste. *Sozial Extra: Zeitschrift für Soziale Arbeit*, Heft 5, 34–36.

Geiger, Brigitte; Hacker, Hanna (1989): *Donauwalzer Damenwahl. Frauenbewegte Zusammenhänge in Österreich*. Wien: Promedia.

Gilman, Sander L. (2009): Die jüdische Nase: Sind Juden/Jüdinnen weiß? Oder: Die Geschichte der Nasenchirurgie. In: Eggers, Maureen Maisha; Kilomba, Grada/ Piesche, Peggy/ Arndt, Susan (Hg.): *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*. Münster: Unrast. 394–415.

Götz, Judith (2009): Die ganz große Verschwörung. 9. 1. 2009. <http://www.malmoe.org/artikel/widersprechen/1762>. [Zugriff: 10. 12. 2015].

Goetz, Judith (2012): *Bücher gegen das Vergessen. Kärntnerslowenische Literatur über Widerstand und Verfolgung*. Klagenfurt/Wien: Kitab.

Gutiérrez Rodriguez, Encarnación (1999a): *Intellektuelle Migrantinnen – Subjektivitäten im Zeitalter von Globalisierung*. Opladen: Leske + Budrich.

Gutiérrez Rodriguez, Encarnación (1999b): Fallstricke des Feminismus. Das Denken „kritischer Differenzen“ ohne geopolitische Kontextualisierung. Einige Überlegungen zur Rezeption antirassistischer und postkolonialer Kritik. <http://them.polylog.org/2/age-de.htm>. [Zugriff: 9. 12. 2015].

Gutiérrez Rodriguez, Encarnación (2006): Ethnisierung und Vergeschlechtlichung Revisited oder über Rassismus im neoliberalen Zeitalter. Mai 2006. http://www.academia.edu/3174402/Ethnisierung_und_Vergeschlechtlichung_Revisited_oder_%C3%BCber_Rassismus_im_neoliberalen_Zeitalter. [Zugriff: 14. 7. 2015].

Ha, Kien Nghi (2004): Kanakische Identitätspolitik und post-/koloniale (Un-)Ordnung. <http://minderheiten.at/stat/stimme/stimme52c.htm>. [Zugriff: 6. 5. 2016].

Ha, Kien Nghi (2007a): People of Color – Koloniale Ambivalenzen und historische Kämpfe. In: Ha, Kien Nghi; Lauré al-Samarai; Mysorekar, Sheila (Hg.): *re/visionen. Postkoloniale*

Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland. Münster: Unrast. 31–39.

Ha, Kien Nghi (2007b): Postkoloniale Kritik und Migration – Eine Annäherung. In: Ha, Kien Nghi; Lauré al-Samarai; Mysorekar, Sheila (Hg.): *re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland.* Münster: Unrast. 41–54.

Ha, Kien Nghi (2007c): Deutsche Integrationspolitik als koloniale Praxis. In: Ha, Kien Nghi; Lauré al-Samarai; Mysorekar, Sheila (Hg.): *re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland.* Münster: Unrast. 113–131.

Ha, Kien Nghi (2012): Postkoloniale Kritik als politisches Projekt. In: Reuter, Julia; Villa, Paula- Irene (Hg.): *Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Ausschlüsse, politische Intervention.* Bielefeld: transcript. 259–280.

Ha, Kien Nghi (2014): Mittelweg. Zur Kritik am People of Color- und Critical-Whiteness Ansatz. 29. 1. 2014. <https://heimatkunde.boell.de/2014/01/29/mittelweg-zur-kritik-am-people-color-und-critical-whiteness-ansatz>. [Zugriff: 22. 5. 2015].

Ha, Kien Nghi (2015): Postkolonialismus / Postkoloniale Kritik. In: Arndt, Susan; Ofuatey-Alazard, Nadja (Hg.): *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk.* Münster: Unrast. 177–184.

Ha, Kien Nghi; Lauré al-Samarai; Mysorekar, Sheila (2007) (Hg.): *re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland.* Münster: Unrast.

Hackl, Erich (1989): *Abschied von Sidonie*. Zürich: Diogenes.

Hajek, Katharina; Kinzel, Katherina (2008): Das Geschlecht kommt selten allein.

<http://www.perspektiven-online.at/2008/10/30/das-geschlecht-kommt-selten-allein/>. [Zugriff: 20. 4. 2016].

Hall, Stuart (1999): Ethnizität. Identität und Differenz. In: Engelmann, Jan (Hg.): Die kleinen Unterschiede. Der Cultural Studies-Reader. Frankfurt am Main/New York: Campus. 83–98.

Hanisch, Astrid (2012): „Die Ehre der deutschen Mutter.“ *Antisemitische Bezüge im Sittlichkeitsdiskurs der konservativen Frauenbewegung im Deutschen Reich 1894-1914*. Diplomarbeit, Universität Wien.

Harding, Sandra (1990): *Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht*. Hamburg: Argument.

Haritaworn, Jinthana (2009): „Der Menschheit treu“: Rassenverrat und Multi-Themenpolitik im derzeitigen Multikulturalismus. In: Eggers, Maureen Maisha; Kilomba, Grada; Piesche, Peggy; Arndt, Susan (Hg.): *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*. Münster: Unrast. 158–171.

Haritaworn, Jin; Tauqir, Tamsila; Erdem, Esra (2007): Queer-Imperialismus: Eine Intervention in die Debatte über „muslimische Homophobie“. In: Ha, Kien Nghi; Lauré al-Samarai; Mysorekar, Sheila (Hg.): *re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland*. Münster: Unrast. 187–205.

Heigl, Andrea (2012): Amstettner Frauenhaus als Zielscheibe für die FPÖ. 13. 7. 2012. <http://derstandard.at/1342139052002/Amstettner-Frauenhaus-als-Zielscheibe-fuer-die-FPOe>. [Zugriff: 10. 12. 2015].

Heite, Catrin (2008): Ungleichheit, Differenz und ‚Diversity‘-Zur Konstruktion des professionellen Anderen. In: Böllert, Karin; Karsunky, Silke (Hg.): *Genderkompetenz in der Sozialen Arbeit*. Wiesbaden: Springer VS. 77–87.

Helfferrich, Cornelia (2014): Leitfaden- und Experteninterviews. In: Bauer, Nina; Blasius, Jörg (Hg.): *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer VS. 559–574.

Hering, Sabine; Münchmeier, Richard (2012): Restauration und Reform – Die Soziale Arbeit nach 1945. In: Thole, Werner (Hg.): *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch*. Wiesbaden: Springer VS. 109–130.

Heron, Barbara (2007): *Desire for Development. Whiteness, Gender, and the Helping Imperative*. Waterloo: Wilfrid Laurier University Press.

Hill Collins, Patricia (2000): *Black Feminist Thought. Knowledge, consciousness, and the politics of empowerment*. New York/London: Routledge Classics.

hooks, bell (1996): *Sehnsucht und Widerstand. Kultur, Ethnie, Geschlecht*. Berlin: Orlanda Frauenverlag.

hooks, bell (2015) [1981]: *ain't i a woman. black woman and feminism*. New York: Routledge.

Horak-Böck, Gabi (2013): Der große Tabubruch. In: *an.schläge, Das feministische Magazin*, Heft 11. 8–9.

Hornscheidt, Antje Lann; Nduka-Agwu, Adibele (Hg.) (2013): *Rassismus auf gut Deutsch. Ein kritisches Nachschlagewerk zu rassistischen Sprachhandlungen*. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.

Hügel, Ika u. a. (1999): *Entfernte Verbindungen. Rassismus. Antisemitismus. Klassenunterdrückung*. Berlin: Orlanda Frauenverlag.

Hügel-Marshall, Ika (1998): Schwarze KlientInnen in Therapie und Beratung bei weißen TherapeutInnen. In: Castro Varela, María do Mar; Schulze, Sylvia; Vogelmann, Silvia; Weiß, Anja (Hg.): *Suchbewegungen. Interkulturelle Beratung und Therapie*. Tübingen: Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie. 109–116.

Hull, Gloria T.; Scott, Patricia Bell; Smith, Barbara (1982) (Hg.): *All the Women Are White, All the Blacks Are Men, But Some of Us Are Brave. Black Women's Studies*. New York: The Feminist Press.

Hutson, Christiane (2009): Unverschämt – Wir im Spannungsfeld von Rassismus, Homo-/Sexismus und Ableism. 13. 5. 2009. http://www.zedis-ev-hochschule-hh.de/files/hutson_rassismus_sexismus.pdf. [Zugriff: 13. 12. 2015].

Hutson, Christiane (2015): Krankheit/Behinderung. In: Arndt, Susan; Ofuatey-Alazard, Nadja (Hg.): *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk*. Münster: Unrast. 403–411.

Identitäre Bewegung (2016): Identität. <https://iboesterreich.at/identitaet/>. [Zugriff: 9. 6. 2016].

IFSW (International Federation of Social Workers) (2014): Global Definition of the Social Work Profession. July 2014. http://www.sozialarbeit.at/files/new_definition.pdf. [Zugriff: 2. 5. 2016].

IFSW (International Federation of Social Workers) (2015): Stellungnahme zur Flüchtlingskrise. IFSW-World und IFSW-Europe 5. September 2015. http://www.sozialarbeit.at/files/statement_refugee_crisis_ifsw_de.pdf. [Zugriff: 20. 9. 2015].

Institut für Gesellschafts- und Sozialpolitik (2013) (Hg.): Ein erster Einblick: Bedarfsorientierte Mindestsicherung und Aktivierung in Oberösterreich. Abschlussbericht LVA: Arbeit und Beschäftigung. WS 2012/13. Linz: druck.at. http://www.armutskonferenz.at/files/stelzer-orthofer_ua_bms_und_aktivierung_in_ooe-2013_1.pdf. [Zugriff: 16. 6. 2015].

International Committee on the Rights of Sex Workers in Europe (2005): Die Erklärung der Rechte von SexarbeiterInnen in Europa. http://www.sexworkeurope.org/sites/default/files/userfiles/files/join/declaration_de.pdf. [Zugriff: 22. 2. 2016].

Jäger, Margarete (2008): Diskursanalyse: Ein Verfahren zur kritischen Rekonstruktion von Machtbeziehungen. In: Becker, Ruth; Kortendiek, Beate (Hg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden: Springer VS. 278–383.

Justin, Eva (1943): *Lebensschicksale artfremd [sic!] erzogener Zigeuner[sic!]kinder und ihrer Nachkommen*. Dissertation, Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin.

Kalpaka, Annita; Rätzsch, Nora (Hg.) (1986): *Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein*. Berlin: Express Edition.

Kalpaka, Annita; Mecheril, Paul (2010): „Interkulturell“. Von spezifisch kulturalistischen Ansätzen zu allgemein reflexiven Perspektiven. In: Mecheril, Paul u. a. (Hg.): *Migrationspädagogik*. Weinheim/Basel: Beltz. 77–98.

Kellermann, Kerstin (2008): Keine Putzfrauen mehr. http://www.anschlaege.at/2008/juli-aug08/keine_putzfrauen.htm. [Zugriff: 8. 6. 2016].

Kilomba, Grada (2010): Dealing with Racism in Europe. <https://www.youtube.com/watch?v=aj3esOI11Pg>. [Zugriff: 23. 4. 2016].

Klammer, Carina (2013): *Imaginationen des Untergangs. Zur Konstruktion antimuslimischer Fremdbilder im Rahmen der Identitätspolitik der FPÖ*. Wien/Berlin: LIT.

Klapeer, Christine M. (2007): *queer. contexts. Entstehung und Rezeption von Queer Theory in den USA und Österreich*. Innsbruck/Wien/Bozen: StudienVerlag.

Klee, Ernst (2005): *Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945*. Frankfurt am Main: Fischer.

Klüger, Ruth (1994): *weiter leben. Eine Jugend*. München: dtv.

Kroisleitner, Oona (2015): 40 Unterschiede zwischen Homo-Partnerschaft und Hetero-Ehe in Österreich. 26. 5. 2015. <http://derstandard.at/2000016403696/Vierzig-Unterschiede-zwischen-Homo-Partnerschaft-und-Hetero-Ehe>. [Zugriff: 28. 6. 2015].

Kücükgül, Dudu (2014): Zu schön für einen Schleier, zu klein für die Hymne. 7. 7. 2014. <http://derstandard.at/2000002760379/Zu-schoen-fuer-einen-Schleier-zu-klein-fuer-die-Hymne>. [Zugriff: 10. 12. 2015].

Kuhlmann, Carola (2008): *Geschichte Sozialer Arbeit I. Eine Einführung für soziale Berufe*. Studienbuch. Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag.

Kuhlmann, Carola (2012): Soziale Arbeit im nationalsozialistischen Herrschaftssystem. In: Thole, Werner (Hg.): *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch*. Wiesbaden: VS. 87–107.

Kurz, Sebastian (o. J.): Integration durch Leistung. Die Nominierung zum Staatssekretär löste eine Welle der Kritik aus. <https://www.sebastian-kurz.at/integration/>. [Zugriff: 2. 6. 2016].

Kuster-Nikolić, Snežana (2012): *Soziale Arbeit im Spannungsfeld des Rassismus. Erleben Migrantinnen Rassismus in der sozialarbeiterischen Beratung?* Hamburg: Dr. Kovač.

Lambers, Helmut (2010): *Wie aus Helfen Soziale Arbeit wurde. Die Geschichte der Sozialen Arbeit*. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.

Lehnert, Esther (2005): Pflegeamtsfürsorgerinnen und die Betreuung „gefährdeter“ Frauen und Mädchen. In: Limbacher, Katja; Merten, Maike; Pfefferle, Bettina (Hg.): *Das Mädchenkonzentrationslager Uckermark*. Münster: Unrast. 44–62.

Leiprecht, Rudolf u. a. (2009): Rassismuskritik. In: Mecheril, Paul; Melter, Claus (Hg.): *Rassismuskritik. Band 1: Rassismustheorie und -forschung*. Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag. 9–11.

Lewis, Gail (1996a): Situated Voices: Black Women's Experience and Social Work. In: *Feminist Review*, Vol. 53, Iss. 1, 24–56.

Lewis, Gail (1996b): Welfare settlements and racialising practices. In *Soundings: A Journal of Politics and Culture*, Iss. 4, 109–120.

Lienhart, Christina (2008): „Nicht wir, die Verhältnisse haben sich geändert...“ Jugendwohlfahrt im Nationalsozialismus. *SIO: Sozialarbeit in Oesterreich, Zeitschrift für Soziale Arbeit, Bildung und Politik*, Heft 3, 17–21.

Limbächer, Katja (2005): Von der Aufseherin im Jugendschutzlager zur Sozialinspektorin im Pflegeamt. Die Karriere der Antonie Leutner 1938 – 1964. In: Limbächer, Katja; Merten, Maike; Pfefferle, Bettina (Hg.): *Das Mädchenkonzentrationslager Uckermark*. Münster: Unrast. 114–130.

Limbächer, Katja; Merten, Maike (2005): Das Jugendschutzlager Uckermark: ein Experimentierfeld für die Umsetzung rassenhygienischer Utopien an Mädchen und jungen Frauen. In: Limbächer, Katja; Merten, Maike; Pfefferle, Bettina (Hg.): *Das Mädchenkonzentrationslager Uckermark*. Münster: Unrast. 16–43.

List, Eveline (2008): „Erzieher“ auf dem Spiegelgrund“ – zur Gutachtertätigkeit Igor Carusos. In: *SIO: Sozialarbeit in Oesterreich, Zeitschrift für Soziale Arbeit, Bildung und Politik*, Heft 3, 30–33.

Loose, Ingo (o. J.): Aktion T4. <http://www.gedenkort-t4.eu/vergangenheit/aktion-t4>. [Zugriff: 3. 9. 2015].

Lorde, Audre (1981): Vom Nutzen unseres Ärgers. http://blog.zwischenge-schlecht.info/public/Audre_Lorde_Gigi11.pdf. [Zugriff: 9. 12. 2015].

Lorde, Audre (1992): „Gefährtinnen, ich grüße euch“. In: Katharina; Opitz, May; Schultz, Dagmar (Hg.): *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*. Frankfurt am Main: Fischer. 231–238.

Lorde, Audre (1993) [1984]: *Sister Outsider*. In: Lorde, Audre (Ed.): *Zami. Sister Outsider*. Undersong. New York: Quality Paperback Book Club.

Ludwig, Katharina (2010): "Hello, Mrs. Butler, nice to meet you". <http://migrazine.at/artikel/hello-mrs-butler-nice-meet-you>. [Zugriff: 18. 4. 2016].

Lugones, María (2010): Toward a Decolonial Feminism. <http://ceapedi.com.ar/imagenes/biblioteca/libros/177.pdf>. [Zugriff: 13. 4. 2016].

Lutz, Helma (1993): In between or bridging cultural gaps? Migrant women from Turkey as mediators. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies*, Iss. 3, 485–492.

Lwanga, Gotlinde Magiriba (1998): Weiße Mütter – Schwarze Kinder. Über das Leben mit rassistischen Konstruktionen von Fremdheit und Gleichheit. In: Castro Varela, María do Mar; Schulze, Sylvia; Vogelmann, Silvia; Weiß, Anja (Hg.): *Suchbewegungen. Interkulturelle Beratung und Therapie*. Tübingen: Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie. 187–211.

maiz (o. J.): Prinzipien. <http://www.maiz.at/de/prinzipien>. [Zugriff: 23. 9. 2015].

Mayer, Stefanie (2013): Situierete Kritik. <http://www.anschlaege.at/feminismus/2013/11/situierete-kritik/>. [Zugriff: 14. 4. 2016].

Mayring, Philipp (1990): *Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Mayring, Philipp (2003): *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. Weinheim und Basel: Beltz.

McIntosh, Peggy (1988): White Privilege: Unpacking the Invisible Knapsack. <https://www.deanza.edu/faculty/lewisjulie/White%20Priviledge%20Unpacking%20the%20Invisible%20Knapsack.pdf>. [Zugriff: 1. 5. 2016].

Mecheril, Paul (1997): Rassismuserfahrungen von Anderen Deutschen – eine Einzelfallbetrachtung. In: Mecheril, Paul; Teo, Thomas (Hg.): *Psychologie und Rassismus*. Hamburg: Rowohlt.

Mecheril, Paul (1998): Angelpunkte einer psychosozialen Beratungsausbildung unter interkultureller Perspektive. In: Castro Varela, María do Mar; Schulze, Sylvia; Vogelmann, Silvia; Weiß, Anja (Hg.): *Suchbewegungen. Interkulturelle Beratung und Therapie*. Tübingen: Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie. 287–311.

Mecheril, Paul (2007): Diversity. Die Macht des Einbezugs. <http://heimatkunde.boell.de/2007/01/18/diversity-die-macht-des-einbezugs>. [Zugriff: 28. 1. 2016].

Mecheril, Paul (2009): Die Kulturalisierung der Psyche. *Migrazine* 2/2009. <http://migrazine.at/artikel/die-kulturalisierung-der-psyche>. [Zugriff am 10. 4. 2014].

Mecheril, Paul (2010a): Migrationspädagogik. Hinführung zu einer Perspektive. In: Mecheril, Paul u. a. (Hg.): *Migrationspädagogik*. Weinheim/Basel: Beltz. 7–22.

Mecheril, Paul (2010b): Die Ordnung des erziehungswissenschaftlichen Diskurses in der Migrationsgesellschaft. In: Mecheril, Paul u. a. (Hg.): *Migrationspädagogik*. Weinheim/Basel: Beltz. 54–76.

Mecheril, Paul (2010c): Anerkennung und Befragung von Zugehörigkeitsverhältnissen. Umriss einer migrationspädagogischen Orientierung. In: Mecheril, Paul u. a. (Hg.): *Migrationspädagogik*. Weinheim/Basel: Beltz. 179–191.

Mecheril, Paul; Melter, Claus (2009): Rassismustheorie und –forschung in Deutschland. Kontur eines wissenschaftlichen Feldes. In: Mecheril, Paul; Melter, Claus (Hg.): *Rassismuskritik. Band 1: Rassismustheorie und –forschung*. Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag. 13–22.

Mecheril, Paul; Melter, Claus (2010): Differenz und Soziale Arbeit. Historische Schlaglichter und systematische Zusammenhänge. In: Kessler, Fabian; Plößer, Melanie (Hg.): *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen*. Wiesbaden: Springer VS. 117–131.

Mecheril, Paul u. a. (Hg.) (2010): *Migrationspädagogik*. Weinheim/Basel: Beltz.

Melter, Claus (2007): Sekundärer Rassismus in der Sozialen Arbeit. In: Geisen, Thomas; Riegel, Christine (Hg.): *Jugend, Partizipation und Migration. Orientierungen im Kontext von Integration und Ausgrenzung*. Wiesbaden: Springer VS. 107–128.

Melter, Claus (2009): Rassismusunkritische Soziale Arbeit? Zur (De-)Thematisierung von Rassismuserfahrungen Schwarzer Deutscher in der Jugendhilfe(forschung). In: Mecheril, Paul; Melter, Claus (Hg.): *Rassismuskritik. Band 1: Rassismustheorie und -forschung*. Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag. 277–292.

Mercer, Kobena (1994): *Welcome to the Jungle. New Positions in Black Cultural Studies*. Abingdon/New York: Routledge.

Mesquita, Sushila (2011): *Ban Marriage! Ambivalenzen der Normalisierung aus queer-feministischer Perspektive*. Wien: Zaglossus.

Micheler, Stefan (2005): *Selbstbilder und Fremdbilder der „Anderen“*. Männer begehrende Männer in der Weimarer Republik und der NS-Zeit. Konstanz: UVK.

Mineva, Gergana (2012): Sexarbeit. Eine Arbeit „wie jede andere“! Oder: Warum will sie anonym bleiben? <http://ausreisser.mur.at/ausgaben/44-jaen-feb-11/sexarbeit/> [Zugriff: 26. 6. 2015].

Minh-ha, Trinh T. (1999): The Undone Interval: Minh-ha in Conversation with Annamaria Morelli. In: Minh-ha, Trinh T. (Ed.): Cinema Interval. London/New York: Routledge. 33–50.

Mohanty, Chandra Talpade (1988): Under Western Eyes: Feminist Scholarship and Colonial Discourses. *Feminist Review*. Vol. 30, 61–88.

Mohanty, Chandra Talpade (2003) „Under Western Eyes” Revisited: Feminist Solidarity through Anticapitalist Struggles In: *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, Vol. 28, Iss. 2, 499–535.

Moser, Michaela u. a. (2010): Von Frauenarmut und vom guten Frauenleben. http://www.armutskonferenz.at/files/moser_ua_frauenarmut_frauenleben-2010.pdf. [Zugriff: 2. 6. 2016].

Müller, C. Wolfgang (1999): *Wie Helfen zum Beruf wurde. Eine Methodengeschichte der Sozialarbeit. Band 1: 1883 – 1945*. Weinheim/Basel: Beltz.

Mysorekar, Sheila (1999): Weiße Taktik, weiße Herrschaft. Hügel, Ika u. a. (Hg.): *Entfernte Verbindungen. Rassismus. Antisemitismus. Klassenunterdrückung*. Berlin: Orlanda Frauenverlag. 110–115.

National Women’s Liberation (2016): Feminist Consciousness-Raising. <http://www.womens-liberation.org/priorities/feminist-consciousness-raising>. [Zugriff: 28. 4. 2016].

Netzwerk österreichischer Frauen- & Mädchenberatungsstellen (o. J.): Gewalt. <http://netzwerk-frauenberatung.at/index.php/gewalt>. [Zugriff: 18. 8. 2015].

Neuhold, Petra; Scheibelhofer, Paul (2010): Gemanagte Vielfalt? Beiträge einer kritischen Migrationsforschung zu Diskussionen um Multikulturalismus, Diversität und Integration.

http://www.momentum-kongress.org/cms/uploads/13_Neuhold_Scheibelhofer_Multikulturalismus.pdf, 175–185. [Zugriff: 2. 6. 2016].

Neuwöhner, Marianne (2010): „*Die Frau ist frei geboren und bleibt dem Manne gleich an Rechten*“. *Frauenrechte und der Auftrag für die Soziale Arbeit*. Marburg: Tectum.

OBDS (Österreichischer Berufsverband der Sozialen Arbeit) (2004): Berufsbild der Sozialarbeiter/innen. 17. 10. 2004 http://www.sozialarbeit.at/index.php?article_id=247&clang=0&download=402. [Zugriff: 20. 9. 2015].

OBDS (Österreichischer Berufsverband der Sozialen Arbeit) (2015): Bericht des obds zur Situation der Flüchtlinge und zur Migrationsbewegung von Ungarn nach Österreich. im Rahmen des Delegiertentreffens der IFSW-Europe vom 4. – 6. September in Edinburgh. http://www.sozialarbeit.at/files/austrianreport_fluechtlinge.pdf. [Zugriff: 20. 9. 2015].

Oberlies, Dagmar (2015): Soziale Arbeit als Menschenrechtsprofession. Ein schwieriges Ideal. *Sozial Extra: Zeitschrift für Soziale Arbeit*, Heft 2, 6–9.

Österreichischer Integrationsfond (2014): Integrationsvereinbarung. <https://www.help.gv.at/Portal.Node/hlpd/public/content/12/Seite.120500.html>. [Zugriff 2. 2. 2016].

Opitz, May (1992): Rassismus, Sexismus und vorkoloniales Afrikabild in Deutschland. In: Oguntoye, Katharina; Opitz, May; Schultz, Dagmar (Hg.): *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*. Frankfurt am Main: Fischer. 17–84.

Paulischin, Herbert (2008): Sozialarbeit – Instrumentalisierung oder Selbstbestimmung. In: *SIO: Sozialarbeit in Oesterreich. Zeitschrift für Soziale Arbeit, Bildung und Politik*, Heft 3, 4.

Phoenix, Ann (1998): „Rasse“, Ethnizität und psychologische Prozesse. In: Castro Varela, María do Mar; Schulze, Sylvia; Vogelmann, Silvia; Weiß, Anja (Hg.): *Suchbewegungen. Interkulturelle Beratung und Therapie*. Tübingen: Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie. 17–38.

Piesche, Peggy (2009): Der >Fortschritt< der Aufklärung – Kants >Race< und die Zentrierung des *weißen* Subjekts. In: Eggers, Maureen Maisha; Kilomba, Grada; Piesche, Peggy; Arndt, Susan (Hg.): *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*. Münster: Unrast. 30–39.

Pinderhughes, Elaine (1998): Die Bedeutung von „Rasse“, Ethnizität und Macht für die klinische Arbeit. In: Castro Varela, María do Mar; Schulze, Sylvia; Vogelmann, Silvia; Weiß, Anja (Hg.): *Suchbewegungen. Interkulturelle Beratung und Therapie*. Tübingen: Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie. 129–148.

Prasad, Nivedita (1994): Feministische Sozialarbeit mit Immigrantinnen. In: Akram Ag-hakhan (Hg.): *Rassismus und psychosoziale Auswirkungen auf Schwarze Frauen*. Berlin. 31–41.

Prasad, Nivedita (1996): Schwarze/migrierte Frauen und sexueller Mißbrauch. In: Hentschel, Gitti (Hg.): *Skandal und Alltag*. Berlin: Orlanda. 183–191.

Pratter, Marlies (2014): „Es geht darum, die Welt zu verändern. Interview mit Luzenir Caixeta und Rubia Salgado. <http://migrazine.at/artikel/es-geht-darum-die-welt-zu-ver-ndern>. [Zugriff: 13. 12. 2015].

pro mente akademie (o. J.): Lehrgang interkulturelle Kompetenzen für die psychosoziale Arbeit. <http://www.promenteakademie.at/psychiatrie-und-rehabilitation/kurs/95/interkulturelle-kompetenzen-fuer-die-psychosoziale-arbeit.html>. [Zugriff am 9. 9. 2014].

Raburu, Maureen (1998): Interkulturelle Teams. Sprachlosigkeit und verwobene Machstrukturen. Zum Rassismus im Alltag feministischer Frauenprojekte. In: Castro Varela, María do Mar; Schulze, Sylvia; Vogelmann, Silvia; Weiß, Anja (Hg.): *Suchbewegungen. Interkulturelle Beratung und Therapie*. Tübingen: Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie. 213–223.

Rajal, Elke (2010): *Erziehung nach / über Auschwitz. Holocaust Education in Österreich vor dem Hintergrund Kritischer Theorie*. Diplomarbeit, Universität Wien.

Refugee Protest Camp Vienna (2013): Protestaktion der Refugeeprotest-Bewegung bei einer Caritas-Veranstaltung. 8. 11. 2013. <http://refugeecampvienna.noblogs.org/post/2013/11/08/protestaktion-der-refugeeprotest-bewegung-bei-der-caritas-veranstaltung/>. [Zugriff: 13. 7. 2015].

Romano Centro (2015): Antiziganismus in Österreich. http://www.romano-centro.org/downloads/Antiziganismus%202015_web.pdf. [Zugriff: 26. 11. 2015].

Rommelspacher, Birgit (1995): *Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht*. Berlin: Orlanda.

Rommelspacher, Birgit (1998): Vorwort. In: Castro Varela, María do Mar; Schulze, Sylvia; Vogelmann, Silvia; Weiß, Anja (Hg.): *Suchbewegungen. Interkulturelle Beratung und Therapie*. Tübingen: Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie. 7–10.

Rommelspacher, Birgit (2008): 25 Jahre Wildwasser: Interkulturelle Öffnung eines feministischen Projekts. http://webcache.googleusercontent.com/search?q=cache:dFgvmoYh4QMJ:www.wildwasser-berlin.de/tl_files/wildwasser/Dokumente/WW_25_Doku.pdf+&cd=4&hl=de&ct=clnk&gl=at. 25–34. [Zugriff: 25. 4. 2016].

Rommelspacher, Birgit (2009): Was ist eigentlich Rassismus? In: Mecheril, Paul; Melter, Claus (Hg.): *Rassismuskritik. Band 1: Rassismustheorie und –forschung*. Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag. 25–38.

Rommelspacher, Birgit (2010): Ethnische Minderheiten in der psychosozialen Beratung. Dynamiken von Integration und Segregation. http://www.birgit-rommelspacher.de/pdfs/Hard_to_reach.pdf. [Zugriff: 14. 8. 2015].

Rommelspacher, Birgit (2012): Kulturelle Grenzziehungen in der Sozialarbeit: Doing and undoing differences. http://www.birgit-rommelspacher.de/pdfs/Kulturelle_Grenzziehungen_A.pdf. [Zugriff: 14. 8. 2015]

Rommelspacher, Birgit (2015): Rassismen. Eine kurze vergleichende Einführung für den deutschen Kontext. In: Arndt, Susan; Ofuatey-Alazard, Nadjia (Hg.): *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk*. Münster: Unrast. 46–50.

Said, Edward W. (1995) [1978]: *Orientalism*. London: Penguin.

Saldaña, Johnny (2009): *The Coding Manual for Qualitative Researchers*. London: SAGE.

Salgado, Rubia (2014): Redebeitrag bei der Tagung: „Deutsch als Zweitsprache. Emanzipation, Ermächtigung und Gewalt?“. 31. 3. 2014. Linz. Eigene Mitschrift.

Schiedel, Heribert (2014): „National und liberal verträgt sich nicht“. Zum rechtsextremen Charakter der FPÖ. In: Forschungsgruppe Ideologien und Politiken der Ungleichheit (Hg.): *Rechtsextremismus. Entwicklungen und Analysen – Band 1*. Wien: Mandelbaum. 113–144.

Schirilla, Nausikaa (2014): Postkoloniale Kritik an Interkultureller Philosophie als Herausforderung für Ansätze interkultureller Kommunikation. In: Jammal, Elias (2014) (Hg.): *Kultur und Interkulturalität. Interdisziplinäre Zugänge*. Wiesbaden: Springer VS. 157–168.

Schirilla, Nausikaa (2016): *Migration und Flucht. Orientierungswissen für die Soziale Arbeit*. Stuttgart: W. Kohlhammer.

Schubert-Lehnhardt, Viola (2009): Zur Beteiligung von Frauen an nationalsozialistischen Verbrechen im Gesundheitswesen: Fallstudien aus der Region des heutigen Sachsen-Anhalt. In: Frietsch, Elke; Herkommer, Christina (Hg.): *Nationalsozialismus und Geschlecht. Zur Politisierung und Ästhetisierung von Körper, ‚Rasse‘ und Sexualität im ‚Dritten Reich‘ und nach 1945*. Bielefeld: transcript. 298–311.

Schultz, Dagmar (1990): Unterschiede zwischen Frauen – ein kritischer Blick auf den Umgang mit „den Anderen“ in der feministischen Forschung weißer Frauen. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis (Hg.): *Geteilter Feminismus. Rassismus. Antisemitismus. Fremdenhaß*. Köln: Eigenverlag des Vereins Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis e. v. 45–57.

Enzenhofer, Bettina (2015): Ein neuer Anlauf. Interview mit Angela Schwarz. <http://www.anschlaege.at/feminismus/2015/09/ein-neuer-anlauf/>. [Zugriff: 5. 6. 2016].

Schwarzer, Alice (2016): Alice Schwarzer. <http://www.aliceschwarzer.de/start/>. [Zugriff: 15. 5. 2016].

Seithe, Mechthild (2012): *Schwarzbuch Soziale Arbeit*. Wiesbaden: Springer VS.

Sow, Noah (2008): *Deutschland Schwarz Weiß. Der alltägliche Rassismus*. München: Bertelsmann.

Sow, Noah (2015a): Rassismus. In: Arndt, Susan; Ofuatey-Alazard, Nadja (Hg.): *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk*. Münster: Unrast. 37.

Sow, Noah (2015b): „Positiv“rassismus. In: Arndt, Susan; Ofuatey-Alazard, Nadja (Hg.): *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk*. Münster: Unrast. 658–659.

Spivak, Gayatri Chakravorty (1990): *The Post-Colonial Critic. Interviews, Strategies, Dialogues*. New York/London: Routledge.

Spivak, Gayatri Chakravorty (1996): *The Spivak Reader*. New York: Routledge.

Spivak, Gayatri Chakravorty (1999): *A Critique of Postcolonial Reason. Toward a history of the vanishing present*. Cambridge u. a.: Harvard University Press.

Spivak, Gayatri Chakravorty (2008a): Can the Subaltern Speak? In: Buden, Boris u. a. (Hg.): *Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation*. Wien: Turia + Kant. 17–119.

Spivak, Gayatri Chakravorty (2008b): Ein Gespräch über Subalternität. In: Buden, Boris u. a. (Hrsg.): *Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation*. Wien: Turia + Kant. 119–149.

Stark, Christian (2008): Die Rolle der Fürsorge im Nationalsozialismus. Lernt die Sozialarbeit aus der Geschichte? *SIO: Sozialarbeit in Oesterreich. Zeitschrift für Soziale Arbeit, Bildung und Politik*, Heft 3, 34–39.

Staub-Bernasconi, Silvia (2008): Menschenrechte in ihrer Relevanz für die Theorie und Praxis Sozialer Arbeit. Oder: Was haben Menschenrechte überhaupt in der Sozialen Arbeit zu suchen? <https://www.unisiegen.de/zpe/projekte/menschenrechte/staubbmenschenrechtewider-sprueche.pdf>. [18. 4. 2016].

Sternhauser, Werner (2009): Ilse (von) Arlt als Begründerin der SozialarbeiterInnenausbildung im Alten Österreich und Theoretikerin einer zu schaffenden Fürsorgewissenschaft. In: Maiss, Maria; Pantucek, Peter (Hg.): *Die Aktualität des Denkens von Ilse Arlt*. Wiesbaden: Springer VS. 37–44.

Strobl, Natascha (2015): Zehn Dinge, die wir über Pegida gelernt haben. 5. 2. 2015. <http://mosaik-blog.at/zehn-dinge-die-wir-ueber-pegida-gelernt-haben/>. [Zugriff: 9. 6. 2016].

Teidelbaum, Lucius (2014): Obdachlosenhass und BettlerInnenfeindlichkeit in Österreich. In: Forschungsgruppe Ideologien und Politiken der Ungleichheit (Hg.): *Rechtsextremismus. Entwicklungen und Analysen – Band 1*. Wien: Mandelbaum. 170–197.

Tißberger, Martina (2013): *Dark Continents und das UnBehagen in der weißen Kultur*. Münster: Unrast.

Truth, Sojourner (1851): Ain't I a Woman? <http://www.feminist.com/resources/artspech/genwom/sojour.htm>. [Zugriff: 6. 5. 2016].

Verein für antirassistische Öffentlichkeitsarbeit (2005): *1000 Jahre Haft. Operation Spring & institutioneller Rassismus. Resümee einer antirassistischen Gruppe*. Wien.

verein maiz (2014): *pädagogische reflexivität in der basisbildung*. Wien.

Volkshochschule Rudolfsheim-Fünfhaus (2015): Leben in der Migrationsgesellschaft.
<http://www.vhs.at/15-vhs-rudolfsheim-fuenfhaus/izks0/diplomlehrgang-leben-in-der-migrationsgesellschaft.html>. [Zugriff: 20. 8. 2015].

Voß, Heinz-Jürgen (2011): *Geschlecht. Wider die Natürlichkeit*. Stuttgart: Schmetterling.

Wachendorfer, Ursula (1998): Soziale Konstruktionen von Weiß-Sein. Zum Selbstverständnis Weißer TherapeutInnen und BeraterInnen. In: Castro Varela, María do Mar; Schulze, Sylvia; Vogelmann, Silvia; Weiß, Anja (Hg.): *Suchbewegungen. Interkulturelle Beratung und Therapie*. Tübingen: Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie. 49–60.

Walker, Jack (2012): Trans*Menschen und Soziale Arbeit. Mit welchen spezifischen Problemlagen sehen sich trans*Menschen in der Schweiz konfrontiert und welchen Beitrag kann die Soziale Arbeit zur Verbesserung ihrer Lebensumstände leisten? http://www.transgender-network.ch/wp-content/uploads/2011/08/2012_03_15_Walker-Jack_Trans_Menschen_und_Soziale_Arbeit_Bachelorarbeit.pdf. [Zugriff: 15. 9. 2015].

Wallner, Claudia (2008): Frauenarbeit unter Männerregie oder Männerarbeit im Frauenland? Einblicke in die Geschlechterverhältnisse sozialer Fachkräfte im Wandel Sozialer Arbeit. In: Böllert, Karin; Karsunky, Silke (Hg.): *Genderkompetenz in der Sozialen Arbeit*. Wiesbaden: Springer VS. 29–45.

Weidinger, Bernhard (2008): Zum Verhältnis von Rassismus, Antisemitismus und Israelkritik. In: Gomes, Bea; Schicho, Walter; Sonderegger, Arno (Hg.): *Rassismus*. Beiträge zu einem vielgesichtigen Phänomen. Wien: Mandelbaum. 227–255.

West, Candace; Zimmerman, Don H. (1987): Doing Gender. In: *Gender & Society*, Vol. 1, Iss.2, 125–151.

Witzel, Andreas (1982): *Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen*. Frankfurt/New York: Campus.

Wollrad, Eske (2005): *Weißsein im Widerspruch. Feministische Perspektiven auf Rassismus, Kultur und Religion*. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer.

Yurtsever-Kneer, Selcuk (2004): Strategien feministischer Migrantinnenpolitik. <http://www.trend.infopartisan.net/trd0104/t110104.html>. [Zugriff: 1. 5. 2016].

ZARA (2015): ZARA. Zivilcourage und Anti-Rassismus-Arbeit. <http://www.zara.or.at/>. [Zugriff: 1. 4. 2016].

Zehetner, Bettina (2012): *Krankheit und Geschlecht. Feministische Philosophie und psychosoziale Beratung*. Wien/Berlin: Turia + Kant.

Zinflou, Sascha (2007): Entwurfsmuster des deutschen Rassismus: Ein theoretischer Überblick. In: Ha, Kien Nghi; Lauré al-Samarai; Mysorekar, Sheila (Hg.): *re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland*. Münster: Unrast. 55–64.

7.1.2 Interview-Verzeichnis

I1: 23. 11. 2015, persönliches Interview, Länge: ca. 74 Min.

I2: 26. 11. 2015, persönliches Interview, Länge: ca. 58 Min.

I3: 7. 12. 2015, persönliches Interview, Länge: ca. 78 Min.

I4: 11. 12. 2015, persönliches Interview, Länge: ca. 77 Min.

I5: 16. 12. 2015, persönliches Interview, Länge: ca. 41 Min.

8 Anhang

8.1 Begriffsverwendungen und Schreibweisen

Sprache bildet Realitäten nicht nur ab, sondern schafft sie. Kien Nghi Ha schreibt dazu: „Der Streit über Begriffe und Ansätze ist auch immer ein Streit über Weltdeutungen und die Macht, sich selbst und andere nach eigenen Maßstäben zu benennen und geschichtlich einzuordnen.“ (Ha 2014)

Um der Bedeutung des Sprachgebrauchs gerecht zu werden, werde ich in diesem Abschnitt zentrale Begrifflichkeiten dieser Arbeit und deren Schreibweisen erläutern.²⁶⁷ In der Einleitung meiner Arbeit wird auf das Dilemma aufmerksam gemacht, das dadurch entsteht, dass Diskriminierungen einerseits benannt werden müssen, andererseits aber genau durch diese Benennung Differenzlinien wieder verstärkt werden. Es stellt sich deshalb permanent das Problem des richtigen Sprechens und seine Unmöglichkeit. „[D]ie Verstrickung in rassistische Diskurse, Denkmuster und Strukturen [macht] auch vor Antirassist_innen nicht Halt“. (Mayer 2013)

Wie Noah Sow feststellt, „ist [es] immer noch ein großer Unterschied, wie man sich selbst bezeichnet und wie man genannt wird.“ (Sow 2008: 25, Hervorhebung im Original) Selbstbezeichnungen von Menschen und Gruppen werden deshalb in dieser Arbeit berücksichtigt, was nicht heißt, dass sie nicht auch umkämpft wären. Da Selbstbenennungen als Selbst-Ermächtigung und antirassistische Strategie angewandt werden (Ha 2004), können auch nicht alle Selbstbezeichnungen ungefragt von Angehörigen der Dominanzgesellschaft übernommen werden.

Zuerst erfolgt eine kurze Erläuterung mancher Schreibweisen, die ich verwende. Dann werden zentrale Begriffe in alphabetischer Reihenfolge angeführt, wobei zur besseren Orientierung der jeweilige Begriff als Überschrift steht.

Vorauszuschicken ist, dass Kursivsetzungen erfolgen, um auf Prozesse des „Differentmachens“ (Castro Varela/Dhawan 2015: 164) und diskursive Herstellungen der vermeintlich *Anderen* aufmerksam zu machen. Beispielsweise werden die Wörter *Andere/anders* kursiv gesetzt, wenn

²⁶⁷ Es sei gleich vorausgeschickt, dass es nicht möglich ist, dieses Thema erschöpfend zu behandeln. Es sei deshalb an dieser Stelle auf das Nachschlagewerk „Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache“, herausgegeben von Susan Arndt und Nadja Ofuatey-Alazard (2015) verwiesen.

sie *Othering*-Prozesse implizieren. Auch die Kategorienbenennungen *Geschlecht* und *race* werden kursiv gesetzt, um auf ihre Konstruktion hinzuweisen.

Um abzubilden, dass die (*weiße*) *Norm* konstruiert ist, wird auch mit den Begriffen *weiß* und *Norm* so verfahren. Wenn ich mich die homogenisierte Darstellung einer Gruppe betonen will, setze ich den Artikel kursiv (z. B. *die* Migrantin/nen).

In Anlehnung an die Herausgeberinnen* des Buches „Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland“ (Eggers et al 2009) setze ich das Wort >Rasse< zwischen Spitzklammern. Ich tue dies primär im Kapitel über die Fürsorgepolitiken im Nationalsozialismus, um auf nationalsozialistische >Rasse<konstrukte aufmerksam zu machen. Ebenso gehe ich mit anderen nationalsozialistisch geprägten Begriffen wie >Arier_in<, >arisch<, >asozial< und >arbeitsscheu< um.

Da die Konstruktionsmöglichkeiten durch Sprache unbegrenzt sind, ist klar, dass diese getroffene Auswahl, was kursiv und zwischen Spitzklammern gesetzt wird, subjektiv ist.

In Bezeichnungen von Einrichtungen und Originalzitaten bleiben die Originalschreibweisen enthalten.

Begrifflichkeiten (in alphabetischer Reihenfolge)

Geschlecht

Geschlecht ist sowohl im Kontext von Migration als auch generell in der Sozialen Arbeit eine wichtige Analysekategorie und Diskriminierung aufgrund von *Geschlecht* soll sichtbar gemacht werden. Deshalb wird, wenn ich mich auf als Frauen* sozialisierte Menschen beziehe, die weibliche* Schreibweise verwendet. Um auf die Konstruiertheit der Kategorie *Geschlecht* hinzuweisen und das dominierende Konzept der Zweigeschlechtlichkeit infrage zu stellen, werde ich bei vergeschlechtlichten Begriffen den Asterisken (*) beifügen.²⁶⁸ Wenn Menschen verschiedener Geschlechter gemeint sind, wird die Schreibweise mit Gender Gap (__) verwendet. Ich verwende diese Schreibweisen konsequent in der ganzen Arbeit. An manchen Stellen mag dies vielleicht nicht angemessen erscheinen, weil in gewissen historischen Epochen (auch in frauen*bewegten Zusammenhängen) die Infragestellung des biologisch gegebenen *Geschlechts*

²⁶⁸ Ich verwende diese Schreibweise nur bei Substantiven und bei den Adjektiven „männlich*“ und „weiblich*“, jedoch nicht bei Subjektpronomen, Personalpronomen et cetera.

nicht möglich und nicht erwünscht war. Ich verwende diese Schreibweise dennoch und in der Überzeugung, dass es schon immer und in allen Kontexten Menschen gegeben hat, die unter dem Zwang zur Zweigeschlechtlichkeit und den gesellschaftlichen Erwartungen, die mit der Kategorie *Geschlecht* verbunden sind, gelitten haben und die sich nicht in diesem Zweigeschlechtersystem verorten wollten. Dies soll so sichtbar gemacht werden. Da ich mit Butler davon ausgehe, dass *Geschlecht* konstruiert ist und auch das sogenannte biologische *Geschlecht* diskursiven Konstruktionsprozessen unterworfen ist, wird der Begriff *Geschlecht* kursiv gesetzt. Damit soll auch auf die Existenz vielerlei *Geschlechter* aufmerksam gemacht werden. Ich bevorzuge den deutschen Begriff *Geschlecht*, da er das soziale und vermeintlich biologische *Geschlecht* beinhaltet, während der Begriff *gender* auf die sex-gender-Dichotomie rekurriert.

Migrantin*

Der Begriff Migrantin* ist keine statische Kategorie, sondern ein komplexes Konzept, das auch in dieser Arbeit mit unterschiedlichen Bedeutungsinhalten gefüllt ist. Im Kontext des Berufsfeldes der Migrantinnen*beratung wird die Anrufung von Migrantinnen* als Zielgruppe auch von Fördergeberinnen* gefordert und gefördert. (Vgl. Mecheril/Melter 2010: 124; 128) Im empirischen Teil ist die Frage danach, wer in einer Sozialeinrichtung als Migrantin* definiert wird, im Interviewleitfaden inkludiert.

Im Theorieteil der Arbeit verwende ich den Begriff bevorzugt im Sinne einer Selbstbezeichnung im Sinne der Aktivistinnen* von FeMigra, die ihn so beschreiben: „Die Bestimmung unserer eigenen politischen Identität als Migrantinnen verstehen wir als Gegenentwurf, als Bezeichnung eines oppositionellen Standorts.“ (Femigra 1994) Sie erläutern weiters, warum sie diesen Begriff gewählt haben, da ihnen klar wurde,

daß die Kategorie Schwarz unsere spezifischen Erfahrungen nicht fassen kann. Denn zum einen ist unsere Hautfarbe nicht schwarz und zum anderen bringt diese Kategorie den Grund für unsere Anwesenheit in Deutschland nicht zum Ausdruck. Der Begriff Migrantin dagegen kennzeichnet den Schritt der Immigration, den zum Teil unsere Eltern oder auch wir selbst machten, vor allem aber unterstreicht er die politisch-soziale Komponente des Vergesellschaftungsprozesses. Am Beispiel der Migration wird die Funktion des Rassismus in der nationalen und internationalen Arbeitsteilung deutlich. (Femigra 1994)

Der Begriff der Migrantin*, im Sinne von FeMigra, ermöglicht die Benennung von rassistischer und sexualisierter Gewalt, gibt den betroffenen Subjekten aber auch Handlungsmacht in dem Sinne, dass Migrantin* zu sein auch bedeuten kann, den Prozess der Migration mit all seinen

Herausforderungen angenommen zu haben und eine gesellschaftliche Position einzunehmen, von der aus gesprochen und gehandelt werden kann.

People of Color

Der Begriff People of Color²⁶⁹ (PoC) wird als Selbstbezeichnung genutzt und soll auf die Verbundenheit durch Rassismuserfahrungen aufmerksam machen. In den USA bezeichnet der Begriff seit der Black-Power-Bewegung der 1960er Jahre all jene, „die rassistischer Diskriminierung ausgesetzt sind und von der WASP²⁷⁰-Dominanzgesellschaft ausgeschlossen werden.“ (Ha 2007a: 35f)

Die politische Intention dieser Begriffsbildung war und ist es, die Gemeinsamkeiten verschiedener Rassismuserfahrungen zu betonen, um Solidaritäten zwischen den unterschiedlichen Gruppen zu ermöglichen und so genau das zu tun, was Rassist_innen zuwider ist: Gemeinsam gegen Rassismus zu kämpfen. Da „[r]assistischen Ideologien (...) stets die Idee zugrunde [liegt], Menschen in unterschiedliche Gruppen einzuteilen“ (Zinflou 2007: 56), liegt das widerständige Moment der Bezeichnung eben darin, diese Unterteilung zu verweigern. Der PoC-Begriff „bezieht sich auf alle rassifizierten Menschen, die in unterschiedlichen Anteilen über afrikanische, asiatische, lateinamerikanische, arabische, jüdische, indigene oder pazifische Herkunft oder Hintergründe verfügen.“ (Ha 2007a: 37) Sheila Mysorekar verdeutlicht: „Weiße haben ein Interesse daran, daß AfrikanerInnen und AsiatInnen nicht zusammenhalten, denn dieser Zusammenschluß könnte die weiße Vormachtstellung bedrohen.“ (Mysorekar 1999: 111) Der Begriff wird somit verwendet, um der *weißen* Herrschaftsstrategie des gegeneinander Ausspielens der unterschiedlichen Betroffenengruppen gegeneinander entgegenzuwirken und kein Rassendenken zu reproduzieren. (Ha 2007a: 31)

Auf diese Weise kann ein analytischer wie politischer Rahmen geschaffen werden, in dem sich Unterschiede, Gemeinsamkeiten sowie Überlagerungen unterschiedlicher Unterdrückungsverhältnisse und Ausbeutungszusammenhänge von People of Color in einem postkolonialen Kontext thematisieren lassen. [...] Indem die kommunalen Grenzen marginalisierter Gruppen überschritten werden, findet eine Bündelung von Kräften und eine erweiterte Solidaritätspolitik statt. Dadurch wird die tradierte Weiße Dominanzstrategie des Teilens und Herrschens unterlaufen und die Effektivität anti-rassistischer Interventionen erhöht.“ (Ha 2007a: 37)

Der Begriff ist dennoch umstritten. Seine Stärke, nämlich die diskursive Zusammenführung verschiedener Gruppen, ist gleichzeitig aufgrund deren Heterogenität auch seine Schwäche.

²⁶⁹ Zur detaillierten Geschichte des Begriffs seit der Zeit der Sklaverei siehe Kein Nghi Ha (2007: 31ff).

²⁷⁰ WASP steht für White-Anglo-Saxon-Protestant und bezieht sich auf die US-Dominanzgesellschaft, auf die eben jene Attribute zutreffen. (Vgl. Ha 2007a: 35)

Vieldiskutiert ist zudem die Bezugnahme auf Hautfarbe, die als biologisch interpretiert werden kann und die eine begriffliche Nähe zum problematischen Begriff „coloured“ darstellt. (Vgl. Ha 2007a: 34f)

Andererseits weisen People of Color immer wieder auf die Bedeutung der Hautfarbe als auffallende Physiognomie (vgl. Prasad 1994: 31), die auch bei rassistischen Übergriffen und Racist Profiling eine bedeutende Rolle spielt, hin.

Spezifischere Bezeichnungen wie Women of Colour, Feminists of Colour oder Queers of Colour weisen auf die speziellen Situationen und infolge Ausgrenzungserfahrungen hin. (Dean 2015: 599f)

Race/>Rasse<

Die Schreibweise des Begriffes >Rasse< wurde bereits erläutert. Ich verwende den Begriff an manchen Stellen, da ich mit Eske Wollrad der Meinung, dass der häufig verwendete Anglizismus „race“²⁷¹ zwar als Analysekategorie sinnvoll ist, jedoch „die Gefahr der Verharmlosung [birgt]“ (Wollrad 2005: 18). Mecheril sieht das so: „[H]ier gibt es nur einen Namen, der die reale Gewalttätigkeit nicht unterschlägt: >Rasse<. Das Wort ist böse, es sticht, es tut weh – kein anderes Zeichen, das besser passte. (Mecheril 1997: 198) Die Vermutung, dass der Begriff aber doch primär jene schmerzt, die eben unter jenem Begriff rassistisch subsummiert werden, bringt mich dazu, das Wort doch sparsam zu gebrauchen. Ich verwende >Rasse< deshalb primär, wenn ich auf nationalsozialistische >Rasse<konstruktionen Bezug nehme. Wenn ich die „Wissens- und kritische Analysekategorie“ (Eggers et al 2009: 13) benennen will, verwende ich deshalb den englischen Begriff *race* und setze ihn kursiv.

Schwarz

„Schwarz“ wird, auch als Adjektiv, groß geschrieben, da das Wort als politische Selbstbezeichnung die Geschichte politischer Kämpfe Schwarzer Menschen in sich trägt. (Eggers u. a. 2009: 13; Sow 2008: 19) Noah Sow stellt dazu außerdem fest:

Dass ‚Schwarz‘ (...) immer groß geschrieben wird, soll darauf aufmerksam machen, dass es kein wirkliches Attribut ist, also nichts ‚Biologisches‘, sondern dass es eine politische Realität

²⁷¹ Der übrigens, wenn auch auf völlig andere Art und Weise, auch schon von Kant verwendet wurde womit die Relativierung von Begrifflichkeiten und die Wichtigkeit ihrer historischen Kontextualisierung sowie die Sprecher_innenposition (vgl. Piesche 2009b: 30ff).

und Identität bedeutet. Auch hat ‚Schwarz‘ den Vorzug, dass es ein selbst gewählter Begriff ist und keine Zuschreibung. (Sow 2008: 19)

Soziale Arbeit/Sozialarbeit

Das Forschungsfeld dieser Arbeit, die Migrantinnen*beratung, wird dem Arbeitsfeld der Sozialen Arbeit²⁷² zugeordnet. Im Allgemeinen wird unter dem Begriff „Soziale Arbeit“ die Zusammenführung von Sozialarbeit und Sozialpädagogik gemeint (vgl. Bakic/Diebäcker/Hammer 2008b), ich möchte ihn aber noch weiter fassen. Gerade im Beratungsbereich arbeiten Menschen mit unterschiedlichen Ausbildungen wie Psycholog_innen, Sozialarbeiter_innen, Pädagog_innen, Politikwissenschaftler_innen, Genderforscher_innen, Therapeut_innen und Soziolog_innen, um nur einige zu nennen. Sie alle leisten Soziale Arbeit und sind deshalb in dieser Arbeit gemeint. Ich verwende an manchen Stellen auch den Begriff der Sozialarbeit, um Wortwiederholungen zu vermeiden. Wenn ich mich an manchen Stellen dezidiert auf die Ausbildung an den Fachhochschulen für Soziale Arbeit (vormals Sozialakademien) beziehe, so liegt das daran, dass ich selbst vor dem Studium der Gender Studies die Akademie für Sozialarbeit absolviert habe und mir diese Ausbildung und dieses Berufsbild vertraut sind. Es geht in dieser Arbeit aber nicht um berufspolitische Diskussionen, sondern darum, Herausforderungen im Arbeitsfeld der Migrantinnen*beratung aufzuzeigen.

Weiß

*Weiß*sein ist ein instabiles Konstrukt, mit dem allerdings Macht und Privilegien verbunden sind. *Weiß* wird kursiv gesetzt, „um den Konstruktcharakter markieren zu können und diese Kategorie ganz bewusst von der Bedeutungsebene des Schwarzen Widerstandspotenzials [...] abzugrenzen.“ (Eggers et al 2009: 13) Als Adjektiv verwendet, wird es klein geschrieben, *Weiß*sein wird hingegen groß geschrieben, um auf den Dominanzgehalt und die Konstruktion hinzuweisen (Amesberger/Halbmayer 2008: 11). Ich verwende den deutschen Begriffe „*Weiß*sein“ anstatt jenem der „Whiteness“ der Critical Whiteness Studies, da ich mit Eggers u. a. der Meinung bin, dass damit historische Kontinuitäten im deutschsprachigen Raum besser beschrieben werden und so, „der diskursive Bogen zwischen Antisemitismus und Rassismus, Kolonialismus und

²⁷² In dem Wissen, dass soziale Arbeit größtenteils unentgeltlich und nicht im Rahmen von Arbeitsverhältnissen geleistet wird, wird die Profession der Sozialen Arbeit groß geschrieben.

Nationalsozialismus, Transatlantischem Sklavenhandel, kolonialem Genozid und der Shoa [benannt wird]“ (Eggers u. a. 2009: 12), ohne historische Singularitäten infrage zu stellen²⁷³.

Wie durchlässig die Zuschreibung des *Weiß*seins ist, wird auch an antisemitischen Diskursen rund um das vermeintliche Scharz- oder *Weiß*sein von Jüdinnen*Juden* deutlich. (Gilman 2009: 394ff). Jüdinnen*Juden wurden, je nach Herkunft und Epoche, verschiedene Hautfarben zugesprochen und die Betroffenen dementsprechend einer Bewertung unterzogen. (Ebd.: 400) Eine bloße Analyse von Ungleichheiten entlang der Achsen Schwarz und *weiß* ist deshalb unzureichend. Cross et al (1982) stellen in Bezug auf die USA fest, dass auch *weiße* Bevölkerungsgruppen, die nicht “Anglo-Saxon-Protestants” (Cross et al 1982: 54) sind, Diskriminierungen erleiden. Auch *weiße* Migrant_innen in Österreich erfahren Rassismen.

Dennoch ist die Benennung von *Weiß*sein und den damit einhergehenden machtvollen Positionen und Privilegien wichtig. Wie Rommelspacher feststellt, bezeichnen sich *Weiße* nicht gerne als *weiß*²⁷⁴. (Rommelspacher 1995: 133) Dies hängt mit einer Schuldabwehr bezüglich der Geschichten von Kolonialisierung und Nationalsozialismus zusammen. (Ebd.: 135)

Teilweise verwende ich den Begriff „nicht-*weiß*“ beziehungsweise, substantivisch gebraucht, „Nicht-*Weiße*“, da dieser Begriff den Fokus auf die Hautfarbe der Täter_innen legt und das „nicht“ ebenso auf die nicht-vorhandenen Privilegien „Nicht-*Weißer*“ rekurriert. (Amesberger/Halbmayer 2005: 19)

²⁷³Diese historischen Kontinuitäten werden beispielsweise von Arndt gut dargestellt (2009: 24ff).

²⁷⁴ Dies trifft allerdings nur auf jene zu, die sich selbst als nicht rassistisch sehen. (Rommelspacher 1995: 135) Rechtsextreme konstruieren sich selbst sehr wohl als *weiß*.

8.2 Interviewleitfaden

Einstieg: Fragen zur Zielgruppe und zur Arbeit (Problemlagen, Einstellungen):

- Zielgruppen: Definition Migrantin*?/Frau*?/Transgender-Offenheit?
- Können Sie mir ein besonders schönes und ein besonders schwieriges Erlebnis aus Ihrem Arbeitsalltag schildern?

Umgang mit schwierigen Situationen/Reflexionsmöglichkeiten:

- Mit welchen Problemen sind Sie in Ihrer Beratungstätigkeit konfrontiert?
- Welche speziellen Herausforderungen erleben Sie in der Arbeit mit Migrantinnen*?
- Rassismus und Sexismus / Intersektionalität / Umgang damit?
- Diskriminierungserfahrungen in Sozialeinrichtungen?
- Unterstützung/Reflexion/Menschen/Theorien/Texte?

Grundhaltung/Anforderungen/Ziele:

- Fähigkeiten
- Grundhaltung
- Ziele (Institution/Geldgeber_in/Auftraggeber_in)?

Institution/Ambivalenzen:

- Anforderungen an die Beraterinnen* seitens der Institution?
 - o Positionierung zur Forderung, dass nur oder mehr Migrantinnen* im Migrationsbereich arbeiten?
 - o Inwieweit erscheint es wichtig, dass Frauen* Frauen* beraten?
- Die Institution deklariert sich.../Was bedeuten diese Begriffe Ihrer Meinung nach?
- Merkmale feministischer, antirassistischer Beratung?
Gibt es ein feministisches/antirassistisches Selbstverständnis in der Institution?
- Es gibt die Kritik, dass sich Soziale Arbeit nicht radikal genug für Unterdrückte einsetzt, sondern primär Herrschaftsinstrument ist und der Staat durch Soziale Arbeit Kontrolle ausübt.
 - o Inwieweit trifft das zu? Widerstand? Meinung Arbeitgeber_in?

Repräsentation/Allianzen/Solidaritäten/Politiken

- Welchen Stellenwert hat Solidarität in Ihrer Arbeit?

- Welche Möglichkeiten sehen Sie im Rahmen Ihrer Arbeit für eine Solidarisierung mit den Betroffenen?
- Gemeinsame Sexismuserfahrungen/Rassismuserfahrungen: Solidarisierung vs. Abgrenzung
- In welchen Situationen fühlen Sie sich dazu aufgefordert, das Wort zu ergreifen/für die Betroffenen zu sprechen?
- Inwiefern soll Soziale Arbeit politische Arbeit sein?

Abschlussfragen:

- Darf ich noch fragen, wie Sie zu dieser Arbeit gekommen sind?
 - Beruflicher Werdegang?
 - Was war Ihre Motivation, hier zu arbeiten?
- Gibt es etwas, worüber Sie noch gerne sprechen würden? Etwas, das Ihnen besonders am Herzen liegt?
- Haben Sie noch Fragen?

8.3 Abstract

8.3.1 Deutsches Abstract

Diese Arbeit nimmt Rassismen und deren Intersektion mit Sexismen im Arbeitsfeld der Migrantinnen*beratung in den Fokus. Der Frage danach, welche Ausschlüsse in diesem Berufsfeld (re)produziert werden und wie Migrantinnen*beraterinnen* damit umgehen, wird durch Literaturrecherche und durch fünf Interviews mit Beraterinnen* nachgegangen. Während in der sozialarbeiterischen Fachliteratur primär entweder feministische oder rassismuskritische Zugänge zu Sozialer Arbeit diskutiert werden, werden in dieser Arbeit beide Ansätze zusammengeführt. Die Arbeit schließt so eine Forschungslücke im Bereich der Kritischen Sozialarbeits- sowie der Kritischen Migrationsforschung.

8.3.2 English Abstract

This thesis focuses on racism and its intersections with sexism in the field of Social Work, especially in the context of counseling services for migrant women. While literature of Social Work usually treats the topic of feminist Social Work separated from anti racist Social Work, the two aspects are brought together in this thesis. The theoretical framework therefore is post-colonial critique as well as critical literature from the field of pedagogy. For the empirical part five interviews with consultants of migrant women have been conducted. The emphasis was put on how they situate themselves in contrast to the women they work with and to the discrimination migrant women suffer from. As Social Work is part of a racist and sexist society, social workers have to position themselves clearly on the side of the marginalized and contextualize their work as political work.